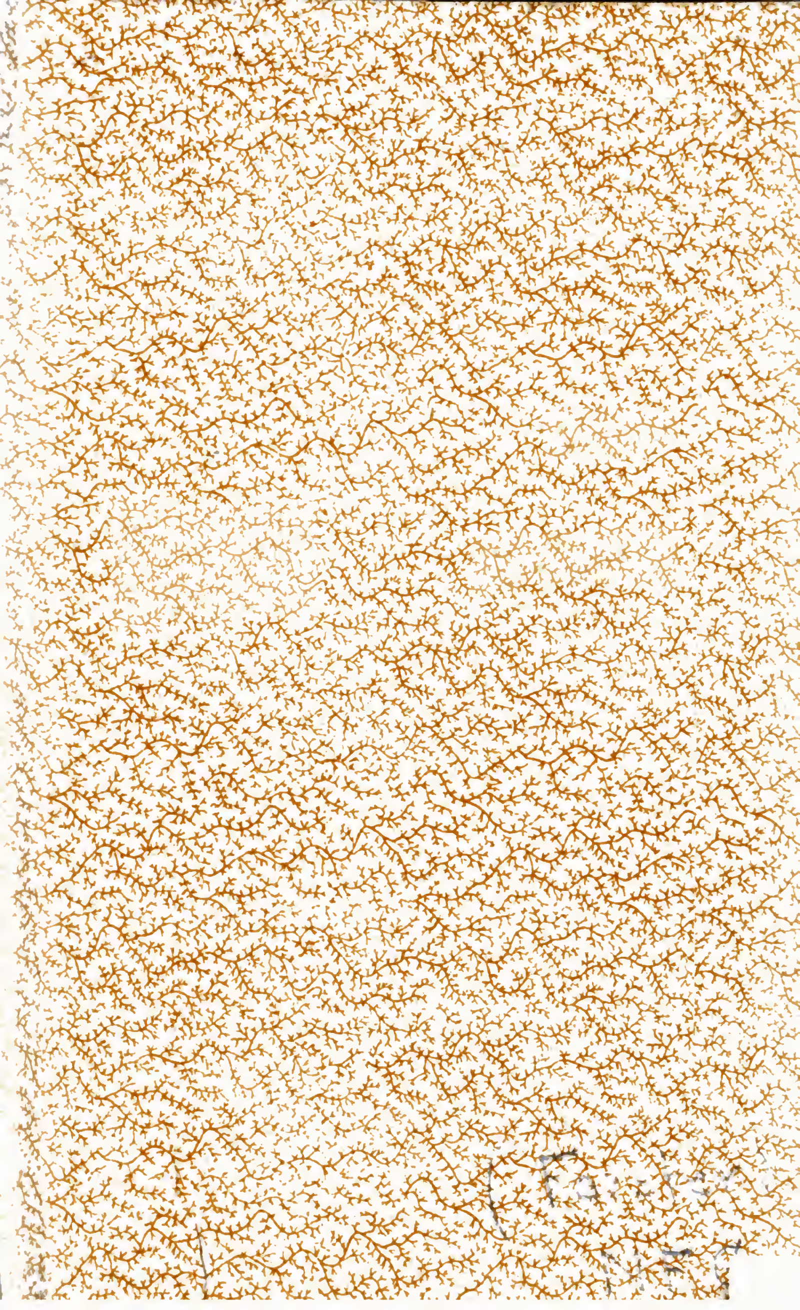
-6. BD. KLEINE SCHRIFTEN

Georg Forster, Johann Reinhold Forster, ...







Georg Forster's sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von dessen Tochter
und begleitet
mit einer Charakteristik Forster's
von
G. G. Gervinus.

In neun Bänden.

Vierter Band.

Kleine Schriften.
Erster Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1843.

Inhalt des vierten Bandes.

Kleine Schriften.

Ein Beitrag zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens.

Seite

Erster Theil.

Kleine Schriften.

Ein Beitrag

zur Völker- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens.

Erster Theil.

Die Nordwestküste von Amerika und der dortige Pelzhandel.

Impiger extremos currit mercator ad Indos,
Per mare pauperiem fugiens per saxa, per ignes.

Einleitung.

§. 1. Der Zeitpunkt nähert sich mit schnellen Schritten, wo der ganze Erdboden dem europäischen Forschungsgeiste offenbar werden und jede Lücke in unseren Erfahrungswissenschaften sich, wo nicht ganz ausfüllen, doch in so weit ergänzen muß, daß wir den Zusammenhang der Dinge, wenigstens auf dem Punkt im Aether den wir bewohnen, vollständiger übersehen können. Bald ist es Nationaleitelkeit, bald politisches Interesse, Spekulation des Kaufmanns, oder Enthusiasmus für Wahrheit, was auf jenes Ziel hinarbeitet und dem wichtigen Endzwecke mit oder ohne Bewußtsein dienen muß. Wie greifen alsdann die Räder des großen kosmischen Mechanismus so wunderbar in einander! Könige müssen mit der Macht den Willen verbinden, die Erdkunde zu erweitern; ein Cook muß aus dem großen Haufen seiner Zeitgenossen, wie ein schöner Stern hervorgehen; eigner Trieb muß Männer, wie Banks und Solander, wie Thunberg, Pallas, Sparrmann, Bruce, le Vaillant, Hearne, Jones, Phillip, Volney, Savary, Anquetil, Sonnerat, le Gentil und so viele andere fast zu gleicher Zeit beseelen, um den Mühseligkeiten des Forscheramtes zu trotzen und die schönsten Jahre ihres Lebens in entfernten Welttheilen, unter ungewohnten Himmelsstrichen und bei fremden Völkern zuzubringen; der Britte muß sich genöthigt sehen,

neue Handelszweige auszukundschaften und neuentdeckte Länder mit seinem Vaterlande näher zu verbinden; ein Pflanzvolk muß sich losreißen von dem Mutterlande; die Menschlichkeit muß den Anblick selbst eines Verbrechers in Ketten nicht ertragen können, und ein Land so groß wie Europa muß mit den verbannten Missethätern der brittischen Inseln bevölkert werden; das eigensinnige Schicksal muß wollen, daß auf einen Richterstuhl in Bengalen ein Gelehrter komme*), dessen gründliche und ausgebreitete Kenntnisse, verbunden mit der lieblichen Phantasie des Dichters, und geadelt durch richtiges Urtheil und erlesenen Geschmack, auch unter mehrere Menschen vereinzelt hinreichend wären, sie alle berühmt zu machen; — und kurz, unzählige Verhältnisse, deren verborgener Verkettung wir hier nicht nachgehen können, müssen zusammentreffen, um in einem Decennium mehr Entdeckungen zu concentriren, als seit drei Jahrhunderten durch Zufall oder Absicht ans Licht getreten sind; müssen sich wunderbar kreuzen und verbinden, um dem aufgeklärten Theile der Bewohner von Europa Unterricht und Unterhaltung zu gewähren und unzählige Bilder von den entferntesten Weltgegenden vor ihrem Geistesauge vorüberschweben zu lassen.

§. 2. Es hieße der Einsicht unserer Zeitgenossen spotten, wenn wir uns bei dem Beweise aufhalten wollten, daß ihr Gewinn von diesem Studium unzertrennlich ist. Mit der Verwickelung unserer gegenseitigen Beziehungen ist es dahin gekommen, daß wir dem Bedürfnisse des Jahrhunderts, welches zur Einsammlung dieser Kenntnisse den Sporn hergab, auch die Verbreitung und allgemeine Aufnahme derselben gänzlich anheimstellen können. Die Thätigkeit der Menschen hat, wenigstens in unserm Welttheil, den Punkt erreicht, wo sie jene allgemeinen Impulsionen aufhebt, welche ehedem das Gleichgewicht der Völker zerrütteten; Krieg ist in unserm Zeitalter kaum noch möglich, und alle mechanische Kräfte, die dem Menschen zu Gebote stehen, sind so scharf berechnet, daß die Vernachlässigung der einen, oder die Verschwendung der andern sich selbst unausbleiblich durch politische Ohnmacht bestraft. Das Phänomen der politischen und bürgerlichen Freiheit, welches zu den Merkwürdigkeiten dieser Zeit gehört, ist die unmittelbare Folge jener höheren Staatskunst, welche

*) Sir William Jones, der in der klassischen, orientalischen und neueren Litteratur Proben seiner Kenntnisse abgelegt hat.

alle Hoffnung verloren hat, durch Eroberung ihr Glück zu machen, und jetzt nur in dem Maaße, wie sie physische und metaphysische Kräfte im Innern des Staats in Bewegung setzt, ihre Präponderanz behaupten kann. Das Studium der Natur und des Menschen, welches gegenwärtig so schnell und sicher zu den wichtigsten Resultaten führt, ist gleichsam ein neues Organ geworden, vermöge dessen man von der Nationalwohlfahrt und vom Einflusse lokaler Verhältnisse auf die Beschäftigungen, die Organisation und die Denkart der Menschen richtigere Begriffe erlangt; man ist in der Anwendung jener wichtigen Wahrheit, daß große Wirkungen von der Vollkommenheit der Werkzeuge abhangen, weiter fortgeschritten, und schon gibt es in der Hand des ächten Staatsmannes kein edleres, göttlicheres Instrument, als die fesselfreie, reife, entwickelte Vernunft; schon gibt es keine falsche Politik als diejenige, die der individuellen Bildung und der Spontaneität des Bürgers entgegenwirkt. Sobald der Mann am Ruder des Staats mit diesem Pfunde wuchert, dann ist es Zeit, daß auch der Privatmann in seinem engeren Wirkungskreise es geltend zu machen sucht; wenn man den intellektuellen Kräften endlich in dem Staatskörper ihre lange verkannte Würde einräumt, dann wird es mehr als jemals zum Bedürfniß des einzelnen Menschen, in einem Gedränge, wo auch ihm zum mechanischen Wirken kein Spielraum übrig bleibt, diese Schwingungen, wozu er keinen Raum bedarf, in sich selbst zu befördern, und seine Kräfte zur Vervollkommnung seines eigenen Wesens, wie zur Beförderung seines Glücks, anzuwenden.

§. 3. Wer einigermaßen mit dem Zustande unserer wissenschaftlichen Ausbildung bekannt ist, dem wird die Bemerkung nicht entgangen sein, daß, wenn gleich auf der einen Seite die Einführung einer strengen Methodik eine gewisse seichte, oberflächliche Universalität hervorbringen kann, dagegen auf der andern weniger unrichtige, falsche Vorstellungen in Umlauf kommen, als vor diesem, wo die Vernunft unter dem Joche der Autoritäten erliegen mußte und die erworbene Unwissenheit verderblicher und unheilbarer als die natürliche war. Um jenes Mißbrauches willen, dem alles Gute unterworfen ist, wird man aber doch im gegenwärtigen Falle nicht läugnen wollen, daß die Mittel zur Einsammlung gründlicher und umfassender Kenntnisse zu keiner Zeit so zahlreich und allgemein gewesen sind, als eben jetzt, da wir, ohne das Geringste von den Vorräthen unserer Lehrer

aus dem vorigen Jahrhunderte eingebüßt zu haben, alle Vortheile eines zweckmäßigeren, vorbereitenden Unterrichts genießen. Wenn sich nun zu diesen Mitteln noch die Antriebe des Bedürfnisses und der Nothwendigkeit gesellen, um uns im gegenwärtigen Zeitpunkte die schnellere Anwendung und Entwickelung unserer Geisteskräfte zum Gesetze zu machen; wird alsdann nicht von selbst folgen, daß so viele Zweige des Wissens, die man sonst trocken, ermüdend, unwichtig fand und der Spekulation oder dem Pedantismus überließ, jetzt ein allgemeines Interesse erhalten, sich mit dem ganzen System unserer Vorstellungen verweben und auf unsere Thätigkeit zurückwirken müssen? Sichtbar ist diese Verwebung und dieses Zurückwirken vorzüglich in den neueren Bemühungen, die Beschaffenheit der Erde, ihrer Erzeugnisse und Bewohner in allen ihren Theilen, selbst den entlegensten, zu erforschen. Die wissenschaftlichen Vorkenntnisse der Forscher und Entdecker erleichterten ihnen die Umfassung ihres Gegenstandes. Sobald man wußte, worauf es bei einer jeden Gattung von Beobachtungen ankäme, welche Bestimmungen noch gesucht würden; sobald man feine Unterschiede, zarte Schattirungen auffassen und Verhältnisse vervielfältigen konnte, indem man bereits ein vielseitiges Schema im Kopfe zum Ausfüllen hinzubrachte: alsobald erschöpfte man vollständiger den Bezirk, den man der Untersuchung unterwarf, und bereicherte die Wissenschaft mit richtigeren, schärfer bestimmten und gemeinnützigeren Begriffen, als zuvor.

So ist nicht nur unsere jetzige physische und statistische Kenntniß von Europa zur Vollkommenheit gediehen, sondern auch die entferntesten Welttheile gehen allmälig aus dem Schatten hervor, in welchem sie noch vor Kurzem begraben lagen. Das nördliche Asien hat uns Katharina, die Weise und Große, durch die Reisen der St. Petersburger Akademiker enthüllt, und das südliche wird uns bald der Eifer der in Bengalen gestifteten Asiatischen Gesellschaft offenbaren. Schon im ersten Bande ihrer Nachforschungen liefert sie uns einen reichhaltigen Stoff, der über die Geschichte nicht Indiens allein, sondern der gesammten Urwelt, Licht verbreitet. Auf die neuen Angaben, welche man dem Forschungsgeiste der Reisenden und der Beamten der Ostindischen Compagnie verdankt, hat bereits der berühmte Robertson seine ältere Geschichte von Indien und des in vorigen Zeiten dahin geführten Handels gegründet. Rennell's geographische Arbeiten

machen die Lage der Oerter, den Lauf der Flüsse, und die Richtungen der Gebirgsrücken in jenem merkwürdigen Lande genau bekannt; Dalrymple's Atlas ergänzt diese Kenntniß, in so fern sie dem Seefahrer wichtig ist, und sein Orientalisches Repertorium verspricht manchen wichtigen Zug zur Bezeichnung der östlichen asiatischen Reiche. Tibet wird von Bengalen aus erforscht; von Japan gibt Thunberg neuere Bemerkungen; Sumatra hat Marsden beschrieben; über die Inselgruppen, welche die Holländer in Indien besitzen, erhalten wir topographische Details von der in Batavia errichteten Gesellschaft; über die Besitzungen des türkischen Reichs und über Persien geben Niebuhr, Volney, Tott, Ohsson, Franklin richtigere Begriffe. — Afrika wird seinem Innern nach durch die Bemühungen der in England zusammgetretenen Gesellschaft näher bekannt. Die Aufhebung des Sclavenhandels, die, trotz der Barberei des jetzt sitzenden englischen Parlaments, gewiß nicht mehr weit entfernt ist, wird diesen Nachforschungen für den brittischen Handel neue Wichtigkeit verleihen. Auch hat man bereits von Matthews, Norris, und dem ungenannten Verfasser der Beschreibung von Nigritien die ersten statistischen Grundlinien von der westlichen Küste dieses Welttheils erhalten, und Isert hat in Guinea zu botanisiren angefangen. Im Norden und Osten haben Niebuhr, Forskäl, Höst, Poiret, Desfointaines, Savary, Volney und Bruce die wichtigsten Nachrichten gesammelt, so wie im Süden Thunberg, Sparrmann, Patterson und le Vaillant. — Die Unabhängigkeit, welche die Colonien in Nord-Amerika sich errungen haben, und die, welche den spanischen Colonien in den mittleren und südlicheren Gegenden dieses Welttheils bevorsteht, werden die genaue Kenntniß desselben, worin indeß, bei aller Indolenz und aller Verheimlichung der spanischen Regierung, unter der Hand schon große Fortschritte gemacht worden sind, in Kurzem vollenden. Was Cook mit seinen Gefährten zur Erforschung des Südmeeres und der darin befindlichen Inseln geleistet hat, ist zu bekannt, um einer Erwähnung zu bedürfen, und was die durch seine Entdeckungen veranlaßte Colonie an der Ostküste von Neuholland zur vollständigeren Kenntniß dieses großen Landes beitragen könne, läßt sich aus dem, was Phillip und White schon geliefert haben, leicht berechnen.

§. 5. Wir kommen jetzt näher zu dem eigentlichen Gegenstande dieser Abhandlung: zu den Entdeckungen in dem höchsten

Norden und an der Nordwestseite von Amerika, woran Cook ebenfalls einen so großen, so wichtigen Antheil hat, daß ohne ihn wohl schwerlich der Pelzhandel zwischen China und dieser neuentdeckten Küste zu Stande gekommen und zwischen den Höfen von Madrid und London eine Collision desfalls entstanden wäre. Hier beginnt eine neue Epoche in der so merkwürdigen Geschichte des europäischen Handels, dieses Handels, in welchen sich allmälig die ganze Weltgeschichte aufzulösen scheint. Hier drängen sich dem Forscher so viele Ideen und Thatsachen auf, daß es nöthig scheint, alles, was auf die Kenntniß derselben Beziehung hat, in einen Brennpunkt zu sammeln und zumal einem Publikum, wie das unsrige, welches nur einen litterarischen mittelbaren Antheil an den Entdeckungen der Seemächte nehmen kann, die Uebersicht dessen, was bisher unternommen worden ist, und das Urtheil über die Wichtigkeit dieser ganzen Sache zu erleichtern. Solche Zusammenstellungen sind, wenn sie gleich kein großes, inneres Verdienst haben, wenigstens in so fern nicht ohne Nutzen, als sie das Nachschlagen vieler Bücher zum Verstehen eines einzelnen entbehrlich machen, und, wenn sie mit Gewissenhaftigkeit verfertigt werden, überhaupt auf das große nie genug zu empfehlende Bedürfniß unserer Zeit, die Concentration der Kenntnisse und ihr durch Ordnung zu erleichterndes Einsammeln, hin zu arbeiten suchen. Ich will also meinen Lesern zuerst eine kurze chronologisch geordnete Nachricht von den Entdeckungen an der Nordwestküste von Amerika, dann die Geschichte der Irrungen zwischen England und Spanien, ferner eine Berechnung von dem bisherigen Ertrage des ganzen Pelzhandels, und endlich einige wahrscheinliche Muthmaßungen über den Grad der Wichtigkeit, wohin es mit diesem Handel kommen kann, hauptsächlich gegründet auf die geographische Beschaffenheit des Nordens von Amerika und des dadurch erleichterten Waarentransports, vorlegen.

I.

Chronologische Nachricht von den Entdeckungen an der Nordwestküste von Amerika.

§. 6. Ausdehnung dieser Küste.

Zuerst müssen wir die Grenzen bestimmen, innerhalb deren der etwas zu allgemeine Ausdruck: Nordwestküste von Amerika, hier gelten soll. Bekanntlich nimmt die amerikanische Küste, welche von dem großen Ocean oder dem so genannten stillen, friedlichen Meere bespült wird, schon vom Vorgebirge Corrientes an, etwa in 5° nördlicher Breite, die Richtung nach Nordwesten hin, welche sie mit mehr oder weniger Abweichung bis zum 60.° nördlicher Breite, in der Gegend des Vorgebirges Suckling behält. Vom Prinz Wilhelm's-Sunde an bis an die Fuchsinseln nimmt sie dann eine südwestliche Richtung, und kehrt von der Spitze der Halbinsel Alaska wieder nach Norden zurück, indem sie die beiden großen Meerbusen, Bristolbai und Nortonsund bildet. Vom Eiscap an, welches in 70° 29′ N. Br. liegt, ist die Lage der Nordküste unbekannt; doch läßt sich nicht wohl zweifeln, daß sie eine östliche und zum Theil, besonders in der Nähe der Baffinsbai, nördliche Richtung nimmt. Von dieser langen Strecke, zwischen Cap Corrientes und dem Eiscap, welche nicht weniger als 65 Grade der Breite in sich faßt, pflegt gleichwohl derjenige Theil, der die Küste von Terrafirma, Panama, Mexico und Californien ausmacht, als hinlänglich bekannt und einer europäischen Macht zugehörig, abgerechnet zu werden, wenn von der Scene der neueren Entdeckungen die Rede ist. Daher scheint die Benennung der Nordwestküste von Amerika eigentlich nur von dem 40.° der Breite an, bis zum Eiscap oder 70° 29′, anwendbar, und zwischen dem 192. und dem 237. Meridian, von der Sternwarte zu Greenwich ostwärts gerechnet, eingeschlossen zu sein. In diesem Sinne wird sie von den neueren englischen Seefahrern gebraucht, und folglich auch hier gelten müssen. — Das Meer, welches an diese Küste grenzt, ist ein Theil des großen, zwischen dem östlichen Asien und dem westlichen Amerika weit ausgebreiteten Oceans, dem man seit Magellan's Reise den unschicklichen Namen: Mare pacificum,

friedliches, stilles Meer gelassen hat, und das der Aequator in das südliche und nördliche theilt. Allenfalls möchte es noch hingehen, wenn man dem Meeresstrich, welcher zwischen den Wendekreisen in der Bahn der östlichen Passatwinde liegt, diese Benennung beilegte, weil hier die Stürme wirklich seltner sind; aber sie bis an beide Polarkreise auszudehnen, und zumal den tiefen Busen zwischen Alaska, Prinz Wilhelm's-Sund und Cap Blanco dazu zu rechnen, wo die fürchterlichsten Orkane herrschen: — dies gehört zu den Beispielen des Widersinnigen, welches der unphilosophische Sprachgebrauch in Gang gebracht hat. — Nicht minder widersinnig ist es auch, den nordwärts vom Aequator gelegenen Theil dieses Oceans die Südsee oder das Südmeer zu nennen, welches doch aus Mangel an Ueberlegung noch oft geschieht. Meines Erachtens gibt es für dieses zwischen Asien und Amerika gelegene Meer keinen schicklicheren Namen als den des großen Oceans, indem es ohne allen Vergleich, beides der Länge und der Breite nach, alle anderen Meere an Größe weit übertrifft.

§. 7. Frühere Entdeckungsversuche.

Viele Reisen der Portugiesen und Spanier im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert haben das Schicksal gehabt, in gänzliche Vergessenheit zu gerathen; von vielen ist kein Denkmal, selbst nicht in Archiven, übrig geblieben, und diese Fahrlässigkeit der Geschichtschreiber jener Zeit, oder dieser Eigensinn des Schicksals, hat schon manchen gelehrten Streit über das Dasein des einen oder des andern Seefahrers veranlaßt. Es kann sein, daß die damaligen Abentheurer zur See sorglos genug zu Werke gingen, um von ihren Fahrten kein ordentliches Tagebuch zu halten; auch können die Kriege zwischen beiden erwähnten Nationen, mit dem daraus entstandenen Haß, am Untergange mancher Reisebeschreibung Schuld geworden sein. Was insbesondere diese Vermuthung bestätigt, ist die Erscheinung unzähliger geographischer Entdeckungen in den um jene Zeit entworfenen Karten, wo ganze Strecken Land mit ihren Vorgebirgen, Häfen, Flüssen u. s. w. bezeichnet werden, ohne daß sich auch nur der Name von ihren Entdeckern nachweisen ließe. Ich kann nicht umhin, hier als Beispiel eine merkwürdige Karte anzuführen, die ich im vorigen Jahre während meines Aufenthalts in London unter-

suchte. Sie wird daselbst im Brittischen Museum aufbewahrt, wiewohl man viele Jahre lang nicht wußte, was für einen Schatz man an ihr besäße. Endlich fiel sie einem Kenner in die Hände, und 1787 ließ Herr Alexander Dalrymple den wichtigsten Theil derselben in Kupfer stechen. Wahrscheinlich ist sie ganz zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts entworfen worden; und da sich das Wappen des Dauphins, und die Benennungen in französischer Sprache darauf befinden, so scheint sie zur Belehrung eines französischen Thronerben bestimmt gewesen zu sein. Die Zeit ihrer Verfertigung läßt sich schon daraus schließen, daß Japan nur eben mit einem auf Gerathewohl hingezeichneten Umriß im Meere, als eine ungeheuer große Insel, mit dem von Marco Polo entlehnten Namen Zipangri, angegeben wird. Auffallender ist es aber, daß die Ostküste von Neuholland, von der man immer geglaubt hat, daß Cook sie 1770 zuerst entdeckt habe, darauf mit einer besondern Ausführlichkeit und mit Anführung verschiedener Namen, z. B. Coste dangereuse, Baye perdue, R. de beaucoup d'ysles, Coste des herbages, Baye neufve, Cap de Fermose etc. hingezeichnet ist. Fast scheint es sogar, nach dem Verhältnisse der Theile dieser Küste gegen einander zu schließen, daß auch Neuseeland schon von demselben Seefahrer besucht worden ist, der es aber für eine Fortsetzung von der neuholländischen Küste gehalten haben muß, indem das Cap de Fermose mit Cook's Ostcap übereinkommt. Ferner findet man hier in der Mitte zwischen der westlichen Küste von Neuholland und Madagaskar eine große Insel Zanzibar: ysle des geantz, welche der Lage nach mit der von Kerguelen und Cook besuchten Insel Desolation zutrifft. Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den alten Karten von der Nordküste von Neuguinea. Hier findet man Alles mit spanischen Namen dicht besetzt, obgleich der Seefahrer gänzlich unbekannt ist, von dessen Entdeckung sie sich herschreiben. So leicht konnten also in jenen Zeiten die Nachrichten von mancher wichtigen Schifffahrt verloren gehen, indeß die Spur derselben in den Karten, und zum Theil auch in der Ueberlieferung, übrig blieb. Die Portugiesen waren damals unternehmende Abentheurer zur See, und die Demarcationslinie des Papstes hielt sie so wenig, wie die Spanier, ab, auf Entdeckungen auszugehen, wo sie hoffen konnten, den zu jener Zeit so ausschweifenden Trieb nach großen Reichthümern zu befriedigen. Viele von ihnen

wurden Lootsen auf spanischen Schiffen, und 1519 trat sogar der große Magellan (eigentlich Magalhaens) als Admiral in spanische Dienste.

Indien war eigentlich das goldreiche Ziel, wohin die ersten Entdecker der neuen Welt ihr Augenmerk gerichtet hatten. Columbus sollicitirte viele Jahre lang an den Höfen von Europa um Unterstützung für das Projekt seines neuen westlichen Weges nach Indien, und als Ferdinand ihn endlich ausrüstete, fand er auf dem dritten Theile des Weges Amerika. Der berühmte Vasco de Gama umschiffte zwar wenige Jahre darauf das Vorgebirge der guten Hoffnung, und erreichte glücklich die Küste Malabar; allein die Hoffnung, einen kürzern Weg dorthin zu finden, ward darum selbst von Portugal nicht aufgegeben. Vielmehr schmeichelte sich der König, man würde das neue von Columbus gefundene Land umschiffen können; und um hierin den Spaniern zuvorzukommen, schickte er schon im Jahre 1500 den Don Gaspar de Cortereal nach Westen. Dieser entdeckte das Land Labrador, und suchte mit diesem Namen anzudeuten, daß es zum Anbau fähig sei. Im 60. Grade der Breite zeigte sich eine weite Einfahrt, eine Meerenge, die nach Westen ging. Nun glaubte Cortereal, die Durchfahrt schon gefunden zu haben, die den Weg nach Indien abkürzen sollte. Er nannte sie Anian, und kehrte wieder nach Lissabon zurück, um dem Könige Bericht abzustatten. Der Verfolg seiner Unternehmungen gehört nicht hierher, und selbst diese erste Reise hätte keine Erwähnung verdient, wenn es nicht höchst wahrscheinlich wäre, daß die Meerenge Anian, von welcher alle folgende Nachrichten sprechen, keinen andern Ursprung hat, als diese Entdeckung derselben Einfahrt, welche 110 Jahre später von ihrem unglücklichen zweiten Entdecker den Namen Hudson's Straße erhielt.

§. 8 Die Straße oder Meerenge Anian.

Woher dieser fremd klingende Name Anian entlehnt sei, ob er, wie eine Nachricht *) sagt, die drei Brüder bedeutet, oder ob es der Name zweier Brüder gewesen, wie an einem andern

---

*) *Gemma Frisius* (beim *Theodor Swaine Drage* in) The great probability of a Northwestpassage. Lond. 1786. 4. p. 82.

Orte behauptet wird *), läßt sich nicht mehr bestimmen, da die Notiz von Cortereal's Reise so kurz und unbefriedigend ist. Wenigstens kommt diese Benennung nicht früher als 1500 vor, und konnte auch nicht früher vorkommen, da nur sieben Jahre seit der ersten Entdeckung von Amerika verflossen waren. Indeß, von wem auch immer dieser Name erfunden sein, und was man auch ursprünglich darunter verstanden haben mag; so behauptete er sich doch im Andenken der seefahrenden Mächte, und kam von der Zeit an in den Karten der Geographen vor. Es scheint auch sehr frühzeitig als eine ausgemachte Sache gegolten zu haben, daß eine Durchfahrt im Norden, über Neufundland, welches damals Bacallao hieß, existire, indem es bereits der Eroberer von Mexico, Hernando Cortez, in seinem Briefe an Kaiser Karl V. vom 15. October 1524, mit der größten Zuverlässigkeit anführt. Der Kaiser selbst scheint gleichfalls dieser Meinung gewesen zu sein; denn er hatte in eben diesem Jahre den Estevan Gomez von Coruña nach dem Norden von Amerika geschickt, um eine Fahrt nach den Molukken aufzusuchen. Von dieser Zeit an kommen lauter schwankende Begriffe von der Meerenge Anian zum Vorschein; jede Entdeckung, die man an der Nordwestküste von Amerika, über Californien hin machte, rückte die Einfahrt dieser Meerenge von jener Seite höher hinauf, bis man endlich von einem Reich Anian zu sprechen anfing, welches sich so weit nach Norden erstreckte, daß nur eine enge Durchfahrt es von Asien schiede. So ward endlich die in unserm Jahrhundert befahrene Behringsstraße ein Synonym der Straße Anian, so wenig der Erfinder dieses Namens an jene erstere je gedacht haben konnte.

§. 9. Erste Beschiffung der Nordwestküste.

Cortez ruhete nach der Eroberung von Mexico nicht; er bauete die ersten Schiffe an den Küsten des großen Oceans, und Californien ward zuerst im Jahre 1534 durch einige von seinen Gefährten entdeckt, dann 1536 von ihm in eigner Person, und hierauf 1537 von Francisco de Ulloa besucht. Sein Nachfolger, der Vicekönig Mendoza, bediente sich des Vorwandes einer übertriebenen, fabelhaften Nachricht von einem im Norden von

*) Geschichte der Entdeckungen im Norden; von Joh. Reinh. Forster. Frankfurt a. d. Oder, 1784. 8. S. 527.

Mexico gelegenen, gesitteten Lande Quivira, die ein Franciscaner Missionar verbreitet hatte, und schickte im Jahr 1540 den Francisco de Vasquez de Coronado zu Lande, den Capitain Francisco de Alarçon aber zur See mit einigen Schiffen aus, um gemeinschaftlich zur Eroberung dieses reichen Wunderlandes zu wirken. Alarçon hatte überdies den Auftrag, bis zum 53. Grade der Breite die Küste zu verfolgen, um die Straße Anian zu finden; folglich vermuthete man, daß auf dieser Seite die Einfahrt der Straße südlicher läge, als an der östlichen Küste von Nordamerika. Diesmal aber blieb der spanische Seefahrer fern vom Ziele, und erreichte nur den 36. Grad der Breite, ohne irgend eine wichtige Entdeckung zu machen.

§. 10. Zweite Spanische Reise.

Die verunglückte Expedition nach Quivira reizte den Entdeckungsgeist der damaligen Spanier nur noch mehr. Der Vicekönig ließ im Jahr 1542 wieder zwei Schiffe ausrüsten, womit Juan Rodriguez de Cabrilho, ein Portugiese von Geburt, den Weg nach Norden nahm. Er bestimmte die Lage verschiedener Vorgebirge an der Küste, nämlich: Capo Enganno in 32°, de la Cruz in 33° und de la Galera in 36° 30′ N. Breite. In 37° 30′ fand er waldige Gebirge, und nannte sie St. Martins Berge, so wie das Vorgebirge am Fuße derselben ebenfalls: Capo de S. Martin. Seinem Vicekönige zu Ehren nannte er das in 40° entdeckte Vorgebirge Capo Mendocino. Ein Hafen nahe dabei wurde wegen der vielen Fichten Baia de Pinos genannt. Noch entdeckte er in 41° das Capo de Fortuna, und erreichte den 44. Grad der Breite im März 1543, da ihn die durchdringende Kälte zur Rückkehr nach Neuspanien zwang. Wirklich begreift man nicht wohl, wie die Spanier die Zeit zu ihren Entdeckungen so übel wählen und in jenen rauhen, stürmischen Meeren mitten im Winter haben umherschiffen können. Die Lage des Cap Mendocino hat neuerlich einen Streit zwischen den Schiffscapitainen Meares und Dixon veranlaßt. Jener führt es in seiner Karte zweimal an, weil es auf der von Roberts zu Cook's dritter Reise verfertigten Karte in 42° 30′ sonst aber in 40° N. Br. angegeben wird. Hier trieb Herr Meares die Achtung für Cook viel zu weit; denn der Geist dieses großen Mannes ruhet wahrlich nicht auf seinem Zögling, wie die

große Karte des Herrn Roberts an vielen Stellen verräth, und Cook selbst würde, wenn er am Leben geblieben wäre, die Sorglosigkeit, womit sie entworfen ist, verurtheilt haben.

§. 11. Martin Chacke.

Dreizehn Jahre später, ungefähr um das Jahr 1555, soll eine merkwürdige Reise gemacht worden sein, die nach der jetzt bekannten Lage der Länder im Norden von Amerika sehr räthselhaft ist. Martin Chacke oder Chaque, ein Portugiese, soll sich mit einem kleinen Fahrzeuge von vier andern größeren und schwer beladenen Schiffen, in einem Sturm auf der Rückreise von Indien getrennt haben und nach Norden verschlagen worden sein. Er kam an einer Menge Inseln vorüber, die im Meerbusen des neuen Landes (Newfoundland) lagen. Diesen Meerbusen legt er in 59° N. Breite. Sodann schiffte er den Meerbusen selbst vorbei (overshot the Gulph), und sah kein Land wieder, bis er die Nordwestseite von Ireland erreichte. Was hier durch das neue Land (Newfoundland) und den Meerbusen verstanden werde, läßt sich auf keine Weise bestimmen; denn angenommen, es sei wirklich wahr, daß Chaque diese Reise zurückgelegt habe, so mußte er doch wohl nahe an den Pol hinauffahren, um, wie er sagt, vom 59sten Grade an kein Land zu sehen, bis er Ireland erblickte. Die ganze Erzählung steht im Northwest-Fox (London 1635. 4. S. 162), und beruhet auf der eidlichen Aussage eines Engländers, Namens Cowles, der den Martin Chacke seine eigne Reisegeschichte aus einem gedruckten Buche, welches nachher confiscirt wurde, zu Lissabon hatte vorlesen hören. Es wäre noch zu früh, über die Authenticität dieser Nachricht ein Endurtheil fällen zu wollen. Immer kann etwas an dieser Geschichte wahr und durch hinzugekommene Zusätze verunstaltet worden sein. Wenn nach Verlauf von wenigen Jahren die bereits angefangene nähere Erforschung der Nordwestküste von Amerika vollendet sein wird, dann dürfte es sich eher entscheiden lassen, ob nicht der hier erwähnte Meerbusen das große mittelländische Meer im nördlichen Amerika sein könne, auf welches, von dieser Reise an, so viele Nachrichten hindeuten, oder ob vielleicht der mit Inseln angefüllte Busen zwischen 55° und 62° N. Br., der in einer Karte in der Noticia de California angegeben und mit dem Eismeer in Verbindung gezeichnet wird, auf diesen Meerbusen von Chacke hingedeutet werden müsse.

§. 12. Andres de Urdanietta.

Auch der unter den spanischen Seefahrern des sechzehnten Jahrhunderts berühmte Name Urdanietta wird zur Bestätigung der Möglichkeit einer Durchfahrt im Norden von Amerika von dem eifrigen Sir Humphrey Gilbert *) angeführt; allein in dem Schriftsteller, der am ausführlichsten von ihm spricht, dem Fray Gaspar de San Augustin **) kommt nichts von dieser Entdeckung vor. Andres de Urdanietta war ein berühmter Seefahrer und Kosmograph. Bereits im Jahre 1525 befand er sich als Capitain eines Schiffs in Don Garcia de Loaysa's Flotte, die von Spanien nach den Gewürzinseln ging. Auf dieser Weltumschiffung blieb Urdanietta in den Molukken zurück. Nachdem er sich mehrere Jahre daselbst aufgehalten hatte, kam er 1536 über Portugal wieder nach Spanien, und trat hernach in den Augustiner-Orden. Man hatte aber von seinen Kenntnissen und Fähigkeiten einen so hohen Begriff, daß der König von Spanien ihn durch ein eigenhändiges Schreiben ersuchte, die Flotte, die er unter Legaspi's Führung im Jahre 1564 nach den Philippinen schickte, zu begleiten und ihr zum Piloten zu dienen. Urdanietta gehorchte, führte die Flotte nach den Philippinen, wo Legaspi die erste Niederlassung anlegte, und kam, 1565 auf dem Wege, den hernach die Gallionen von Manila beständig genommen haben, nach Neuspanien zurück. Don Manuel Galvez in Samboangan versicherte Herrn Alexander Dalrymple im Jahre 1761, daß die spanischen Lootsen sich zu dieser Fahrt noch immer der Karte von Urdanietta bedienten, wovon Lord Anson in seiner Reise eine Copie bekannt gemacht hat ***). Von diesem Urdanietta nun wird behauptet, daß er in Mexico dem Salvatierra eine, nach eigner Erfahrung auf seinen Schifffahrten entworfene Seekarte gezeigt habe, worin die nordwestliche Durchfahrt deutlich gezeichnet und beschrieben gewesen sei. Salvatierra soll 1568 sogar behauptet haben, daß Urdanietta acht Jahre zuvor, also 1560, durch diesen Weg von der Südsee nach Deutschland gekommen wäre. — Es ist leicht möglich, daß Urdanietta unter seinen Karten einen Entwurf von der damals

---

*) **Discourse for a new Passage to Cataia.**

) **Conquistas de las islas Philipinas. Madrid, 1698. **Fol.**

***) **Plan for promoting the Furtrade.** gr. 8. London, 789.

geglaubten Durchfahrt, wo sie von den Portugiesen angegeben wird, besessen und vorgezeigt hat; und da er übrigens die Lage vieler Küsten und Länder darauf nach eigner Erfahrung bestimmt haben konnte, so ist die Quelle des Mißverstandes begreiflich. Man braucht nur anzunehmen, daß Salvatierra eine Aeußerung welche gewisse Theil der Karte betraf, von allen Theilen derselben verstanden habe.

§. 13. Erste brittische Entdeckungsreise an dieser Küste.

Aus dem Vorhergehenden ist offenbar, daß die Spanier in der Reise des Cabrilho die Nordwestküste von Amerika nur bis zum 44. Grad der nördlichen Breite entdeckten. Die vorgeblichen Entdeckungen des Martin Chacke und des Urdanietta können um so weniger zu Gunsten ihres Rechts angeführt werden, da sie nirgends in spanischen Schriftstellern vorkommen, sondern auf bloßer Ueberlieferung beruhen, und die von Chacke noch dazu eine portugiesische Entdeckung wäre. Im Jahre 1574 gestand auch Abraham Ortelius, der Geograph des Königs von Spanien, noch selbst, daß jene nördliche Gegend von Amerika gänzlich unbekannt sei *). — Einige Jahre nach dieser Erklärung schickte die Königin Elisabeth den Ritter Francis Drake um das späterhin so benannte Cap Horn, welchem er den Namen „Insel der Königin Elisabeth" gab **), nach der Nordwestküste von Amerika, die er bis zum 48. Grade der Breite, wo nicht noch höher hinauf, beschiffte. Sie bekam von ihm in dieser Gegend den Namen Neu-Albion, den sie auch in allen Karten beibehalten hat ***). Drake bestimmte die Lage des Cap Mendocino ebenfalls auf 40° N. Br., wie es die Spanier vor ihm gethan hatten. Der Hafen, der seinen Namen trägt, Port Sir Francis Drake, liegt in 38° 30′ N. Br. Hier nahm er Besitz von dieser Küste im Namen seiner Monarchin, und begrün-

*) Herr Dalrymple besitzt die seltene Ausgabe des Ortelius vom J. 1574, und hat ein Stück der Karte daraus nachstechen lassen.

**) So wird es in einer von *I. Hondius* 1602 gestochenen Karte der ganzen Welt angegeben.

***) Die beste Nachricht von seiner Reise ist betitelt: World Encompassed. London, 1628. 4. Sie hat den Schiffsprediger des Admirals, Namens Francis Fletcher, zum Verfasser. Eine andere Auflage ist vom Jahre 1652.

dete sogleich die Ansprüche Großbritanniens, soweit nämlich Entdeckung und Besitznehmung eines schon bewohnten Landes, ohne Einwilligung der Einwohner, ein Recht geben können. Die raubsüchtige Politik des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts hat zwar diese Grundsätze des Völkerrechts, die zuerst aus der unlautern Quelle hierarchischer Anmaßungen flossen, durch öftern Gebrauch gleichsam geltend gemacht; allein endlich, gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, fängt man an, die Nichtigkeit solcher Rechte, die auf die unverschämteste Verletzung des Eigenthums und der Freiheit der ursprünglichen Einwohner hinauslaufen, und die Abscheulichkeit ihrer Folgen einzusehen. Die Vernunft kann nicht länger mit sich selbst in Widerspruch bleiben; und wenn man noch, wie leider nicht geläugnet werden kann, Inconsequenzen dieser Art begeht, so schämt man sich — und das ist viel gewonnen — man schämt sich vor dem Spott und Hohngelächter der Zeitgenossen; man nimmt lieber Convenienz und politische Nothwendigkeit zum Vorwand, und mag lieber ungerecht und ehrgeizig, als sophistisch oder unvernünftig, und dadurch lächerlich erscheinen.

§. 14. Francisco Gualle.

Die Reise des Admirals Drake, und noch mehr der Schade, den er dem Küstenhandel von Neuspanien und Peru zufügte, erweckten bei dem spanischen Hofe die Besorgniß, daß England endlich die nordwestliche Durchfahrt finden, Niederlassungen an der Küste oberhalb Californien anlegen und zuletzt von dort her die Eroberung von Mexico versuchen, ja vielleicht vollbringen könnte, ehe es möglich wäre, von Spanien aus dem Lande zu Hülfe zu kommen. Man schickte also im Jahr 1582 den Don Francisco Gualle auf Entdeckungen aus, der aber, so viel man aus den verstümmelten Nachrichten des Linschooten und de Couto schließen kann, nicht einmal so weit als Cabrilho gekommen zu sein und keine neue Entdeckung gemacht zu haben scheint. Er urtheilte nicht ganz ohne Grund, daß zwischen dem festen Lande von Amerika und der Tartarei oder Asien ein Canal oder eine Straße vorhanden sein müsse, weil er zwischen Japan und Neuspanien starke Strömungen aus Norden wahrgenommen habe. Allein diese Strömungen, die offenbar durch die jetzt bekannte Behringsstraße kommen, sind der Voraussetzung, daß anderwärts

südlicher noch eine andere Verbindung zwischen dem großen Ocean und dem Eismeere oder auch dem atlantischen Meere Statt finde, keinesweges günstig.

§. 15. Juan de Fuca.

Unstreitig gehört es unter die seltsamsten Erscheinungen in der Geschichte, daß gerade diejenigen Reisen, die, wenn sie beglaubigt wären, den Spaniern die Ehre der ersten und wichtigsten Entdeckungen an der Nordwestküste von Amerika zusichern würden, von spanischen Geschichtschreibern mit tiefem Stillschweigen übergangen worden sind, und dadurch ein apokryphisches Ansehn erhalten. Ich habe schon von Urdanietta's angeblicher Durchschiffung der nordwestlichen Durchfahrt erinnert, daß der einzige englische Schriftsteller der sie erwähnt, kein anderes als ein bloß mündliches Zeugniß dafür anzuführen weiß. Eben so verhält es sich mit der Reise des Juan de Fuca, welche Purchas und Fox nach einigen mündlichen Aeußerungen dieses Seefahrers erzählen. Sie scheint indeß vor jener einen Grad der Glaubwürdigkeit voraus zn haben, da der Mann, dem man diese Nachricht mittheilte, der englische Kaufmann Lock in Venedig, als ein angesehener Mann bekannt gewesen ist, und mehrere noch vorhandene Briefe an die Minister der Königin Elisabeth, Cecil und Sir Walther Raleigh, und an den gelehrten Kosmographen Richard Hackluit in dieser Angelegenheit geschrieben hat. Als Herr Lock den de Fuca kennen lernte, war dieser ein sehr alter Mann; auch starb er in Cephalonia, seinem Vaterlande, während daß Herr Lock ihn für England anzuwerben suchte. De Fuca, der diesen Namen nur in Portugal angenommen hatte, und eigentlich Valerianos Apostolos hieß, verlangte von der Königin von England die Erstattung von 60,000 Dukaten, die ihm Sir Thomas Candish an der Küste von Neuspanien im Acapulcoschiffe genommen haben sollte. Unter dieser Bedingung war er noch in seinem hohen Alter erbötig, den Engländern die von ihm im Jahre 1592 gemachte Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt mitzutheilen. In diesem Jahre hatte ihn, nachdem er 40 Jahre lang als Seemann und Pilot im spanischen Westindien gestanden, der Vicekönig von Mexico mit zwei kleinen Fahrzeugen auf die Entdeckung der Straße Anian ausgesandt. Zwischen dem 47. und 48. Grade nördlicher Breite

fand er, nach seiner Aussage, eine weite Einfahrt, worin er 20 Tage lang fortschiffte. Das Land hatte bald eine nordwestliche, bald eine nordöstliche, auch an einigen Stellen eine südöstliche Richtung, und die See innerhalb der Einfahrt ward immer breiter. Nachdem er nun so weit gekommen war, und bereits das nördliche Meer (vermuthlich das Eismeer) erreicht hatte, hielt er es für rathsam, zurückzukehren und Bericht von seiner Entdeckung abzustatten. Der Vicekönig ließ ihn zwei Jahre vergeblich auf eine Belohnung warten und rieth ihm dann, nach Spanien zu gehen. Er folgte diesem Rath, ward am Hofe gut aufgenommen, aber nach langem Warten nicht belohnt. Die Einwohner waren an mehreren Orten, wo er während seiner Reise landete, in Thierfelle gekleidet; das Land war fruchtbar und, wie der Zusatz lautet, reich an Gold, Silber und Perlen. Dieser Zusatz klingt in der That sehr fabelhaft; allein wenn ich bedenke, daß Fernando de Quiros seine neuen Entdeckungen im Südmeer (im Jahr 1606) eben so herausstreicht, so gerathe ich auf den Verdacht, daß die Indolenz der spanischen Regierung nicht anders als durch solche Vorspiegelungen, die ihre Habsucht reizten, zur Fortsetzung der Entdeckungsreisen gewonnen werden konnte. Cook hat die Angaben des wackern Quiros richtig befunden, bis auf den einzigen Umstand der natürlichen Schätze, die er auf seinen neuen Inseln entdeckt haben wollte. De Fuca's nautische und geographische Angaben könnten also wohl auch richtig sein, ohne daß man es mit dem Golde, dem Silber und den Perlen so genau nehmen müßte. Ein merkwürdiger Umstand in seiner mündlichen Erzählung darf nicht übergangen werden, nämlich daß im Eingange seiner Straße an der Nordwestküste eine große Landspitze oder Insel liegt, worauf ein außerordentlich hoher, thurmähnlicher Felsen, wie ein Pfeiler steht. Rechnet man die Folgerungen ab, welche man, bei dem damals so regen überspannten Glauben an eine nordwestliche Durchfahrt, aus der Angabe dieses Mannes zog, so bleibt als reines Resultat nur übrig, daß er in ein großes, mittelländisches Meer gerathen sei, worin er 20 Tage lang fortschiffen konnte; denn, daß er in das Nordmeer oder Eismeer gekommen, ist bloß seine Muthmaßung, und daß dadurch die Durchfahrt schon entdeckt worden, eine kühne, aber in unseren Zeiten nicht mehr wie ehemals wahrscheinliche Hypothese.

§. 16. Sebastian Vizcaino und Martin de Aguilar.

Der spanische Hof mochte zwar um die Zeit, da Philipp III. zur Regierung kam, den Gedanken an eine Durchfahrt schon aufgegeben haben; allein die Bekehrung der Californier war ihm noch immer eine wichtige Angelegenheit, und nebenher fand man es auch bisweilen nöthig, etwas für den Handel zwischen Acapulco und Manila zu thun. Zu diesem letztern Endzweck wünschte man insbesondere einen nördlichen Hafen zu einer Niederlassung ausfindig zu machen, wo die Gallionen bei ihrer Ankunft an der Küste eine Zuflucht haben und sich mit frischen Vorräthen bis nach Neuspanien versorgen könnten. Sebastian Vizcaino, der schon 1596 eine kleine, unglücklich abgelaufene Expedition nach Californien geführt hatte, lief im Jahr 1602 in Begleitung des Lieutenants Martin de Aguilar, der ein zweites Fahrzeug unter ihm kommandirte, von Acapulco nach Norden aus. Er entdeckte in 37° N. Br. (eigentlich in 36° 40′ einen Hafen dicht an der Fichtenspitze (Punta de Pinos), welcher die erwünschten Eigenschaften hatte, und nannte ihn, nach dem damaligen Vicekönig, Monterei. In 40 Grad fand er wieder das Cap Mendocino, und in 41° 30′ ein anderes, durch seine Weiße auffallendes Vorgebirge, welches er San Sebastian nannte. In 43° fand er das Cap Blanco, und nahe dabei einen großen Fluß, an dessen Ufer er wegen der Strömung nicht landen konnte. Was hier ein Fluß genannt wird, ist die in allen späteren Karten so berühmte Einfahrt des Martin de Aguilar; und aus dem freilich nicht mit nautischer Präcision abgefaßten, weitschweifigen Berichte von dieser Reise im Torquemada *) scheint zu erhellen, daß man diese Einfahrt schon früher gekannt und gewußt daß sie nach Quivira gehe. Der Umstand, der in der Noticia de California **) angeführt wird, daß dieser (so genannte) Fluß wohl die Aniansstraße sein könne, von welcher man kurz zuvor vernommen, daß ein holländisches Schiff hindurch gefahren sei, weshalb der König auch die gegenwärtige Expedition angeordnet habe, muß mit einer andern Stelle ***) zusammengehalten werden, wo es heißt, daß Vizcaino's Instruc-

*) Monarchia Indiana. Madrid, 1723.

**) Deutsche Uebers. III Th. S. 120.

***) Ebend. I. Th. S. 120.

tion ihm den 42. Grad der Breite zur Grenze bestimmt habe; alsdann wird es wirklich wahrscheinlich, daß dieser erfahrne Mann nicht aufs Gerathewohl ausgeschickt worden ist. Die Benennung Fluß giebt hier weiter keinen Anstoß; man werfe nur einen Blick auf die Karte, und sehe, welch einen Busen man z. B. unter Rio de la Plata versteht. Dieselbe fast unbegreifliche Gleichgiltigkeit in der Wahl einer schicklichen Jahreszeit zu diesen Entdeckungen, die ich schon bei Cabrilho's Reise bemerkte, hätte bald den gänzlichen Untergang der gegenwärtigen Expedition verursacht. Jene Fahrt an der Küste bis zum 43. Grade der Breite ward im tiefsten Winter 1603 vorgenommen. Vizcaino hatte auf seinem Schiffe kaum noch einen gesunden, zum Dienstfähigen Mann; alle seine Leute lagen am Scharbock darnieder, woran auch Martin de Aguilar und einige andere Offiziere starben, ehe das Geschwader Neuspanien wieder erreichen konnte.

§. 17. Der Admiral de Fonte.

Zu den Entdeckungen, deren Spur sich in Spanien und Mexico ganz verloren zu haben scheint, ob sie gleich angeblich unter spanischer Flagge gemacht worden sind, gehört die berüchtigte Schifffahrt des Admirals Bartholomäus de Fonte, von dem es heißt, daß er im Jahr 1640 sehr weit in das Innere von Nordamerika, und zwar zu Schiffe, mithin auf einem inländischen Meere, eingedrungen sei. Die einzige Nachricht von dieser Reise, in einem Briefe, den er selbst geschrieben haben soll, steht in einer englischen Monatsschrift, Memoirs of the Curious, in den Monaten April und Junius 1708, und ist allein aus dieser Quelle in andere Werke, besonders in die Streitschriften über die nordwestliche Durchfahrt, eingeflossen. Um dasjenige deutlicher zu machen, was über die Authenticität dieser Nachricht erinnert werden muß, wird es nicht überflüssig sein, hier den ganzen Brief einzurücken, der überdies, wegen der sonderbaren Abentheuer die darin vorkommen, gelesen zu werden verdient.

Ein Brief vom Admiral Bartholomäus de Fonte, damals Admiral von Neuspanien und Peru, jetzt Prinz*) von Chili,

*) Der Brief ist augenscheinlich aus dem Spanischen übersetzt. Wahrscheinlich stand im Original bloß Pe als Abkürzung für Presidente; der Uebersetzer machte aber in seiner Einfalt Prinz daraus. Dies merkt Dalrymple an, in seinem Plan for promoting the Furtrade, p. 19.

worin die wichtigsten Begebenheiten seines Tagebuchs, von Callao de Lima *) in Peru auf seiner Entdeckungsreise erzählt werden, wo er ausfindig zu machen suchte, ob eine nordwestliche Durchfahrt aus dem atlantischen Ocean in die Süd- oder tartarische See vorhanden sei.

„Als die Vicekönige von Neuspanien und Peru vom spanischen Hofe Nachricht erhalten hatten, daß die verschiedenen Versuche der Engländer Hudson und James, unter der Regierung der Königin Elisabeth und des Königs Jakob, in dem zweiten, dritten und vierten Regierungsjahre des Königs Karl, jetzt im vierzehnten Jahre desselben Königs Karl, im J. 639 von einigen unternehmenden Seefahrern zu Boston in Neuengland wieder erneuert werden sollten, erhielt ich, Admiral de Fonte, den Befehl von Spanien und den Vicekönigen, vier starke Schiffe auszurüsten, und als sie segelfertig waren, stachen wir in See von Callao de Lima den 3. April 1640; nämlich ich, Admiral Bartholomäus de Fonte, im Schiff genannt der heilige Geist (Espiritu Santo), der Viceadmiral Don Diego de Penneloſſa in dem Schiffe Santa Lucia, Pedro de Bonardá in dem Schiffe Rosaria, und Philipp de Ronquillo im Schiffe König Philipp."

„Den 7. April um fünf Uhr Nachmittags befanden wir uns in der Gegend von St. Helena, zweihundert Seemeilen an der Nordseite der Bai von Guayaquil in 2° S. Br., und gingen im Hafen St. Helena innerhalb des Vorgebirges vor Anker. Hier nahm jede Mannschaft eine Quantität Erdharz, gemeiniglich Theer genannt, (an Bord). Es ist von dunkler ins Grüne spielender Farbe, und ein vortreffliches Mittel gegen den Scharbock und die Wassersucht; man braucht es auch als Theer für das Schiff, wir aber bedienten uns dessen nur als Arznei. Es quillt aus der Erde hervor, und ist daselbst in Menge vorhanden."

„Den 10. gingen wir beim Cap del Passao über den Aequator; den 11. umschifften wir Cap de Francisco in 1° 7′ N. Br. und ankerten in dem Flusse S. Jago, wo wir mit einem großen Netz eine Menge guter Fische fingen. Von jedem Schiffe begaben sich einige Leute ans Land, und tödteten einige

*) Im Englischen steht Calo of Lima. Solcher Beweise von des Uebersetzers geringer Bekanntschaft mit der spanischen Sprache, Geschichte und Rechtschreibung kommen viele vor.

Ziegen und Schweine, die man dort häufig wild antrifft. Andere kauften von den Eingebornen 20 Dutzend Truthühner, Enten und eine Menge vortrefflicher Früchte, in einem Dorfe, welches zwei spanische Seemeilen (6½ engl. Meilen) den S. Jagofluß hinaufwärts, am linken Ufer liegt. Der Fluß ist für kleine Fahrzeuge gegen 14 spanische Seemeilen von der Mündung hinauf in südöstlicher Richtung schiffbar, ungefähr den halben Weg nach der schönen Stadt Quita, in 22 Minuten südlicher Breite, einer sehr reichen Stadt."

„Den 16. April segelten wir ab vom San Jagofluß nach dem Hafen und der Stadt Raleo (Realejo), 320 Seemeilen W. N. W. etwa in 11° 14′ N. Br. Der Berg S. Miguel bleibt links, und die Spitze Casamina (Caravina) rechts liegen. Der Hafen Raleo ist sehr sicher, und wird gegen die See von den Inseln Ampallo und Mangreza, welche beide mit eingebornen Indianern stark bevölkert sind, nebst noch drei kleinen Inseln gedeckt *). Raleo liegt nur vier Meilen über Land vom obern Theile des Sees Nicaragua, der in 12° N. Br., unweit der Kron= oder Perleninseln, in die Nordsee fällt. Hier in der Stadt Raleo, wo man vortreffliches Bauholz von dichtem Gefüge, unter andern eine röthliche Ceder, und alle übrigen Materialien zum Schiffbau in Menge vorräthig hat, kauften wir vier lange, gut betakelte Schaluppen, zum Segeln, vor Anker Liegen und Rudern gebauet, von 12 Tonnen Last und von 32füßigem Kiel."

„Den 26. segelten wir von Raleo nach dem Hafen Saragua oder eigentlich Salagua, innerhalb der Inseln und Untiefen Chamily, (Chiametla) weshalb auch die Spanier den Hafen selbst oftmals mit diesem Namen nennen. Er liegt in 17° 31′ N. Br., 400 Seemeilen N. W. b. W. etwas westlich von Raleo. Von der Stadt Saragua, etwas östlich von Chamily bei Saragua und von Compostella in der Nähe dieses Hafens, nahmen wir einen Schiffer (master) und sechs Matrosen auf, die des Perlenhandels mit den Eingebornen an der Ostseite von Californien kundig waren. Sie fischten auf einer Bank in 19° N. Br. von den Untiefen (Baxos) von S. Juan in 24° N. Br. 20 Seemeilen N. N. O. vom Cap San Lucar, der Südostspitze von Californien. Der Schiffer, den der Admiral de

*) In Neuspanien bauet man nur zu Raleo große Schiffe.

Fonte *) mit seinem Fahrzeug und seinen Matrosen gemiethet hatte, berichtete dem Admiral, daß 200 Seemeilen nordwärts von Cap S. Lucas eine Strömung von Norden der Strömung von Süden begegnete, und daß er gewiß dafür hielte, es (nämlich Californien F.) müsse eine Insel sein. Don Diego Penneloſſa, (Schwestersohn von Don Luis de Haro) ein junger Edelmann von vielen Kenntnissen und Fähigkeiten in der Kosmographie und Schifffahrtskunde, übernahm die Untersuchung, ob Californien eine Insel wäre oder nicht; denn bis dahin wußte man nicht, ob es eine Halbinsel oder Insel sei. Sein Schiff und die vier Schaluppen, die sie zu Raleo gekauft hatten, und der Schiffer sammt den Matrosen, die zu Salagua gemiethet wurden gingen auf diese Entdeckung aus."

„Der Admiral de Fonte segelte von ihnen mit den andern drei Schiffen innerhalb der Inseln Chamily den 10. Mai 1640. In der Gegend des Cap Abel (Christabel) an der Westsüdwestseite von Californien in 26° N. Br. 160 Seemeilen N. W. b. W. von den Inseln Chamily, setzte sich der Wind fest in Südsüdosten, sodaß er vom 26. Mai bis zum 14. Junius den Fluß los Reyes in 53° N. Br. erreicht hatte, ohne nur ein Bramsegel einnehmen zu müssen, auf einer Fahrt von 866 Seemeilen N. N. W. 410 Seemeilen vom Hafen Abel bis Cap Blanco, und 456 Seemeilen bis Rio de los Reyes, wobei die ganze Zeit über sehr angenehmes Wetter war. Hier steuerte er 260 Seemeilen in krummen Durchfahrten (oder Canälen, channels) zwischen Inseln, die er den Archipelagus von San Lazarus nannte, wo seine Schiffsboote viele Meilen weit

---

*) Hier ist ein Uebergang von der ersten zur dritten Person, woraus man auf Erdichtung und Unächtheit hat schließen wollen. Allein Herr Dalrymple merkt an: wenn dies hinreichend wäre, einer seemännischen Nachricht das Verdammungsurtheil zu sprechen, so müßte man viele Manuscripte von unbezweifelter Aechtheit, die er selbst besitzt, sämmtlich verwerfen. Es ist gar zu natürlich, wenn Handschriften kopirt oder übersetzt werden, hier und dort, der Kürze wegen, oder weil eben nichts Wichtiges vorkommt, die Nachrichten nur auszugsweise zu liefern; wobei es sich doch wieder trifft, daß zuweilen die eigenen Worte des Originals eingerückt werden, um den Sinn nicht zu verfälschen. Kommen nun gar Anmerkungen zwischen ( ) Klammern in den Text, so kann es sich ereignen, daß eine solche Handschrift, wenn sie einem sorglosen oder unwissenden Herausgeber in die Hände geräth, genau so wenig Zusammenhang behält, wie der hier mitgetheilte Aufsatz. A. a. O. p. 18.

voran segelten, um das Senkblei zu werfen, und zu sehen, welche Tiefe, und wo Felsen oder Sandbänke wären."

„Den 22. Junius schickte der Admiral de Fonte einen seiner Capitaine, Pedro de Barnarda *), daß er einen schönen, sanftströmenden Fluß mit tiefem Wasser hinaufsegeln sollte. Er ging erst Nord, sodann Nordost, dann Nord und Nordwest in einen großen mit Inseln angefüllten See mit einer stark bevölkerten Halbinsel; die Einwohner in diesem See waren friedliche, gutartige Leute. Man nannte ihn den See Velasco. Capitain Barnarda verließ hier sein Schiff, denn den ganzen Fluß hinauf hatte er nicht weniger als vier, fünf, sechs, sieben und acht Faden Tiefe gehabt, und Fluß und See waren reichlich mit Lachsforellen und großen weißen, bisweilen zwei Fuß langen Perschen besetzt. Hier aber segelte er zuerst in drei großen indianischen Booten, von ihnen Periagos **) genannt, die aus zwei großen, 50 bis 60 Fuß langen Bäumen gemacht werden, von den Schiffen in See ab, 140 Seemeilen West, und sodann 436 O. N. O. bis in 77° N. Br."

„Nachdem der Admiral de Fonte den Capitain Barnarda auf die Entdeckung der nordöstlichen Gegend des tartarischen Meeres ausgeschickt hatte, segelte er einen sehr schiffbaren Fluß, den er Rio de los Reyes nannte, hinauf in nordöstlicher Richtung, doch zuweilen nach einer oder der andern Seite abweichend, 60 Seemeilen weit. Der Fluß war zur Ebbezeit schiffbar, und hatte wenigstens vier bis fünf Faden Tiefe. In beiden Flüssen ***) steigt die Fluth beinahe gleich hoch, nämlich im Fluß los Reyes 24 Fuß zur Zeit des Vollmonds und des Wechsels, und wenn der Mond S. S. O. stand, war es Hochwasser. Im Flusse de Haro steigt es zur Zeit des Voll- und Neumonds 22 Fuß. Sie hatten zwei Jesuiten mit, die auf ihren Missionen bis zum 66.° N. Br. gekommen waren, und merkwürdige Beobachtungen gemacht hatten."

---

*) Nicht einmal dieselben Namen werden gleichförmig geschrieben; dieser Barnarda hieß oben Bonardä.

**) Dies ist nicht so zu verstehen, als ob die Einwohner des Sees Velasco diese Kähne Periagos nennten, sondern es ist der indianische in Neuspanien übliche und gangbare Name.

***) Man sieht, wie nachlässig das Excerpt gemacht ist, da hier der zweite Fluß noch nicht genannt ist, und gleichwohl schon von beiden Flüssen gesprochen wird.

„Der Admiral de Fonte erhielt einen Brief vom Capitain Barnarda, datirt den 27. Junius 1640: daß er sein Schiff im See Velasco, in einem sichern Hafen, zwischen der Insel Barnarda und der Halbinsel Conibasset, gelassen hätte. Vom See ginge ein Fluß mit drei Fällen, 80 Seemeilen, und fiele in 61° in das tartarische Meer. Er schiffte mit den Jesuiten*) und 36 Eingebornen in drei von ihren Booten, nebst 20 von seinen spanischen Matrosen. Das Land hätte eine nordöstliche Richtung. An Mundvorrath würde es ihnen nicht fehlen, denn das Land hätte dreierlei Wildpret in Ueberfluß; die See und die Flüsse lieferten vortreffliche Fische in Menge, und Brot, Salz, Oel und Branntwein hätten sie mitgenommen. Er versicherte, daß er thun würde, was nur möglich wäre."

„Beim Empfange dieses Briefes vom Capitain Barnarda war der Admiral bei einem indianischen Flecken, Conosset, einem angenehmen Orte, an der Südseite des Sees Belle angekommen, wo die beiden Patres Jesuiten zwei Jahre lang auf ihrer Mission gewesen waren. Der Admiral war mit seinen Schiffen am 22. Junius eine Stunde vor Hochwasser in den See gekommen. Er fand keinen Wasserfall, und vier bis fünf, ja im See Belle meistens sechs und sieben Faden Tiefe. Bis zur halben Fluth bemerkt man einen kleinen Fall; aber fünf Viertelstunden vor Hochwasser läuft die Fluth schon gelinde in den See. Der Fluß hat frisches oder süßes Wasser, 20 Seemeilen oberhalb der Mündung oder Einfahrt des Flusses de los Reyes. Lachse, Lachsforellen, Hechte, Persche und Barben, nebst zwei anderen, diesem Fluß eigenthümlichen und wohlschmeckenden Fischgattungen sind häufig im Fluß und im See; auch sagt der Admiral de Fonte, daß die Barben aus Rio de los Reyes und dem See Belle seines Bedünkens weit delicater schmecken, als die in irgend einem andern Welttheile**)."

„Den 1. Julius 1640 segelte der Admiral de Fonte von seinen übrigen Schiffen***), die in einem guten, durch eine schöne

*) Also hatten diese wohl dem Admiral seinen Brief überbracht; denn sie waren jetzt bei dem Admiral.

**) So weit geht das Aprilstück der Monatschrift. Was folgt ist aus dem Juniusstück.

***) Vermuthlich auch in einem Kahn oder Boot.

Insel gedeckten Hafen lagen, nach einem Fluß, den ich *) Parmentiers nannte, zu Ehren meines einsichtsvollen und fleißigen Gefährten, Herrn Parmentiers, der Alles in und um diesen Fluß mit der größten Genauigkeit aufzeichnete. Wir kamen über acht Fälle, in allem 32 Fuß senkrecht von dem Ursprunge des Flusses im See Belle. Er ergießt sich in den großen See, den ich den See de Fonte nannte, und wo wir den 6. Julius ankamen. Dieser See ist 160 Seemeilen lang und 60 breit; die Länge erstreckt sich Ostnordost und Westsüdwest, und die Tiefe ist 20 — 30, auch an einigen Stellen 60 Faden. Man findet vortrefflichen Kabeljau und sehr großen fetten Leng (ling) in Menge darin. Es sind daselbst einige sehr große und 10 kleine Inseln mit staudigem Gestrüpp bewachsen; das Moos wird sechs bis sieben Schuh lang, und das Moosthier (Elenn), eine sehr große Hirschart, nebst anderen kleineren Rehen und Dannhirschen, werden davon im Winter fett. Wilde Kirschen, Erdbeeren, Johannisbeeren, Heidelbeeren findet man im Ueberfluß, imgleichen wildes Geflügel, Auerhähne, Repphühner, Truthühner und an der Südseite auch Seevögel in Menge. Eine sehr große fruchtbare Insel in dem See hatte eine große Anzahl Einwohner und vortreffliches Bauholz, als Eichen, Eschen, Ulmen und Fichten von beträchtlicher Höhe und Dicke."

„Den 14. Julius segelten wir aus dem Ostnordost-Ende des Sees de Fonte, und kamen durch einen See, den ich Estrecho de Ronquillo (Ronquillo's Enge) nannte. Er ist 34 Seemeilen lang, zwei bis drei Seemeilen breit, und hat 20, 26, auch 28 Faden Tiefe. Wir durchschifften diese Enge in 10 Stunden mit einem starken Winde und ganzer Ebbe **). Wie wir östlicher kamen, ward das Land merklich schlechter, wie es im Norden sowohl als im Süden von Amerika der Fall ist, vom 36.° der Breite an, nach den beiden äußersten Enden zu. Die Westseite ist nicht nur an Fruchtbarkeit, sondern auch an milder Lufttemperatur wenigstens um 10 Grade verschieden, und die besten spanischen Entdecker zur Zeit Karl's V. bis auf Philipp III. haben sie wärmer als die Ostseite befunden, wie

*) Hier läßt der Epitomator den Admiral wieder sprechen.

**) Diese Ebbe mußte also wohl schon eine Verbindung mit dem nördlichen, oder Eismeer zur Ursache haben?

solches im Alvares, Acosta, Mariana u. a. m. bemerkt worden ist."

„Den 17. kamen wir an einen indianischen Wohnort, und die Indianer sagten unserm Dollmetscher, Herrn Parmentiers, daß in geringer Entfernung von uns ein großes Schiff läge, wo noch nie eins zuvor gewesen wäre. Wir segelten hin, und fanden nur einen bejahrten Mann und einen Jüngling. Der Mann war in Absicht auf angewandte Mathematik der geschickteste Mann, den ich je gesehen habe. Mein zweiter Steuermann war ein Engländer, ein vortrefflicher Seemann, und mein Konstabel desgleichen, der mit dem Sohne des Schiffers zu Campeche in Gefangenschaft gerathen war. Sie sagten mir, das Schiff käme von Neu-England, aus einer Stadt welche Boston genannt wird. Den 30. kam der Eigenthümer mit der ganzen Mannschaft an Bord, und der Führer (Navigator) oder Befehlshaber des Schiffs, Capitain Shapley, sagte mir, der Eigenthümer wäre ein vornehmer Herr und Generalmajor der größten Kolonie in Neu-England, welche Maltechusets *) heißt. Ich empfing ihn also auch wie einen Mann von Stande (Gentleman), und sagte ihm, mein Auftrag laute zwar dahin, daß ich alle Diejenigen, die ich mit der Aufsuchung einer westlichen oder nordwestlichen Durchfahrt in das Südmeer beschäftigt fände, gefangen nehmen sollte; allein ich wollte sie als Kaufleute ansehen, die mit den Eingebornen einen Handel um Biber, Ottern und anderes Pelzwerk trieben. Gegen ein kleines Geschenk von Lebensmitteln, dessen ich nicht beburfte, gab ich ihm meinen Diamantring, den ich mit 120 Stück von Achten bezahlt hatte, und den der bescheidene Mann Schwierigkeit machte anzunehmen. Dem wackern Seefahrer, Capitain Shapley, gab ich tausend Stück von Achten für seine schönen Karten und Tagebücher, dem Schiffseigenthümer Seimor Gibbons ein Viertelfaß guten peruvianischen Wein, und den 10 Matrosen jedem 20 Stück von Achten. Den 6. August reiseten wir zurück mit so starkem Winde, daß wir gleichsam nur vor demselben hinflogen, und mit Begünstigung der Strömungen kamen wir den 11. August an den ersten Fall des Flusses Parmentiers, 86 Seemeilen zurück, und

---

*) Offenbar eine Verstümmelung von Massachusets.

am 16. August an Bord unserer Schiffe, am südlichen Ufer des Sees Belle, vor dem schönen Flecken Conosset, wo wir Alles wohl antrafen. Die ehrlichen Eingebornen von Conosset waren in unserer Abwesenheit gegen die Unsrigen sehr leutselig gewesen, und Capitain de Ronquillo hatte ihrer Höflichkeit und Billigkeit entsprochen."

„Den 20. August brachte mir ein Indianer einen Brief nach Conosset am See Belle, vom Capitain Barnarda, vom 11. August datirt. Er berichtete mir, daß er von seinem kalten Zuge zurückgekommen sei, und versicherte mich, daß es keine Durchfahrt oder Verbindung aus dem spanischen oder atlantischen Meere durch die Davisstraße gäbe; denn die Einwohner hätten einen von seinen Matrosen an das äußerste Ende der Davisstraße geführt, welche sich in 80° N. Br. in einen See von frischem Wasser etwa 30 Meilen im Umfange endigte. Nordwärts von demselben befänden sich erstaunlich hohe Berge, und nordwestwärts von dem See wäre das Eis fest vom Ufer bis in 100 Faden Tiefe, so viel er wüßte, vielleicht von Anbeginn der Schöpfung her; die Menschen wüßten wenig von den bewundernswürdigen Werken Gottes, besonders in der Nähe des Nord- und Südpols. Er schrieb ferner, daß er von der Insel Basset Nordost und Ostnordost, und Nordost zu Ost bis zum 79. Grad nördlicher Breite gesegelt wäre. Hier hätte das Land eine nördliche Richtung genommen, und das Eis auf dem Lande gelegen. In der Folge erhielt ich einen zweiten Brief vom Capitain Barnarda, von Minhanset datirt, worin er mich benachrichtigte, daß er den Hafen Arena, 20 Seemeilen hinauf im Fluß los Reyes, erreicht hätte, und daselbst meine weiteren Befehle erwartete."

„Ich hatte jetzt einen Vorrath von gesalzenen Speisen, von Wildpret und Fischen, die Capitain de Ronquillo, auf meinen Befehl während meiner Abwesenheit eingesalzen hatte; imgleichen 100 Oxhofte von türkischem Korn oder Mais. Hiermit segelte ich den 2. September 1640 in Begleitung vieler von den ehrlichen Einwohnern von Conosset. Den 5. September ging ich zwischen Arena und Minhanset im Fluß los Reyes vor Anker, und segelte dann den Fluß hinab in die Nordostgegend der Südsee. Hierauf kehrte ich zurück, da ich nunmehr gefunden hatte, daß man durch eine sogenannte nordwestliche Durchfahrt

nicht ins Südmeer kommen kann. Die Karte wird dies noch anschaulicher machen. *)"

§. 18. Bemerkungen über diese Nachricht.

Wer sich einen Begriff von der Ungewißheit historischer Angaben und zugleich vom Mißbrauche der Kritik verschaffen will, der mag sich die undankbare Mühe nehmen, das verworrene, unzusammenhangende Gewäsch durchzulesen, welches müßige Hypothesenmacher über diese unvollständige Nachricht von de Fonte's Reise verschwendet haben. Es bedürfte wirklich nicht der Hälfte des Aufwands an Sophismen und unauflösbaren Zweifeln, um die Existenz der berühmtesten Helden, Staatsmänner, Gesetzgeber und Religionsstifter wegzudisputiren. Die Schwierigkeit liegt aber gar nicht in der Kunst paradox zu sein und halbe Quartbände hindurch gegen die Authenticität eines Documents zu kämpfen; es kommt auch auf Sachkenntnisse an, die nur Erfahrung lehren, oder Studium mit Urtheilskraft gepaart, sich erwerben kann. Wenige Menschen haben die Zeit und den Beruf, in der Prüfung eines einzelnen Faktums, wie die Wahrheit dieser Reise, einzugehen; und eben dieser Umstand machte jene Erörterungen gefährlich, indem der Wust von unverdauten Citaten selbst denkende Männer so leicht verführen kann, an eine Gründlichkeit der Behandlung zu glauben und sich auf die Resultate des Pseudokritikers zu verlassen. Desto mehr wird es demjenigen, der Gelegenheit findet eine Revision vorzunehmen, zu dringender Pflicht, vor übereilter Annahme dieser Resultate zu warnen. Herr Dalrymple sagt mit Recht, (Furtrade p. 20.): die Anmaßung, klüger zu sein als die guten Alten, verleite zu dergleichen Orakelsprüchen; und man müsse, da Verlachen so viel leichter ist als Untersuchen, sich nicht wundern, wenn sie Beifall erhalten. Will man das Fragment in den Memoirs of the Curious recht beurtheilen, so kommt zuerst der ganz erbärmliche Styl in Betrachtung, der wahrscheinlich einen Stümper im Uebersetzen verräth. Mit einiger Kenntniß des Englischen und Spanischen kann man sogar die Wendungen der Urschrift errathen, die der unwissende Uebersetzer nur halb oder gar nicht verstanden hat. Das Alles räumt schon manche Schwierigkeit aus dem

*) Diese Karte ist nicht bekannt geworden.

Wege. Sodann ergibt sich aus einiger Bekanntschaft mit der Schifffahrt, daß viele Punkte sich zur vollkommensten Befriedigung erklären lassen, die man unbegreiflich findet, wenn man sein Studirzimmer nie verlassen hat. Die Einwendungen gegen die Aechtheit dieser Nachricht sind übrigens von zweierlei Art: einige betreffen Nebenumstände, als die Namen und Verhältnisse der darin vorkommenden Personen; andere sind aus den geographischen Kenntnissen hergenommen, die man von dem nördlichsten Amerika zu besitzen glaubte.

1. Man hat gezweifelt, daß ein de Fonte existirt habe und als Seefahrer bekannt gewesen sei. Dagegen zeugt Don Antonio de Ulloa, der berühmte spanische Admiral: er habe eine Abschrift von einer Entdeckungsnachricht besessen, sie aber bei seiner Gefangennehmung durch die Engländer auf dem Rückwege von Amerika eingebüßt; der Name des Entdeckers sei ihm zwar entfallen, allein er glaube doch, es sei Bartolomeo de Fuentes (die spanische Aussprache von de Fonte) gewesen *). Ob dieser de Fonte oder de Fuentes wirklich ein Präsident der Audiencia von Chili war oder nicht, ist eine andere Frage. Daß ein Mann dieses Namens in diesem Posten gewesen sein soll, behauptet Drage **) in Erfahrung gebracht zu haben. Wichtiger ist aber der neulich von Herrn Dalrymple bekannt gemachte Umstand, daß der berühmte Bürgermeister von Amsterdam Nicolaus Witsen, in seiner Noord-en Oost-Tartarye. Amst. Fol. 1705, (drei Jahre früher als die Bekanntmachung des Briefes in den Memoirs of the Curious) erzählt, er hätte ein Manuscript vor sich, von dem berühmten portugiesischen Seefahrer de Fonta ***), der im Jahr 1649 auf Kosten des Königs von Spanien das Feuerland (Tierra del Fuego) untersuchte. Diese Anekdote beweiset zwar keine Identität, auch nicht die Wirklichkeit der Reise von 1640, aber wenigstens das Dasein eines berühmten

*) *Delisle*, Nouvelles cartes des découvertes de l'Amiral *de Fonte*. Paris, 1753. p. 20.

**) Great probability etc. p. 24.

***) So schreibt Witsen diesen Namen; allein wie werden nicht Namen verunstaltet? Norton Nicolls, ein englischer Renegat zu Manila im Jahr 1761, ward Don Nicolas Norton genannt. War de Fonta oder de Fonte ein Portugiese von Geburt, so konnte doch in Spanien de Fuentes daraus gemacht werden. S. Dalrymple, Furtrade, p. 20.

Mannes, der de Fonta hieß, in jenem Zeitpunkt; und hiermit gibt sie einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gegen diejenigen, die den Brief für eine bloße Erdichtung halten.

2. Herr Dalrymple versichert, es sei vollkommen ausgemacht, daß zu jener Zeit ein Generalmajor Gibbons in oder um Boston gelebt, und den Sir Thomas Button auf dessen Entdeckungsfahrt nach Hudsonsbai begleitet habe. Auch hat ihn der große Franklin vergewissert, daß Capitain Nicolaus Shapley ein überaus geschickter Mann gewesen, und deswegen gewöhnlich nur Old Nic*) genannt worden sei. Herr Dalrymple hat im Brittischen Museum eine handschriftliche Karte von einem Theile der Küste von Neu-England gesehen, welche von diesem Shapley entworfen ist.

3. Ob de Fonte ein Portugiese oder ein Spanier gewesen sei, ist unentschieden. Das Erstere vorausgesetzt, hat man seinen Brief für erdichtet gehalten, unter dem Vorwande, daß man keine Portugiesen in spanische Dienste nehme. Allein Magellan und Cabrilho waren Portugiesen, und stiegen zu ansehnlichen Bedienungen in der spanischen Flotte. Dieses Argument beweiset also nichts, und fällt ganz weg, wenn es sich am Ende zeigte, daß de Fonte ein Spanier war.

4. Der unzulänglichste Einwurf gegen die Aechtheit des Briefes wird von dem Umstande hergenommen, daß keine andere Urkunden von der Reise des Admirals de Fonte vorhanden sind. Einmal ist das Faktum noch nicht ausgemacht; es kann allerdings solche Urkunden geben, sie sind nur nicht bekannt. Erwägt man dann aber, was ich hier von dem Schicksale so vieler andern Entdeckungsreisen gesagt habe, so wird man sich nicht wundern, wenn auch von der Reise des de Fonte sich keine Spur weiter erhalten hätte. Aber welch ein Schluß: Wir haben von de Fonte's Entdeckung nur Eine Nachricht; also ist diese untergeschoben! Dieses Argument konnte hier gar nicht gebraucht werden; die innere Glaubwürdigkeit der Nachricht allein mußte man prüfen.

5. In der Erzählung selbst will man unauflösliche Schwie-

*) Ein Spottname, worunter eigentlich der Teufel verstanden wird, der aber hier zugleich auf den Taufnamen, und auf Shapley's vermeinte Bekanntschaft mit magischen Künsten zielte. *Drage*, Great probability etc. p. 65.

rigkeiten gefunden haben. Ich für mein Theil sehe keine, ob ich es gleich sehr begreiflich finde, wie de Fonte und Bonarda auf einer inländischen Schifffahrt, wo sie keine astronomischen Beobachtungen, wenigstens auch nicht einmal mit der damals möglichen Genauigkeit anstellen konnten, in den Entfernungen der Oerter sich um vieles geirrt haben mögen. De Fonte behauptet mit Recht, es gebe keine nordwestliche Durchfahrt; denn er mußte vom See Belle an in Booten nach der Enge Ronquillo schiffen, und auf dem Parmentiers-Fluß fand er acht abschüssige Stellen oder Fälle, wo das Wasser bei jedem ungefähr vier Fuß fiel. Diese Fälle konnten nur dann die Schifffahrt im Boote hemmen, wenn sie sich jäh abstürzten; nahmen sie eine lange Strecke ein, etwa wie die Fälle im Dnepr, so verhinderten sie die Beschiffung des Flusses nicht. Was aber das Erstere, so mußte man, wie es in Amerika gewöhnlich ist, das Boot ans Land schleppen und jenseits des Falles wieder in den Fluß setzen.

6. Der Fluß de los Reyes steht auf allen Karten, nur auf einigen irrig in 43°, weil man ihn mit Martin de Aguilar's Einfahrt verwechselte. In einer spanischen Handschrift, die von Mexico den 24. October 1770 datirt ist, und den Marsch der spanischen Truppen nach Monterey im Jahre 1768 beschreibt, heißt es ausdrücklich: Rio de los Reyes ist die Grenze der spanischen Entdeckungen *). Also sind wenigstens die Resultate von de Fonte's Reise bekannt geworden, wenn schon die Nachricht von der Reise selbst sich (bis auf diesen einen Brief) verloren hat. Kein anderer spanischer Seefahrer vor 1640 ist so weit nach Norden gekommen.

Die weiteren Entdeckungen des Admirals de Fonte und seiner Gefährten lassen sich nicht mit der Genauigkeit bestimmen, daß man sie auf der Karte entwerfen könnte. Sie dienen in ihrem jetzigen Zustande lediglich dazu, die Aufmerksamkeit der neueren Seefahrer zu erregen; und hätte nicht die lächerliche Unwissenheit des englischen Admiralitäts-Collegii und des Chefs dieses Departements, des Grafen Sandwich, im Jahr 1776 den großen Cook durch die absurdesten Verhaltungsbefehle von der genauen Erforschung der Nordwestküste von Amerika zwischen 40° und 60° N. Br. abgehalten, so würden wir um viele

*) *Dalrymple*, Furtrade p. 15. Note a.

Jahre früher mit der wahren Lage jener Länder bekannt und dadurch in Stand gesetzt worden sein, de Fonte's Spur vollständig zu verfolgen.

§. 19. Fernere Anzeigen von dem inländischen Meere in diesen Gegenden.

Wenn man, um billig zu sein, aus den unvollständigen Nachrichten, die sich unter den Namen von Martin Chacke, Andres de-Urdanietta, Juan de Fuca, Martin de Aguilar und Bartolomeo de Fonte finden, für das Dasein einer oder mehrerer Oeffnungen an der Nordwestküste, die zu einem tief ins Innere von Nordamerika gehenden Meere führen, nichts Positives schließen will; so kann man sich doch nicht entbrechen, bei der Uebereinstimmung so vieler, ganz verschiedener und auf ganz verschiedenen Wegen bis zu uns gekommener Nachrichten eine gewisse Wahrscheinlichkeit anzuerkennen, welche auf das Dasein eines solchen innerhalb Landes befindlichen Westmeeres hinzudeuten scheint. Dieses Westmeer ist aber auch auf einer Karte in der spanischen Originalausgabe der Noticia de California vom Jahr 1757 ganz bestimmt angegeben, und Herr Dalrymple hat diese Karte ihrer Seltenheit wegen nachstechen lassen. Man sieht hier den Raum zwischen den Einfahrten des Martin de Aguilar in 43° und des Juan de Fuca in 47° N. Br. als eine Insel gezeichnet. Beide Einfahrten führen zu einem sehr großen mittelländischen Meere, welches sich von 43° bis 60° N. Br. erstreckt, und zwischen 40 Graden der Länge eingeschlossen ist. Aus einem Landsee zwischen 61° und 63° N. Br., etwas nordostwärts von diesem Meere, läuft ein Fluß, welcher eine südliche Richtung behält, bis er in 52° und 54° in zwei Armen sich westwärts wendet und in das eben beschriebene Meer fällt. Von Juan de Fuca's Einfahrt geht die Küste nordwestwärts bis in den 57.° N. Br. Hier findet man einen sehr weitläuftigen bis 62° gehenden Sund gezeichnet, welcher voll Inseln und mit zwei aneinanderhangenden Seen in Nordnordost, die sich bis 72° N. Br. nahe an Baffinsbai erstrecken, in Verbindung ist. Nach Norden hin geht ein anderer Arm in einen weiten bis 76° hinaufgeführten, inselreichen westlichen Meerbusen. Diese Karte beweiset, wie mich dünkt, zur Genüge, daß man allerdings in Spanien bestimmtere Kenntniß von der Lage jener Weltgegend besaß, als es diejenigen zugeben wollen, die eine jede Nachricht,

welche sich nicht mit ihren Hypothesen reimt, erdichtet nennen. Die Jesuiten, denen man die Noticia de California, folglich auch diese Karte verdankt, scheinen also doch wohl so weit nordwärts gekommen zu sein, wie de Fonte's Brief es behauptet; und da sie selbst solche Zeugnisse von ihren Entdeckungen vorlegen, so fällt abermals eine schwache, auf ihrem vermeinten Stillschweigen beruhende Einwendung gegen die Aechtheit jenes Briefes weg. *)

In dem Arcano del Mare, welches zu Florenz 1661 herausgekommen ist, befindet sich unter andern schon eine Karte von der Nordwestküste von Amerika, worauf in 47° 20′ N. Br. eine tiefe Bai unter dem Namen Baia de los Tachaios angegeben wird. Auch in der Karte von Mexico, die Don Joseph Antonio y Ramirez 1768 bekannt gemacht hat, sieht man eine Laguna de Teguyo in 41° 30′ N. Br. (also vermuthlich nur nach Hörensagen angegeben), von welcher es heißt, daß aus der Nähe derselben die Mexicaner gekommen wären, um ihr Reich zu errichten. Von diesem See spricht schon Cox in seinen Carolana p. 64., wo er eines Capitains Coxton erwähnt, „der ein Schiff von 26 Kanonen ausgerüstet hatte, um das Manilaschiff zu kapern, welches sich, wie man ihm berichtet, gewöhnlich in 42° N. Br. der Küste näherte. Als er aber an die obere Gegend von Californien kam, war es noch zu früh für die Ausführung seines Vorhabens; er schiffte also längs der Küste hin, und lief in einen Fluß ein, der in einen großen See führte. Unweit der Mündung desselben fand er eine bequeme Insel, wo er sich zwei bis drei Monate lang aufhielt, um seine Mannschaft zu erfrischen. Er hatte zufälliger Weise einen Mann an Bord, der die Sprache der Eingebornen verstand. Diese Leute bezeigten sich sehr freundlich gegen ihn, sobald sie wußten, daß er seinen Zug gegen die Spanier unternommen habe; er ward sehr vertraut mit ihnen, und erhielt von ihnen Alles, was er brauchte. Er nennt sie das Volk Thoya; ich finde aber, daß

*) Das gänzliche Stillschweigen der Jesuiten wäre kein Beweis gegen de Fonte; aber es ist ja nicht einmal erwiesen. Ist denn Alles, was nicht in Druck bekannt ist, darum auch nicht geschrieben worden? Ich selbst habe die wichtigsten Handschriften von den Missionarien dieser Gesellschaft aus Abissinien gesehen, die nicht gedruckt und, seit der Aufhebung des Ordens nur durch einen seltenen Zusammenfluß von Umständen, von Goa nach England gekommen sind.

die Spanier in ihren verschiedenen Expeditionen den Ort Thoyago und bisweilen Tejago nennen. Mit den Spaniern führen sie öfters Kriege, worin es ihnen noch immer gelungen ist, die Spanier zurückzuschlagen. Sie können 30 — 40,000 Menschen ins Feld stellen. Diese Nationen nebst noch zwei andern benachbarten, die ihnen wenig nachgeben, hält man für die klügsten und gesittetsten Indianer in Amerika.

Ein anderes Zeugniß für ein inländisches Meer findet sich in einem spanischen Schriftsteller, Don Francisco Seixas y Lovera aufbewahrt. Dieser erzählt in seinem Teatro Naval Hydrografico, Madrid, 1668. 4., daß Thomas Peche, ein Engländer, im Jahr 1676, 120 Meilen weit in der Meerenge Anian fortgesegelt sei, um auf diesem Wege nach England zurückzukehren; da es aber bereits spät im October und der Nordwind nebst der starken Strömung von Norden her ihm entgegen gewesen wäre, so hätte er seinen Lauf zurück nach Californien und dann längs Neuspanien und Peru gerichtet und wäre durch Magellan's Meerenge im Jahr 1677 nach Hause gekommen.

Selbst die so lange verfochtene irrige Meinung, daß Californien eine Insel sei, scheint auf einem Mißverstande beruhet zu haben, den nur eine unvollkommene Kenntniß des inländischen Meeres oberhalb dieser Halbinsel veranlassen konnte. Endlich muß man noch die mancherlei Zeugnisse hinzurechnen, welche Delisle gesammelt hat, um darzuthun, daß man in Canada das Dasein eines mittelländischen Meeres an der Westseite von Amerika längst, und zwar auf die Aussage der Indianer, geglaubt habe; wohin auch noch die Nachricht gehört, daß am Fuße des Gebirges von glänzenden Steinen die Fluth steigt und fällt, obgleich dieses Gebirge noch mehr als 300 geographische Meilen *) von der Küste Neu-Albion entfernt ist. Die Berichte der Eingebornen in Louisiana und in Neu-Mexico stimmen mit diesen canadischen Nachrichten überein. D'Espejo, der den Fluß Colorado, welcher in den rothen Meerbusen (Mar Vermejo) zwischen Californien und Neuspanien fällt, hinaufwärts reisete, hörte, je weiter er kam, desto mehr von dem großen Meere reden; und la Hontan, der in 46° N. Br. sehr weit nach Westen ge-

*) Englische geographische Meilen, 60 auf einen Aequatorgrad. Also sind jene 300 = 75 deutschen Meilen.

drungen ist, erfuhr von der Nation der Mosemleks, daß ein anderer Stamm, den sie Tahuglauks nannten, an einem großen Meere wohnte und an dessen Ufern wenigstens 100 verschiedene Niederlassungen (villes) inne hätte. Diese Tahuglauks kleiden sich in Thierfelle, tragen pyramidalische Mützen, sind verhältnißmäßig gegen die anderen nordamerikanischen Stämme in den Künsten sehr geübt und auf eine höhere Stufe der Cultur gelangt.*) Mir ist die Aehnlichkeit zwischen dieser Beschreibung und demjenigen, was wir jetzt von den Einwohnern des Nutkasundes wissen, einigermaßen aufgefallen. Gewiß läßt es sich nicht läugnen, daß dieses letztgenannte Volk vor den Horden im innern Nordamerika gewisse Vorzüge einer weitern Ausbildung besitzt; und existirt ein Meer innerhalb des Landes, welches Nutkasund umgibt, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Völkerschaft an seinen Ufern mit den Nutkaern verwandt sein kann.

§. 20. Verfolg der Entdeckungen im Nordosten von Amerika.

Während der Zeit, daß Spanien Versuche machte, an der nordwestlichen Küste von Amerika eine Durchfahrt aus dem großen in den nordatlantischen Ocean zu finden, waren andere Nationen bemühet, eben diese Durchfahrt wo möglich von der nordöstlichen Seite zu entdecken. Die näheren Umstände dieser Entdeckungsversuche hier aufzuzählen, gehört nicht zu unserem Zweck; es wird hinreichend sein, wenn wir im Allgemeinen erinnern, daß die unglaubliche Geduld und Beharrlichkeit, die zumal die Engländer in diesen Unternehmungen zeigten, keineswegs mit glücklichem Erfolge gekrönt worden sind. Zwar ist der ungeheuer große Meerbusen im höchsten Norden, der sich unter dem Namen der Baffinsbai bis hinauf in 79° N. Br. erstreckt, und an der Ostseite von der — Insel? oder — Halbinsel Grönland begrenzt wird, und hiernächst auch ein zweiter tiefer Busen, die Hudsonsbai, die zwischen 52° und 65° N. Br. liegt, dem Fleiße der Entdecker nicht entgangen. Allein diese Entdeckungen, von denen besonders die letztere für den Pelzhandel so wichtig gewesen ist, daß eine Handlungs-Compagnie unter dem Schutz eines ihr bewilligten Monopoliums daselbst verschiedene Posten

*) Voyages du Baron *de la Hontan* dans l'Amerique septentrionale. La Haye, 1706. 12. p. 224. seq.

angelegt und ihre Handelsplätze mehrere hundert Meilen weit im Innern des Landes errichtet hat, scheinen nur die unüberwindlichen Hindernisse, welche die Natur in dieser Gegend der Schifffahrt entgegensetzt, in ein helleres Licht gestellt zu haben. So wenig es der Wunsch und das Interesse der Hudsonsbai-Compagnie sein konnte, die Auffindung einer Durchfahrt zu begünstigen, so ist es nach so vielen mißlungenen Versuchen doch wohl für ausgemacht anzunehmen, daß nur noch wenige Stellen übrig sind, wo eine Straße zwischen dem atlantischen und dem noch westlicher gelegenen Eismeer als möglich gedacht werden kann. In der Hudsonsbai gibt es, wie man jetzt mit ziemlicher Zuversicht behaupten kann, nur Eine solche Stelle, nämlich in der sogenannten Repulsebai, um den 67.° N. Br. Es ist wahr, daß Middleton, der einzige Seefahrer, der diesen Busen je besuchte, hier im Jahr 1742 keinen Durchgang gefunden hat; allein ohne die Beschuldigung gegen ihn geltend zu machen, die Arthur Dobbs und andre eifrige Verfechter der nordwestlichen Durchfahrt auf ihn wälzten, als sei er von der Hudsonsbai-Compagnie bestochen worden: so muß es doch Jedem, der nur einigermaßen mit dem Entdeckungsgeschäfte praktisch bekannt ist, sehr lebhaft auffallen, daß die kurze Zeit, die auf dergleichen Untersuchungen der Küsten verwendet wird, keineswegs hinreichend ist, um ein Endurtheil fällen zu können. Man läuft in einen Busen ein, der vielleicht 40 Seemeilen im Durchmesser hält; man nähert sich beiden Ufern, findet Land auf beiden Seiten, sieht es auch wohl im Mastkorbe rund um den ganzen Horizont, und kehrt zurück in der Ueberzeugung, daß hier keine Oeffnung zu finden sei; da doch nichts in der Welt möglicher ist, als daß, vermittelst der Lage und Richtung der Küsten, der Eingang einer Durchfahrt verdeckt bleiben und nur in der Nähe sichtbar werden konnte. Die Karten, welche die Indianer um Hudsonsbai angegeben haben, stimmen mit allen mündlichen Aussagen dahin überein, daß sie eine Communication zur See zwischen Repulsebai und dem Eismeer in der Gegend des von Hearne entdeckten Koppermine- (Kupfergruben-) Flusses vermuthen lassen. Diese Durchfahrt konnte vielleicht Shapley gefunden haben, als de Fonte ihm auf den Flüssen aus Südwesten entgegen kam. Mit ihr wäre aber der Schifffahrt noch wenig geholfen, da sie die Nothwendigkeit voraussetzt, an den Küsten des Eismeeres bis in die Behringsstraße fortzuschiffen, und sich also

der Gefahr vom Eise eingehemmt zu werden, beständig auszusetzen. Die Möglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt, welche südlicher als die eben erwähnte ginge, und das Land von Amerika etwa in südwestlicher Richtung von der Hudsonsbai aus durchschnitte, ist durch die Reise zu Fuß, die Herr Hearne von den Handelsposten in Hudsonsbai bis an das Eismeer vorgenommen hat, gänzlich verschwunden; denn gesetzt auch, daß seine Berechnung der Breite des Ortes, wo er das Eismeer berührte, wie sie in dem Versuch: Cook der Entdecker, (Th. I. d. Samml. S. 70. u. f.) angegeben wird, die Küste um viertehalb Grade zu weit nach Norden setzte, so wäre doch schon eine Breite von 68° 15′ hoch genug im Norden, um alle mögliche Canäle aus der Hudsonsbai, den aus der Repulsebai ausgenommen, gänzlich abzuschneiden.

§. 21. Entdeckungen der Russen.

Es gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen, welche die Ueberlegenheit des Menschen über die ganze Natur recht anschaulich machen, daß selbst die rohesten, von Hülfsmitteln beinahe gänzlich entblößten Völker, ohne die Vortheile die uns in unserm verfeinerten Zustande die Vervollkommnung der Künste und Wissenschaften fast überall darbietet, den Gefahren der Elemente getrotzt, in kleinen, unsicheren Fahrzeugen ungeheure Meere beschifft und die entlegensten Küsten besucht haben. In der Geschichte der Vernunft, wenn man sie je entwerfen sollte, wäre die Aufzählung dieser Unternehmungen unstreitig einer der wichtigsten Abschnitte; die Bevölkerung der Erde und das Band der Völker unter einander beruhet fast gänzlich auf gewagten Schifffahrten. Amerika konnte freilich im Norden leicht aus dem nahen Lande der Tschuktschen bevölkert werden; allein der große Abstand der südlicheren Bewohner dieses Welttheils (vom 56.° der Breite an nach dem Aequator und über denselben hinaus gerechnet) von den Eskimos, den Grönländern, den Aleyuten und ihren Verwandten, deutet offenbar auf einen andern Ursprung. Die Sonnenkinder in Peru und die Stifter einer sittlichen Verfassung in Mexico schwammen vielleicht, eben so wie die Bewohner der Südseeinseln, auf kleinen Kähnen über ungeheure Räume des Meeres, und verpflanzten die Begriffe des östlichen Asiens in die andere Hälfte der Erde. Wollte man aber an ihrer Ueberkunft auf diesem Wege zweifeln, so bewun-

dern wir doch mit Recht die kühnen Schifffahrten der normännischen Helden, die im neunten Jahrhundert Island und Grönland, und im elften sogar die südlicher gelegenen Küsten von Nordamerika entdeckten. Ohne die Magnetnadel brauchen, ohne die Polhöhe messen, geschweige die Länge berechnen zu können, ohne einen richtigen Begriff von der Gestalt und Größe der Erde zu besitzen, ohne ein ordentliches Tagebuch zu führen, mit ungeschickten Fahrzeugen und einer höchst mangelhaften Zurüstung, wagten diese Abentheurer sich über das Meer, und — was ungleich wichtiger und merkwürdiger ist — sie wußten den Weg nach ihrer Heimath zurück zu finden. Etwas Aehnliches, obwohl nicht nach diesem großen Maßstabe, liefert uns die Geschichte der ersten russischen Versuche im Norden und Osten dieses großen Reiches. Die ganze nördliche Grenze von Asien längs dem Eismeere ward von Russen entdeckt und beschifft. Russische Abentheurer verirrten sich bis nach Spitzbergen, und Deschnew, ein Kosake und Abkömmling der Entdecker und Eroberer Sibiriens, fuhr schon 1648 um die nordöstliche Spitze von Asien durch die Meerenge, welche diesen Welttheil von Amerika scheidet, nach dem Flusse Anadir. Mit eben so wenig Kenntniß der mathematischen Nautik wurden die russischen Eroberer der Halbinsel Kamtschatka durch den einträglichen Pelzhandel nach dem großen Archipelagus hinüber gelockt, der sich an die amerikanische Halbinsel Alaska anschließt, und den durch die Behringsstraße stürzenden Strom des Eismeers bricht. Nicht zufrieden mit der Entdeckung und Besitznahme dieser Inseln, folgten sie der Küste durch jenes kalte, rauhe, von unaufhörlichen Stürmen zerwühlte Meer, sammelten mit Lebensgefahr in ihren kleinen Fahrzeugen das reiche Pelzwerk von den Eingebornen, und erreichten schon den 55.° der Länge, vom Hafen St. Peter und Paul, eine Entfernung, die mehr als 400 deutsche Meilen in gerader Linie, und, wie die Fahrt genommen werden muß, mehr als 600 solche Meilen beträgt.

Diese Handelsfahrten wären für den Geographen unfruchtbar geblieben, wenn sie nicht von Zeit zu Zeit die Aufmerksamkeit der Regierung auf sich gezogen und die Sendung geschickter Seeofficiere mit allen erforderlichen Hülfsmitteln zu genauerer Bestimmung der Lage der Oerter veranlaßt hätten. Bereits im Jahre 1728 durchschiffte der Capitain Vitus Behring die in der Folge nach ihm benannte Meerenge, welche Deschnew zuerst be-

fahren hatte, und kam von Nischnei Kamtschatkoi Ostrog bis an das Vorgebirge Serdze Kamen (Herzstein) in 67° 18′ N. Br. So ward also zum erstenmal durch zuverlässige Beobachtungen bestimmt, daß die beiden großen Landmassen unserer Erdkugel nicht an einander hangen, obgleich die Entdeckung der amerikanischen Küste zwischen 65° und 66° N. Br., die Gwosdew im Jahre 1730 machte, eben so deutlich zu erkennen gab, daß sie einander in jener nördlichen Gegend sehr nahe kommen, und vielleicht nur durch irgend eine heftige Revolution, deren der Erdball in den ältesten Abschnitten seines Daseins so viele erlitten haben kann, von einander getrennt worden sind. Die Wichtigkeit dieser Entdeckung feuerte den Hof von St. Petersburg zu neuen und größeren Unternehmungen an. Behring ward zum zweitenmal mit seinen ehemaligen Gefährten Spangberg und Tschirikow nach den östlichen Grenzen von Asien geschickt, um die von Engländern und Spaniern so oft vergeblich gesuchte nördliche Durchfahrt wo möglich aufzufinden. Man hat von den ungeheuren Kosten und der Anstrengung der Kräfte, die zu einer solchen Ausrüstung gehören, keine richtige Vorstellung, wenn man nur bei dem Gedanken verweilt, daß zu der bevorstehenden Reise fünf oder sechs Fahrzeuge von unbeträchtlicher Größe ausgerüstet wurden. Allein einen besseren Maßstab gibt die Länge der Zeit, welche lediglich mit dem Transport der Geräthe und Materialien, und zu der nöthigen Vorbereitung auf die Reise verstrich. Im Jahr 1733 ging Behring von St. Petersburg ab, und erst im Jahr 1738 konnte er den Capitain Spangberg auf die Untersuchung der Kurilischen Inseln ausschicken, die er aber im Jahr 1739 erst vollendete. Im Junius 1741 konnte endlich Behring mit zwei Schiffen, wovon Tschirikow das zweite commandirte, seine größere Entdeckungsreise antreten. Die Unfruchtbarkeit der östlichen Küsten von Asien, ihre unwirthbare Kälte, ihr gänzlicher Mangel an Bäumen und vorzüglich an Bauholz aller Art, die Höhe der Gebirge, welche sich zwischen dem Laufe der östlichen und der nördlichen sibirischen Flüsse hinziehen — Alles schien dem Bau und der Betakelung der russischen Schiffe unüberwindliche Hindernisse in den Weg zu legen; allein der edle Stolz der Kaiserin, der Muth ihrer Officiere, und das Beharren von beiden Seiten besiegten den Widerstand der Natur. Behring entdeckte auf dieser Reise die Inseln, welche östlich längs der Halbinsel Alaska liegen, Rad-

jak oder Kodiak, Schumagin's Inseln, und die Nebelinsel (Tumannoi Ostrow). Er erreichte die Bai, die jetzt seinen Namen führt (in 59° 18′ N. Br. und 220° 29′ O. Länge von Greenwich,) und bestimmte die Lage der beiden Vorgebirge St. Elias und St. Hermogenes, zwischen denen sich, wie Cook's Entdeckungen zeigen, die beiden großen Busen, der Prinz Wilhelm's Sund und der Cooksfluß, nach Norden hin erstrecken. Auf der Rückreise ward er am Scharbock so gefährlich krank, daß er das Bett hüten und die Führung seines Schiffes dem Lieutenant Warel anvertrauen mußte. Die ganze Mannschaft erkrankte ebenfalls an dieser furchtbaren Pest der Seefahrer; und um das Maaß ihrer Leiden voll zu machen, litt sie unweit der Küste von Kamtschatka Schiffbruch an einer Insel, die durch den Tod des Befehlshabers seinen Namen erhielt. Tschirikow hatte während der Zeit die Küsten von Amerika etwas südlicher als Behring, nämlich in 56° N. Br., und nach seiner Rechnung 60°, im Grunde aber beinahe 70°, östlich von St. Peter und Paul berührt, und war den 11. October glücklich nach Kamtschatka zurückgekommen.

Durch diese Entdeckungsreise war nunmehr der Umriß der amerikanischen Küste gegen Norden hin im Allgemeinen bestimmt. Man hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß sie von Californien an, bis gegen den 60.° N. Br., ihre nördliche Richtung beizubehalten, von diesem Parallelkreise an aber sich wieder bis zum 55° südwestlich herabwärts zu ziehen, und dann erst nach Norden zu dem von Gwosdew berührten Lande, Tschukotskoi Nos gegenüber, zwischen 65° und 66° hinaufzusteigen schien. Allerdings waren es nur einzelne, oft 100 Meilen von einander entfernte Punkte, die man bis jetzt bestimmt hatte; zwischen ihnen konnte noch manche weite Durchfahrt liegen, und es blieb dem Fleiß und dem Unternehmungsgeiste künftiger Entdecker noch viel zu erforschen übrig. Die unruhige Periode in der russischen Geschichte, die auf jene Entdeckung folgte, und hernach der schwere siebenjährige Krieg unterbrachen die Operationen des russischen Hofes auf dieser Seite, bis die jetzt regierende Kaiserin im Jahre 1768 dem Capitain Krenitzyn den Befehl ertheilte, die mittlerweile durch die Reisen der Pelzhändler bekannt gewordenen Inselgruppen aufzunehmen und bis an das feste Land zu verfolgen. Das Resultat dieser Reise und der Privatunternehmungen, die Bragin und Saikof 1772 vollführ-

ten, finden wir in den Karten, welche Coxe in England, und Pallas in Rußland herausgegeben haben; der Archipelagus, der, von der Halbinsel Alaska westwärts in einem Bogen hingestreuet, das seichte Meer von Kamtschatka gegen Süden begrenzt, ist, wenn nicht mit der Genauigkeit womit Cook seine Entdeckungen zu bestimmen pflegte, doch bereits, was die Zahl und verhältnißmäßige Lage der Inseln betrifft, ziemlich sorgfältig erforscht.

Diese Bestimmungen gehörten nur zu den entfernten Vorbereitungsanstalten, die einem weit umfassenden Entdeckungsplane voran gehen mußten. Cook's Beschiffung dieser Gegenden fiel zwischen jenen Reisen und dem zur Ausführung eines größern Vorhabens bestimmten Zeitpunkt. Dem Scharfblick der Kaiserin konnten die großen Aussichten nicht entgehen, die sich hier für den Flor ihres ungemessenen Reiches und besonders seiner östlichen Provinzen öffneten. Wir lesen im Tagebuche des französischen Consuls Lesseps, daß ein englischer Seeofficier, Namens Billings, im Jahr 1788 alle die Schwierigkeiten aufs neue bekämpfte, welche sein Vorgänger Behring funfzig Jahre zuvor überwand, um nach dem Hafen Ochotzk die Materialien und Vorräthe zum Bau und zur Ausrüstung eines neuen Entdekkungsgeschwaders zu führen. Wir lesen im Tagebuche des Schiffscapitains Douglas, daß der spanische Capitain Don Estevan Joseph Martinez, während seines Aufenthalts auf Unalaschka, im Jahr 1788 in Erfahrung gebracht hatte: von Europa aus würden russische Schiffe daselbst erwartet, um die Entdeckung von Amerika zu vollenden und vielleicht bequemere Handelsposten auf der nordwestlichen Küste dieses Welttheils anzulegen. Diese Nachrichten enthalten indeß nur Bruchstücke eines Plans, welcher der großen Beherrscherin Rußlands vollkommen würdig war. Der Augenblick schien da zu sein, wo Amerika zwischen Rußland, Japan und China ein dauerhaftes, auf gegenseitiges Bedürfniß gegründetes Band knüpfen sollte; und selten werden so viele günstige Umstände zugleich sich wieder zum Vortheile der Wissenschaften so glücklich vereinigen: der Wille und die Weisheit einer mächtigen Monarchin; das Talent eines jungen Seemannes, der in Cooks Fußtapfen getreten wäre; die freie Wahl jedes einzelnen zu dieser Unternehmung aufgerufenen Gehülfen! In dem Augenblick, da ich dieses schreibe, wären vielleicht die Erwartungen übertroffen, die Europa sich von der ersten russischen Weltumschiffung machen durfte, und auch mir wäre das Loos

zugefallen, an Entdeckungen Theil zu nehmen, die jetzt nur Möglichkeiten einer fernen Zukunft bleiben. Handelseifersucht störte dieses so glücklich und groß gedachte Unternehmen; die Barbaren an der Propontis ließen, ohne es nur gewahr zu werden, sich als Werkzeuge einer schlaueren Politik brauchen, und forderten den Krieg, der den Untergang ihres Reiches bereitet hat. Rußland verschwendete seine Schätze, und das Blut seiner tapfern Krieger floß auf den erstürmten Mauern von Otschakow und Ismail; aber auch Mulowsky, der zum Anführer jener neuen Entdeckungsfahrt auserkohrne Mann, ward das Opfer seines Heldenmuthes. *) Wenn die Verkettung der Begebenheiten den wohlthätigsten Entwürfen so in den Weg tritt und sie ohne unser Zuthun vereitelt, dann dürfen wir vielleicht sagen, daß die Welt für manches Gute noch nicht reif zu sein scheint! — Doch genug hiervon an diesem Orte.

§. 22. Neue spanische Reisen.

Seit dem Jahre 1764 hatten die Engländer dreimal die Welt umschifft, als die spanische Regierung endlich im Jahr 1773 gleichsam aus ihrer Lethargie erwachte, und von Callao in Peru eine neue Entdeckungsreise veranstalten ließ. Ihre Politik hat aber die Bekanntmachung sowohl dieser, als einiger folgenden Unternehmungen nicht für rathsam erachtet. Dünkte es sie wirklich so gefährlich, die Lage der Inseln und Länder, welche andere Seefahrer vor den ihrigen genau bestimmt hatten, dem Publikum zu verrathen? — oder, daß ich Scherz in Ernst verwandle, schämte sie sich, der Welt zu gestehen, daß man nichts ausgerichtet und im Jahr 1790 noch keine gültigeren Ansprüche, als die Schenkungen in Alexander's VI. Demarcationsbulle, auf den Besitz der von Cook erforschten Weltgegenden aufzuweisen hätte? Allein es war ja nicht die Schuld der braven und geschickten Officiere, eines Langara y Huarte, eines Buenochea, eines Heceta, eines Bodega y Quadra, eines Martinez, daß der Fluch des Mönchsregiments alle Sehnen jener einst so großen und so edlen Monarchie gelähmt hatte und ihre Herrscher gegen ihren eignen Vortheil wie gegen die Wohl-

*) Er fiel in dem Gefecht am 26. Julius 1788 bei Bornholm auf der Ostsee, als Brigadier-Capitain und Befehlshaber eines Linienschiffes, im 28. Jahre seines Alters.

fahrt des Staates, erblinden ließ. War ihnen durch die Trägheit und Gleichgültigkeit eines bis in die Wurzel verderbten Regierungssystems die Ehre der ersten Entdeckung in vielen Fällen entgangen, so forderte doch die Gerechtigkeit gegen ihre Verdienste eine vollkommene Darlegung Alles dessen, was sie in Befolgung ihres Auftrages ausgerichtet hatten. Nicht genug also, daß man ihnen lange die Mittel vorenthielt sich zu Ruhm und Ehre hinaufzuschwingen, kümmerte man ihnen auch den Antheil den sie mit Aufopferungen aller Art so theuer erkauften, und das in einer Monarchie, deren Grundpfeiler Ruhm und Ehre sind. So wundre man sich aber auch nicht mehr, wenn diese Grundfesten endlich sinken, und das modernde Gebäude, worin nur noch Ungeziefer gedeihen, plötzlich zusammenstürzt und sie in Schutt begräbt.

Auf einer von den Reisen, die vor dem Jahre 1775 unternommen wurden, — das genaue Jahr und der Name des Befehlshabers sind unbekannt — sollen die Spanier bis zum 55.° N. Br. an der Nordwestküste gekommen sein. Im Jahre 1775 schiffte Don Bruno de Heceta bis zu 57° 57′ N. Br. Die Punkte, wo er die Küste berührte, waren in 41° 7′ der Hafen Trinidad, in 57° 2′ das Vorgebirge Enganno, in 57° 11′ der Hafen Guadalupe, in 57° 18′ dicht neben dem vorigen der Hafen de los Remedios, und auf dem Rückwege in 55° 17′ der Hafen Bucarelly, der diesen Namen zu Ehren des damaligen Vicekönigs von Mexico erhielt. Der letzte auf dieser Fahrt besuchte Ort ward der Hafen de la Bodega genannt, und ist wahrscheinlich kein anderer, als der bereits im Jahr 1579 von Sir Francis Drake entdeckte und nach ihm benannte Hafen. Er liegt in 38° 18′ N. Br. Ein kurzes Tagebuch dieser Reise, von Don Antonio Maurelle, dem zweiten Steuermann auf einer dabei gebrauchten Galiote, hat man, ungeachtet der spanischen Geheimnißkrämerei, in England abschriftlich erhalten und zum Druck befördert. *) Von einer spätern Reise längs dieser Küste im Jahre 1779 findet man ein schönes Denkmal in Herrn Dalrymple's großer Kartensammlung, wo Nr. 24, in der XIV.

---

*) Die englische Uebersetzung steht in *Barrington's* Miscellanies. London, 1781. 4., und von Herrn Pallas ist eine deutsche in die Neuen Nordischen Beiträge, (St. Petersburg 1782. 8.) III. B. S. 198. eingerückt worden.

Classe einen sehr sorgfältig und mühsam ausgearbeiteten Abriß des Hafens Bucarelly, den die Engländer einen Sund nennen würden, darstellt. Auf diesem Blatte liest man zugleich die Notiz, daß Don Juan Francisco de la (Bodega y) Quadra diesen Hafen im Jahre 1779 genau untersucht habe. Seine Breite wird hier auf 55° 19′ N., und die Länge auf 27° 9′ W. von dem Vorgebirge St. Lucar in Californien bestimmt. Sir John Macpherson, Gouverneur von Madras, erfuhr von einigen spanischen Officieren, mit denen er während seines Aufenthalts am Vorgebirge der guten Hoffnung Bekanntschaft machte, daß die Spanier vor Kurzem in 47° 45′ N. Br. eine Einfahrt entdeckt hätten, durch welche sie in 27 Tagen bis in die Nähe von Hudsonsbai gesegelt wären. Der Gouverneur theilte diese Nachricht Herrn Charles Greville mit, der sie seinem Freunde Alexander Dalrymple zur Bekanntmachung übergab. *) Die genaue Uebereinstimmung dieser Entdeckung mit der Erzählung des Griechen Juan de Fuca erregte mit Recht die Aufmerksamkeit des Geographen; allein an eine weitere Befriedigung ist wohl nicht eher zu denken, als bis englische Seefahrer sich den Wink zu Nutze machen, und die Lage des innern Amerika durch Bekanntmachung ihrer Wahrnehmungen im eigentlichen Verstande entdecken. Eine verheimlichte Entdeckung ist etwas Ungereimtes, ein Unding, worauf sich Niemand berufen darf. — Jetzt bliebe noch die Reise des Don Martinez übrig, die aber in der Folge einen desto schicklicheren Platz erhalten wird, da sie unter den Entdeckungsreisen keinen zu verdienen scheint.

§. 23. Capitain James Cook.

Die bereits erwähnte geheime Instruction, womit man den großen Seemann James Cook auf seine dritte Entdeckungsreise schickte, laut ausdrücklich:
„Bei Eurer Ankunft an der Küste von Neu-Albion müßt Ihr in den ersten bequemen Hafen einlaufen, um Euren Holz- oder Wasservorrath zu ergänzen und Erfrischungen zu bekommen, alsdann aber weiter nordwärts längs der Küste bis zum 65.° der Breite oder noch weiter schiffen, falls Euch kein Land oder Eis im Wege ist; auch wohl bedacht sein, keine Zeit mit Untersuchung der Flüsse und Einbusen oder sonst zu verlieren, bis Ihr

*) *Dalrymple's* Plan for promoting the Furtrade etc. p 21. 22.

die erwähnte Breite von 65° erreicht, wohin wir wünschen, daß Ihr im künftigen Junius gelangen möget u. s. w."

Wenn man die Karte vor sich hat, und diesen Befehl dagegen hält, so erkennt man auf den ersten Blick, daß eine buchstäbliche Befolgung dieser widersinnigen Vorschrift uns um alle Entdeckungen, die Cook hier machen konnte, gebracht haben würde. Schon hat sie uns die wichtigsten unverantwortlich geraubt, indem Cook bis zu dem Punkte, wo die Küste sich in 59° der Breite westwärts wendet, nur Einmal einen Hafen suchte und fand. Die Anmaßung, da wo alles unbestimmt und unbekannt ist, das Verhalten des Entdeckers vorausbestimmen zu wollen, hat nur Eine Entschuldigung für sich, die ärger als die Sünde selbst ist, nämlich die gänzliche Hintansetzung der wissenschaftlichen Vortheile, die man sich von einer genauen geographischen Untersuchung der Nordwestküste von Amerika mit Zuversicht versprechen konnte, gegen den eingebildeten Vortheil der Auffindung einer nordwestlichen Durchfahrt, die doch, nach der damals dem Admiralitätscollegio schon bekannten Wanderung des Hearne, bis in 72° N. Br. hinaufgehen mußte, folglich, wie sich a priori wissen ließ, des Eises wegen kaum in 10 Jahren einmal schiffbar sein konnte. Daher kam es denn, daß Cook die Küste von Amerika, oder, wenn man sie näher bestimmen will, von Neu-Albion, in 44° 33′ N. Br. zuerst hinan fuhr. Ein Vorgebirge welches sich hier zeigte, lag in 44° 55′ N. Br. und 235° 54′ O. Länge, und erhielt den Namen Cape Foulweather (Vorgebirge des bösen Wetters). Cook kreuzte des widrigen Windes wegen noch etwas südlicher, so daß er das Cap Blanco in 43° 10′ und zwei noch nicht bekannte Spitzen, Cap Gregory in 43° 30′ und Cap Perpetua in 44° 6′ N. Br. bestimmen konnte. Hier hätte er Martin de Aguilar's Fluß oder Einfahrt aufsuchen können; allein das war ihm ja ausdrücklich verboten! In 47° 5′ N. Br. schien sich eine Oeffnung darzubieten; aber bald glaubte man annehmen zu müssen, es sei nur flaches Land gewesen, und daher erhielt die unmittelbar dabei nordwärts liegende Spitze den Namen Cape Flattery (Schmeicheley oder falsche Erwartung). Hier wäre der Ort gewesen, Juan de Fuca's Meerenge aufzusuchen, und so lange zu beharren, bis man sie entweder gefunden, oder ihre Erdichtung unläugbar dargethan hätte. Statt dessen war Nutka- oder Königs Georg's-Sund in 49° 36′ N. Br. und 233° 17′

O. L. der erste Hafen, den Cook an dieser Küste besuchte, als ihn der Wassermangel nöthigte, sich der desfalls zugestandenen gnädigen Erlaubniß zu bedienen. Beim Auslaufen aus diesem Hafen hinderte ihn ein Sturm, sich der Küste vor dem 55.° wieder zu nähern, so gern er es auch gethan hätte, um den Streit über das „unwahrscheinliche Mährchen", wie er es nennt, von de Fonte's Meerenge ein Ende zu machen. Indeß wagte er es doch nicht, auch nur einen von den vielen Häfen, die sich ihm zwischen jener Breite und der Gegend, wo die Küste sich nach Westen lenkt, in so großer Anzahl zu öffnen schienen, mit seiner bekannten Genauigkeit zu untersuchen, sondern begnügte sich, die Stellung anzudeuten, wo er aus der Ferne ganz sichtbar den Eingang zu diesen Ankerplätzen wahrgenommen hatte, und die Lage der merkwürdigen Landspitzen, wie z. B. des Caps Enganno der Spanier, welches er Cap Edgecumbe nannte, des Kreuz-Caps (Cross cape) und des Caps Suckling astronomisch zu bestimmen. Die Baien, die er an dieser Küste entdeckte, aber nicht untersuchen durfte, sind die Insel-Bai (Bay of Islands), der Kreuz (Cross) - Sund, die Behringsbai und Comptrollersbai. Indem er nun westwärts fortschiffte, kam er endlich an den Eingang eines sehr geräumigen Busens, welcher sich tief und fast unabsehbar nach Norden erstreckte. Hier wagte er es also, nähere Untersuchungen anzustellen, denen wir den ersten Abriß von Prinz Wilhelm's-Sund verdanken. Die Ostspitze des Eingangs, oder das Cap Hinchingbrooke, in 60° 15′ N. Br. und 213° O. L., liegt jedoch nach neueren Beobachtungen auf einer Insel; und überhaupt möchte wohl das Innere dieses großen Busens künftig noch näher untersucht werden müssen, um mit Zuverlässigkeit entscheiden zu können, ob er nicht mit den großen Einfahrten auf beiden Seiten, sowohl nach Osten als nach Westen, durch einige noch nicht ganz erforschte Arme zusammenhange. Cook eilte indeß, da er zu einer nordwestlichen Durchfahrt keinen Anschein fand, noch weiter nach Westen, und entdeckte jetzt den langen merkwürdigen Arm der See, der sich zwischen Cap Elisabeth und Cap Douglas von 59° bis auf 61° 30′ N. Br. erstreckt, und seitdem in England, seinem verewigten Entdecker zu Ehren der Cooksfluß (Cooks River) genannt worden ist*), weil er wirklich die Gewässer eines der größten

*) Wer diese Benennung schicklich findet, darf nicht Martin de

Ströme in der bekannten Welt empfängt, dessen fernere Untersuchung wahrscheinlich den Zugang zu den großen Landseen im Inneren von Amerika erleichtern und solchergestalt eine inländische Communication zwischen der Ost- und Westküste eröffnen wird.

Vom Eingange dieses Busens oder Flusses an, erstreckt sich die nordamerikanische Küste westsüdwestwärts bis an die von den Russen schon besuchte Südspitze der Halbinsel Alaska. Nachdem sich Cook auf der Insel Unalaschka mit Wasser aufs neue versehen hatte, vollendete er die Umschiffung jenes schmalen Landstreifs bis in einen tiefen Busen, den er Bristolbai nannte. In ihrer Vertiefung fand er einen ansehnlichen Fluß, den Bristolfluß, dessen Mündung in 58° 27′ N. Br. und 201° 55′ O. Länge liegt. Von dem Cap Newenham (man spricht Njunham), der Nordwestspitze dieser Bai, in 58° 42′ N. Br. und 197° 36′ O. L. bis Shoal Ness (der Landspitze der Untiefen) in 60° N. Br. läuft die Küste beinahe in gerader Richtung nach Norden; allein Cook sah sich genöthigt, auf die weitere Verfolgung derselben in dieser Gegend Verzicht zu thun, indem das Wasser für seine Schiffe zu seicht ward. Er steuerte nun in die Behringsstraße, und durch dieselbe nordwärts bis in 70° 29′ N. Br. und 198° 20′ O. L., wo er die letzte von ihm gesehene Landspitze auf der amerikanischen Seite das Eiscap nannte. Nach vielen fruchtlosen Bemühungen, durch das Eis zu dringen, welches ihm die weitere Fahrt nach Norden versperrte, entschloß er sich zu Ende des Augustmonats 1778 zur Rückreise, und erforschte noch den Theil der Küste, welcher von der Behringsenge an südostwärts hin einen Busen bildet und sich in eine Bai endigt, welche er Nortonsund nannte. Im folgenden Jahre machte Capitain Clerke nach dem Tode seines bewunderten Anführers im Monat Julius einen zweiten eben so fruchtlosen Versuch, das mit dem Strom des nordischen Meeres hier andringende Eis zu durchbrechen.

Aguilar's Einfahrt wegdisputiren, weil sie ebenfalls nur ein Fluß genannt wird. Eigentlich hält es auch schwer, die Grenze zu bestimmen, wo man annehmen soll, daß der Fluß aufhöre und das Meer anfange; die Höhe, wohin die Fluth das salzige Wasser führt, ist nicht hinreichend zu dieser Bestimmung, wo die Lage der Ufer so augenscheinlich wie hier eine durch die Wirkung des Flusses hervorgebrachte Bildung verräth.

§. 24. Beschiffung von Nordwestamerika seit Cook.

Um sich eine richtige Vorstellung von den Entdeckungen an der Nordwestküste von Amerika, soweit Cook sie getrieben hatte, und von ihrem Verhältnisse zur gänzlichen Erforschung derselben zu machen, ist es nicht genug, daß man einen Blick auf seine Karte von jener Gegend wirft; sondern man muß dabei an den kleinen Maaßstab denken, der die Entfernungen von mehreren Meilen zu einem unmeßbaren Punkte verkleinert und noch geringere ganz verschwinden läßt. Im Allgemeinen hatten wir jetzt einen Abriß von der Richtung der Küste; wir wußten, daß sie bis zum 60.° der Breite nordwestlich fortstreicht, alsdann aber, vom 220.° O. L. an, West, hernach Südsüdwest und zuletzt Westsüdwest in einem Bogen heruntersteigt, und aus 55° N. Br. in 196° O. L., wieder Ostnordostwärts, und, nachdem sie zwei große Busen gebildet hat, nordwärts bis an das Eiscap in 70° 29′ N. Br. geht. Allein noch waren unzählige Theile dieser so weit ausgedehnten Küste einer nähern Untersuchung fähig; man hatte große Strecken theils gar nicht, theils nur aus der Ferne gesehen und ihre verschiedenen Biegungen, ja selbst die Buchten, Häfen und Durchfahrten zwischen Inseln, die dem Auge dort wie an einander hangende Theile derselben Küste erschienen, nicht einmal gewahr werden können. Hieraus folgte also unmittelbar, daß die Wünsche des Geographen auch durch diese große Reise des berühmtesten und vortrefflichsten Seefahrers noch nicht befriedigt sein konnten, wenn man auch zugeben mußte, daß eine schiffbare nordwestliche Durchfahrt aus dem stillen Meere in das atlantische sich nunmehr wohl schwerlich würde realisiren lassen. Die Wissenschaft hätte indeß eine neue Ausrüstung, die bloß ihre Zwecke zu befördern bestimmt gewesen wäre, lange vergebens wünschen können. Der Trieb, die Handlung zu erweitern und neue Quellen des Gewinns zu eröffnen, mußte ihr dagegen zufällig dienen. Die Capitaine Gorge und King, denen die traurige Pflicht oblag, nach Cook's und Clerke's Absterben ihre Schiffe wieder nach England zu führen, hatten auf ihrem Rückwege den Hafen Macao in China berührt, und dadurch der Mannschaft Gelegenheit gegeben, einiges Pelzwerk, welches sie in Nordamerika erhandelt hatte, um einen sehr hohen Preis an die Chineser zu verkaufen. Besonders fanden die Seeotterfelle im chinesischen Markte einen Absatz, der die gespannteste Erwar-

tung dieser Seefahrer weit übertraf. Capitain King gründete auf diesen Umstand in seiner Nachricht von der Reise die Berechnung eines mit vielem Vortheil zu führenden Handels zwischen China und der Nordwestküste von Amerika. Diese Berechnung war so einleuchtend, daß die Kaufleute in allen Theilen des brittischen Reiches zu derselben Zeit von einem eifrigen Unternehmungsgeist ergriffen wurden und sich zur Ausrüstung verschiedener Handelsschiffe verbanden. In China, in Bengalen, zu Bombay, an der Küste Malabar, und in England selbst, wurden Anstalten getroffen, sich des neuen Gewinns, den Cook's Entdeckungen der englischen Nation gleichsam erworben hatten, frühzeitig zu versichern; und einige Abentheurer fuhren sogar unter Kaiserlicher Flagge, um die Privilegien der Ostindischen und Südsee-Compagnien zu umgehen. Auch in den vereinigten Staaten von Nordamerika fanden sich einige begüterte Männer, die von jenen glänzenden Aussichten ihren Vortheil zu ziehen wünschten. Selbst die Spanier wurden aufmerksam auf die allgemeine Impulsion, die sich in den brittischen Häfen wahrnehmen ließ, und schickten ihre Seeotterfelle von Monterey und Californien nach den Philippineninseln, und von da nach China.

Als man es sich zum Geschäfte machte, das nordamerikanische Pelzwerk längs den Küsten aufzusuchen und von den Eingebornen des Landes einzutauschen, sah man sich bald genöthigt, (wenn ich mich so ausdrücken darf,) den gebahnten Weg zu verlassen, und die Häfen, die Cook's letzte Seereise bekannt gemacht hatte, nur als Stationen oder Vereinigungspunkte anzusehen, um von dort aus nordwärts und südwärts zu fahren, und in jeder Bucht oder jedem Hafen, der sich darböte, mit neuen Völkerschaften bekannt zu werden und ihren Pelzvorrath zu erhandeln. Auf diese Weise gab die Einsammlung von Rauchwaare die Veranlassung zu einer genaueren Erforschung der Küste. Fast jeder Seefahrer, der er wagte, ein Schiff in jene Gegenden zu führen, brachte neue geographische Entdeckungen mit zurück; allein bis jetzt sind die wenigsten Tagebücher dieser verschiedenen Reisen in öffentlichem Druck erschienen, nnd es wäre, wenn sie durch einen Zufall verloren gingen, leicht möglich, daß nach Verlauf eines Jahrhunderts die Existenz dieser Reisen sich eben so wenig erweisen ließe, als man jetzt das Dasein eines de Fonte oder eines de Fuca, und die Wirklichkeit der von ihnen erzählten Entdeckungen mit gleichzeitigen Urkunden belegen kann. Es

wird daher kein überflüssiges Unternehmen sein, wenigstens die bisher bekannt gewordenen Namen der verschiedenen Seefahrer, die seit Cook jene Küste besucht haben, hier aufzuzählen und so kurz als möglich anzugeben, was sie zur Erforschung derselben leisteten.

1. James Hanna lief mit einer kleinen Brigantine im April 1785 von Macao aus, kam im August nach König Georg's- oder Nutka-Sund, wo er eine gute Ladung von Seeotterfellen einsammelte, und kehrte noch im December desselben Jahres wieder nach Macao zurück. Auf dieser ersten Reise machte er keine neue Entdeckungen.

2. Im Mai des folgenden Jahres segelte er in einem größern Fahrzeuge (der Schnau Seeotter) nach der Küste von Amerika, und kehrte im Februar 1787 zurück. Auf dieser Reise*) glückte es ihm, den 8. September nordwärts von Nutkasund die große Bai zu finden, welche südostwärts von den Königin Charlotten'sinseln liegt, indeß diese von andern Seefahrern entdeckt wurden. Er nannte einen großen Sund in der Nordostgegend dieser Bai Fitzhugh-Sund, Herrn William Fitzhugh zu Ehren. Weiter nordwärts zeigte sich eine Oeffnung, die er Mackintosh-Inlet (Einfahrt) nannte. Das Land nahm hier eine westnordwestliche Richtung, und endigte sich in einen schönen runden Berg, der wie ein kleiner doppelter Pic aussieht und die Nordspitze der Bai ausmacht, welche jetzt den Namen Cap Cox erhielt. Ein heftiger Sturm trieb ihn aus dieser Bai hinaus, aus welcher zugleich eine sehr starke Strömung kam; und die ganze See war dabei um und um mit Bäumen, Blättern, Gras und allerlei abgespültem Schutte bedeckt, welches zusammen aus Fitzhugh Sund herabgeflößt ward. Den 11. September steuerte er wieder mit gutem Winde in diesen Sund hinein, und sah eine größere Menge von schwimmenden Bäumen u. s. w., als er jemals in der Mündung eines Flusses gesehen hatte. Noch immer wollte es ihm nicht gelingen, in den Sund einlaufen zu können. Als er endlich den 14. September hineinkam, fand er

*) Meares sagt in seiner Einleitung irrig, Capitain Hanna habe seine Entdeckungen auf der ersten Reise gemacht. Außer demjenigen, was in der Einleitung zu Dixon's Reise hierüber gesagt wird, habe ich für meine Behauptung das Zeugniß des Herrn Alexander Dalrymple, der die Tagebücher von Capitain Hanna's beiden Reisen handschriftlich besitzt.

den Eingang sechs oder sieben englische Meilen breit, und die Richtung des Sundes ging gerade gegen Norden, so daß man dorthin nichts als Luft und Wasser sehen konnte. Das westliche Ufer ist hohes Land, welches sich wie rundliche Hügel zeigt, und kleine Buchten bildet. Das östliche besteht aus unzähligen Inseln, zwischen denen viele Häfen, Baien und andere Ankerplätze sich wahrnehmen lassen. Diese Inseln erstrecken sich, allem Anschein nach, noch sehr weit ostwärts, und sind, wie alles Land in dieser Gegend, bis zum Gipfel der Berge mit Fichten bewachsen, welche indeß kleiner als die in Nutkasund sind. Herrn Hanna kam, wegen der beständig herausgehenden Strömung und wegen der Menge des herabschwimmenden Holzes, der ganze Sund wie ein Fluß vor. Er bestimmt die Lage dieses Sundes (Fitzhugh Sound) in 51° 34′ Nr. Br., und 231° 50′ O. Länge. Auf dem südwestlichen Lande, welches die Bai umgiebt, fand er nach der Seeseite in 50° 41′ N. Br. und 231° 24′ O. L. einen sehr bequemen Hafen, den er den Seeotter-Hafen nannte. *) — Zu weiteren Entdeckungen hatte der wackere Seefahrer diesmal keine Zeit; und ehe er eine dritte Reise antreten konnte, raffte ihn eine Krankheit weg.

2. Capitain Peters ging im Julius 1786 mit der Schnau Lerche ebenfalls von Macao ab, und verunglückte an der Kupferinsel (Mednoi Ostrow) im kamtschatkischen Meere, wie dies umständlicher in Meares' Reisen erzählt wird. Von seinen etwanigen Entdeckungen an der Japanischen Küste ist uns also nichts aufbewahrt worden.

4. Die Capitaine Lowrie und Guise führten unter der besondern Aufsicht des Herrn Strange, eines Beamten der Ostindischen Compagnie, zwei Schiffe unter den Namen Capitain Cook und Experiment zu Anfange des Jahrs 1786 von Bombay nach Nutkasund. Herr David Scott war der Hauptunternehmer dieser Ausrüstung. Von Nutkasund gingen sie längs der Küste bis nach Prinz Wilhelm's-Sund, und sahen zum erstenmale die Gestade, welche hernach vom Capitain Dixon für Inseln erkannt und mit dem Namen Königin Charlotten's-Inseln belegt wurden.

5. In Bengalen wurden Capitain Meares und Capitain Tipping ebenfalls im Jahr 1786 mit den Schnauen Nutka und Seeotter ausgeschickt. Die Entdeckungen des Erstern schrän-

*) *Dalrymple*, Furtrade p. 10 u. f.

ken sich blos auf die Berichtigung der Küste südwärts vom Cooksfluß ein; er durchschiffte hier eine Meerenge, welche vom Cap Douglas bis Foggy (Nebel) = Cap das östliche Land abschneidet und als zwei große Inseln darstellt, deren eine das Kadiak der Russen ist. Die Meerenge nennt er Petries = Straße. Seine schreckliche Ueberwinterung in Prinz Wilhelm's = Sund wird in Meares' erster Reise erzählt. Von seinem Gehülfen Tipping weiß man nur, daß nachdem er Malacca verlassen, er seinen Weg zwischen Korea und Japan genommen, die kurilischen Inseln berührt und in Prinz Wilhelm's-Sund angelangt ist. Hier fand er die Capitaine Lowrie und Guise, durch welche man in der Folge diese wenigen Nachrichten von seiner Reise erhalten hat. Da er aber nicht hoffen konnte, seinen Endzweck in einem Hafen zu erreichen, wo diese beiden Seefahrer vermuthlich schon einen näheren Verkehr mit den Eingebornen hatten, so lief er wieder aus dem Sunde, und wie man glaubt, nach dem Cooksflusse. Man hat aber seitdem nichts von ihm gesehen und gehört, und so wäre denn die Seeotter das zweite Fahrzeug, welches auf diesen Handelsversuchen verunglückte.

6. In England entstand eine Verbindung von Kaufleuten, an deren Spitze sich vorzüglich die Gebrüder Etches befanden. Diese wußten sich daselbst von der Südsee = Compagnie eine Erlaubniß zu bewirken, und zugleich mit der Ostindischen Compagnie einen Vergleich zu treffen, vermöge dessen ihre Schiffe auf der Rückreise von China eine Ladung Thee für Rechnung der Compagnie nach England mitnehmen sollten. Ihre erste Ausrüstung bestand aus den beiden Schiffen König Georg und Königin Charlotte, die den Capitainen Nathanael Portlock und Georg Dixon anvertrauet wurden. Sie liefen im September 1785 von England aus, und kehrten in drei Jahren zurück, nachdem sie die Weltumschiffung glücklich vollendet hatten. Ihre Reisen sind für die nautische Geographie von gutem Erfolg gewesen und haben verschiedene Gegenden der von Cook unerforscht gelassenen Küste ergänzt. Am Eingang in den Cooksfluß, in dem Zwischenraume der ihn von Prinz Wilhelms = Sund trennt, und auf den großen Inseln in diesem Sunde, haben sie mehrere Häfen entdeckt. Ihnen verdankt man die Kenntniß, daß das Cap Hinchingbrooke auf einer Insel liegt. Dixon besuchte und bestimmte ferner die Admiralitätsbai, den Norfolksund bei Cap Edgecumbe, den Hafen Banks und die große Gruppe der Kö=

nigin Charlotten's-Inseln, die zwischen 54° 30′ und 51° 45′ N. Br. liegen. Portlock seiner Seits entdeckte in 57° 47′ N. B. den Portlock's-Hafen, untersuchte den Salisbury-Sund, dessen Eingang in 57° 35′ N. Br. liegt, und fand, daß das Cap Edgecumbe die Spitze einer langen schmalen Insel ist, und daß also Norfolk- und Salisbury-Sund durch Canäle zusammenhangen.

7. Capitain Barclay führte zu Anfange des Jahres 1787, das Schiff der Kaiserliche Adler, unter kaiserlicher Flagge von Ostende und England nach Nutkasund. Hier erforschte er die Küste südwärts bis 47° 9′ N. Br., und bestimmte die Lage verschiedener Häfen, Einfahrten und Landspitzen, welche für den künftigen Seefahrer von Wichtigkeit sein können. Unter andern fand er einen Felsen, der wie ein Thurm gestaltet war, in 47° 47′ N. Br.; also bis auf wenige Minuten genau in der Lage, wo Juan de Fuca den Eingang seines inländischen Meeres, und einen eben solchen kirchthurmähnlichen Felsen gefunden haben will. Dessen ungeachtet ist Capitain Barclay der Meinung, daß die von ihm zuerst gesehene Einfahrt in 48° 26′ N. B., wo man ebenfalls einen solchen merkwürdigen einzelnen Felsen neben einer Insel erblickt, für Juan de Fuca's Straße gehalten werden müsse, weshalb sie auch unter diesem Namen in alle neueren Karten eingetragen worden ist. Der große inselreiche Hafen nordwärts von dieser Straße in 49° N. Br. erhielt von seinem Entdecker den Namen Barclay-Sund, und zwischen diesem und Nutka- oder König Georg's-Sund fand er den Aufenthalt des amerikanischen Anführers Wikananisch, der hernach von Meares den Namen Cox-Hafen erhielt. Die von ihm entworfenen Karten nebst seinem Tagebuche besitzt Herr Alexander Dalrymple. Das Boot, welches er zur Entdeckung von Juan de Fuca's Einfahrt ausschickte, verlor in der Gegend von Queenhithe (ungefähr in 47° 47′ N. Br.) vier Mann. Auf seiner Reise nach China berührte Capitain Barclay die Sandwichinseln, wo ein Mädchen Namens Waini seine mit an Bord befindliche Gemahlin so lieb gewann, daß sie mit ihr nach China reisete. Capitain Meares nahm sie im folgenden Jahr an Bord, um sie nach ihrem Vaterlande zurückzubringen; allein sie starb gleich im Anfange der Reise an der Auszehrung, welche sie schon verhindert hatte, Madame Barclay nach Europa zu begleiten.

8. Capitain James Colnett und Capitain Charles Duncan,

zwei Officiere, die unter Cook gedient hatten, wurden schon im Jahre 1786 von derselben Gesellschaft, in deren Diensten die Capitaine Portlock und Dixon nach der Nordwestküste von Amerika gegangen waren, mit dem Prinzen von Wales, einem Fahrzeuge von 200, und der Kronprinzessin von 50 Tonnen, zur ferneren Betreibung des Pelzhandels ausgeschickt. Sie umschifften das Cap Horn, wie die beiden letztgenannten Seefahrer vor ihnen, und brachten zwei auf einander folgende Jahreszeiten in den jenseitigen Meeren zu, in welcher Absicht die Sandwichinseln ihnen, wie den vorigen Abentheurern, auf den Winter sichere Zuflucht und Erfrischung gewährten. Vor ihrer Ankunft auf der Küste, im März 1788, trennten sie sich, um ihre Handelsoperationen desto vollständiger zu betreiben. Capitain Duncan war so glücklich, eine Menge Entdeckungen zu machen von denen die genauen und vortrefflichen Karten in Herrn Dalrymple's Sammlung das beste Zeugniß geben. Schon im Jahre 1787 hatte er verschiedene neue Häfen entdeckt; seine wichtigste Schifffahrt aber war die in jenem großen Busen, welcher Königin Charlotten's-Inseln von dem gegenüber liegenden östlichen Lande trennt. An diesen Inseln, die er damals Nova Hibernia (Neu-Irland) nannte, fand er zwei Häfen. Der eine, den er am 14. Mai 1788 unweit des Caps St. James entdeckte, erhielt den Namen Bai Lux-Aena, welches in der Sprache der Eingebornen die schönen Weiber bedeutet. Dieser Hafen liegt in 52° 7′ N. Br., und 131° 12′ W. L. — Der andere ist etwas weniges nördlicher, nämlich in 52° 25′ N. Br. und in 131° 48′ W. L., gelegen, und wurde Etches-Sund genannt. — Von diesem letzteren Ankerplatze steuerte er hinüber an das östliche Land, und erblickte am ersten Junius die Princeß Royal (Kronprinzessin)-Inseln, wo er sich genöthigt sah, mit Tauen um die Bäume am Ufer sein Schiff fest zu machen, weil er keinen Ankergrund finden konnte. Den folgenden Tag ging er in die Mündung eines Flusses, den er Aiton's-Fluß nannte, vor Anker, und schiffte so immer weiter an der Küste fort, indem er bald den Anker warf, bald, wo er keinen Grund fand, das Fahrzeug am Ufer befestigte. Auf einem von diesen Ankerplätzen war er in großer Gefahr, seine Bootsmannschaft durch die Verrätherei der Eingebornen zu verlieren. Den 10. Junius segelte er den Sund, in welchem er bis dahin so weit vorgedrungen war wieder herabwärts, und kam den 15. im Hafen Stephens

an, welcher in 53° 30′ N. Br. und 130° 12′ W. L. liegt. Ein Indianer diente ihm zum Lootsen, als er in den Hafen einlief, weil er glaubte, daß er daselbst einen großen Befehlshaber, Namens Siax, finden würde, der ihn bereits im vorigen Jahre in einem andern Hafen an derselben Küste besucht hatte. Siax war mit seinen Leuten schon davon gegangen und hatte nur acht Mann zurückgelassen, welche Einiges von seiner Habe bewachen mußten. Ihre Wohnung lag auf dem Gipfel eines kegelförmigen, sehr hohen und oben flachen, vom Wasser ganz umflossenen Felsen, wohin man nur vermittelst einer Leiter, oder eigentlich einer eingekerbten Stange, hinaufstieg. — Von hier aus besuchte Capitain Duncan zum zweitenmal die Charlotten's-Inseln, aber in der Gegend von Trollope's Fluß, wo er vieles Pelzwerk eintauschte. Nachdem er die Küsten dieser Inseln bis zu Etches-Sund südwärts befahren hatte, ging er nochmals zu den Prinzeß Royal-Inseln hinüber, und ankerte daselbst den 14. in Milbank-Sund in 52° 14′ N. Br. und den 18. Julius an einer Insel, der er den Namen Calvert's-Insel gab. Den 21. steuerte er in einen weitläuftigen Sund, welcher Sir Charles Middleton's-Sund benannt wurde, und worin er mit 180 Faden keinen Grund finden konnte. Das Wasser hatte daselbst nur einen schwachen Salzgeschmack. In dem Hafen Safety (Sicherheit) auf der Landseite der Calvert's Insel, in 51° 41′ N. Br. und 128° 31′ W. L., legte er sein Fahrzeug ans Land, um den Boden desselben rein zu machen, und ging dann den 2. August wieder in See, um längs der Küste südwärts zu steuern. Bei Nutkasund vorüber, wo er mit Capitain Meares sprach, kam er nach der Bai Ahauset in 49° 12′ N. Br. und 126° 12′ W. L. und den 15. August ankerte er vor dem Dorfe Claasset an der Südseite der vermeinten Einfahrt von Juan de Fuca. Von hier aus eilte er nach den Sandwichinseln, vereinigte sich wieder mit Capitain Colnett, und ging zu Ende des Jahres in dessen Gesellschaft nach China. Sein Tagebuch besitzt Herr Alexander Dalrymple.

9. Während der Zeit hatte Capitain Meares (Nr. 5.), sobald er von seiner ersten Reise nach China zurückgekommen war, mit einigen, sowohl englischen als portugiesischen Kaufleuten eine neue Handlungsverbindung gestiftet, und war im Jahr 1787 mit zwei Schiffen, der Felice und der Iphigenia Nubiana (letztere unter Capitain William Douglas), nach Nordwestamerika

gegangen. Die ausführliche Geschichte dieser für den Pelzhandel, die Geographie und die Menschenkunde gleich wichtigen Reise hat er selbst beschrieben, und sie ist von mir ins Deutsche übersetzt. Hier wird es hinreichend sein, zu erinnern, daß Capitain Meares die amerikanische Küste südwärts vom Nutkasunde bis 45° 30′ N. Br. untersuchte. In dieser Breite liegt das Cap Lookout (des Umherschauens), und nordwärts von demselben Quicksand (Triebsand) = Bai, Deception (Täuschung) = Bai, und Shoalwater (seichte) = Bai, drei große aber mit Untiefen sehr verschlemmte Einbuchten der Küste, welche wohl erst künftige Seefahrer genau erforschen werden. Die Entdeckungen des Capitains Douglas in der Iphigenia betreffen hauptsächlich die nördlich von Nutkasund liegenden Küsten. In dem von Cook gesehenen, aber nicht erforschten Croß (Kreuz) = Sund sah er ungeheuer große schwimmende Eisinseln, worüber wir in der Folge noch Einiges anführen müssen. In der Gegend der Küste, welche nordwärts von Königin Charlotten's=Inseln liegt und den großen Busen daselbst bildet, entdeckte er den Seeotter=Hafen, Meares'=Bai, Haines=Cove=und Buccleugh=Sund, und an der Nordseite von Königin Charlotten's=Inseln die tiefe Mac Intires=Bai. Meares verließ die Küste im September 1788 und kehrte nach China zurück; Douglas hingegen überwinterte in den Sandwichinseln, fuhr im April 1789 wieder nach dem Nutkasund, und ward daselbst von einer spanischen Fregatte angehalten, nach einiger Zeit aber wieder frei gelassen. Nun machte er denn seine letztgenannten Entdeckungen, und erreichte im October ebenfalls Macao.

10. Capitain Meares hatte in der Zwischenzeit mit der in London errichteten Handelsgesellschaft, oder, wie sie sich nannte, der König Georg's=Sund=Compagnie, einen Vergleich getroffen, vermöge dessen sie fortan ihre Unternehmungen gemeinschaftlich betrieben. Einer von den Gebrüdern Etches war mit dem Prinzen von Wales, dem Schiffe, welches Colnett führte, selbst nach China gekommen, und seine Gegenwart erleichterte dieses Vereinigungsgeschäft. Man rüstete abermals zwei Schiffe aus, von denen das eine, der Argonaut, der Führung des Capitains Colnett anvertrauet ward, das kleinere hingegen, die Princeß Royal oder Kronprinzessin, (welche Duncan vorher commandirt hatte) den Capitain Robert Hudson zum Befehlshaber erhielt. Diese beiden Schiffe fielen aber bei ihrer Ankunft in Nutkasund den

daselbst befindlichen spanischen Officieren in die Hände, und wurden nach Neuspanien geführt.

11. Dem kaufmännischen Geiste der Betriebsamkeit, der in den vereinigten Staaten von Nordamerika von jeher so rege gewesen war, daß er sich bereits in den früheren Perioden der Ansiedelung, gegen Norden und Süden den Polargegenden genähert hatte, entging die Aussicht nicht, auf jener, der Republik entgegengesetzten Küste, den Gewinn des Handels mit den Seemächten von Europa zu theilen. Auch mochte noch ein besonders nahe liegender Beweggrund die Amerikaner anfeuern, von der Lage jener Küste genauere Erkundigung einzuziehen; sie konnten nämlich nicht wissen, wie inskünftige ihr inländischer Handel durch die Entdeckung der wahren Beschaffenheit von dem jenseitigen Ufer ihres Continents, eine Richtung erhalten, oder in seinen Fortschritten gehemmt werden möchte. Dem zufolge verbanden sich, wahrscheinlich mit Genehmigung und unter dem Schutze des Congresses, verschiedene wohlhabende Männer zur Ausrüstung zweier Schiffe, denen sie die Namen Columbia und Washington ertheilten. Die Führung des ersteren, nebst dem Oberbefehl, ward dem Schiffscapitain John Kendrick, die Führung des zweiten, eines kleinen Fahrzeuges, dem Capitain Grey anvertrauet. Sie verließen Boston im August 1787, umschifften das Cap Horn, und trennten sich in 59° südlicher Breite in einem Sturm. Herr Grey erreichte zuerst den bestimmten Sammelplatz, nämlich Nutkasund, wo er den Capitain Meares noch antraf. Von den weiteren Unternehmungen beider Schiffe ist wenig bekannt, indem man in dem freien Nordamerika, um auch einmal inconsequent zu sein, die Geheimhaltuug der Reisebegebenheiten, nach Art der Spanier, für gut befunden hat. So viel erhellt aus Herrn Douglas' Tagebuche, daß die Schiffe im Jahre 1789 die Küste nordwärts befahren haben, und in Nutkasund von den Spaniern sehr begünstigt worden sind. Herr Meares aber erzählt noch eine wichtige Entdeckung, welche Capitain Grey im Washington gemacht haben soll. Er lief, wie man behauptet, in Juan de Fuca's Einfahrt, von der er durch Capitain Meares die erste Nachricht erhalten hatte, ostwärts ein, und gelangte in ein weitläuftiges Meer, worin er nordwärts und ostwärts steuerte und Verkehr mit den verschiedenen Stämmen hatte, die hinter Nutkasund die daselbst befindlichen zahlreichen Inseln bewohnen. Diese Stämme sprechen mit geringen Ab-

weichungen die Nutkaische Sprache. Durch den Lauf dieses kleinen Fahrzeuges, nämlich des Washington's, wird also augenscheinlich dargethan, daß sowohl das Land, worin der Nutkasund liegt, als die angrenzenden Länder, aus lauter Inseln bestehen, und einen großen nordischen Archipelagus ausmachen. Die See ostwärts von diesen Inselgruppen ist von ansehnlicher Weite. — Diese Entdeckung, wenn sie ihre Richtigkeit hätte, wäre zu wichtig, um nicht die Aufmerksamkeit der Geographen im höchsten Grade zu erregen. Ich habe mir daher alle Mühe gegeben, nähere Erkundigungen desfalls einzuziehen, aber weder eine offenbare Widerlegung jener Nachricht, noch eine zuverlässige Bestätigung, derselben erhalten. Herr Meares ist in England verschiedentlich angegangen worden, die Quelle anzugeben, woher er jene Nachricht genommen habe; und da man nichts unversucht ließ, seine Glaubwürdigkeit in Zweifel zu ziehen, so hat er sich endlich genöthigt gesehen, seinen Gewährsmann zu nennen. Dies ist ein in England bekannter und angesehener Mann, Herr Neville, der mit dem Ostindienfahrer Chesterfield aus China zurückgekommen ist, und während seines Aufenthalts daselbst mit dem Befehlshaber der amerikanischen Schiffe, Capitain Kendrick, viel Umgang gehabt, auch von ihm die näheren Umstände von der Entdeckung des Capitains Grey erhalten haben soll. Mit diesem Berichte des Herrn Neville stimmen aber die Nachrichten nicht gänzlich überein, die Herr Alexander Dalrymple sich von jener Reise des Capitains Grey hat verschaffen können. Auch weiß ich aus Amerika, daß die Seeleute des Fahrzeuges Washington daselbst keine ähnliche Nachricht bekannt gemacht haben, obwohl gleich nach der Rückkehr des Washington nach Boston in Neuengland verschiedene neue Fahrzeuge daselbst ausgerüstet worden sind, um den Pelzhandel an der Nordwestküste fortzusetzen.

12. Zu den Entdeckern in dieser Weltgegend zählen wir endlich noch den unglücklichen französischen Seefahrer de la Perouse, der mit den Schiffen Boussole und Astrolabe im Jahr 1785 Frankreich verließ, um eine Entdeckungsreise anzutreten, die, wenn man seinen wissenschaftlichen Apparat, ferner die Anzahl und die Geschicklichkeit seiner gelehrten Begleiter erwägt, die Welt mit einem Schatze von neuen Bemerkungen zu bereichern versprach, aber leider dem Unstern, der fortwährend über sie gewaltet zu haben scheint, endlich hat erliegen müssen. Indeß, was von diesem Seefahrer an den amerikanischen Gestaden geleistet

worden ist, werden wir einst aus den durch Herrn Lesseps über Land von Kamtschatka nach Frankreich gebrachten Tagesbüchern erfahren. Der Verlust jener Boote voll Mannschaft, worunter sich einige junge Leute von vortrefflichen Anlagen befanden, an der Nordwestküste von Amerika, und die unglückliche Ermordung des Befehlshabers von dem Astrolabe, des Capitains de Langle, auf den Navigateurs-Inseln, waren nur Vorläufer einer schrecklicheren Katastrophe, welche vermuthlich in Einem Zeitpunkte beide Schiffe dem zürnenden Schicksale geopfert hat.

II.

Störung des Pelzhandels durch die Gewaltthätigkeit der Spanier, und Verlauf der letzten Streitigkeit zwischen den Höfen von London und Madrid.

§. 25. Die Iphigenia wird in Beschlag genommen.

Das schöne Schauspiel eines friedlichen Wetteifers, wie er dem Handel angemessen ist, und wie Cook's Entdeckungen ihn hier angefacht hatten, ward schon im Jahre 1789 von der spanischen Regierung gestört. Wer unserer ins Kurze zusammengedrängten Darstellung gefolgt ist, wird nicht ohne ein gewisses theilnehmendes und erhebendes Gefühl die neue Thätigkeit auf den Wogen eines Jahrtausende hindurch unbeschifften Oceans wahrgenommen haben. Das Band, welches entfernte Welttheile wohlthuend und zwanglos an einander knüpft, das Band der Schifffahrt und des Waarentausches, schien jetzt den Kreis der Erde ganz zu umschlingen, und es ließ sich erwarten, daß Asiens und Europens Begriffe und Erzeugnisse, nach dem wilden amerikanischen Ufer geführt, eine sanfte, allmälige Veränderung in der Denkart und Handlungsweise des rohen Bewohners der neuen Welt bewirken würden. Die Nationen von Europa begegneten einander friedlich in jenen kaum erst erforschten Häfen eines noch wenig besuchten Landes; der neue Freistaat an den östlichen Ufern von Amerika theilte mit ihnen die Vortheile und die Gefahren des dortigen Handels. Bei dem Anblick dieser wohlgeordneten Geschäftigkeit hätte man versucht werden können, zu glauben was gutmüthige Schwärmer schon so oft und immer vergebens verkündigt haben: die Annäherung eines Zeitalters, wo Men-

schenliebe und Gerechtigkeit den alten Groll der Staaten versöhnen und über ihre eifersüchtigen und neidischen Regeln der Politik die Oberhand gewinnen würden. Allein auch diesesmal hatte man sich mit leeren Hoffnungen gewiegt. Gut und edel sein und handeln, ist die höchste Stufe der Vollkommenheit, wohin der menschliche Geist gelangen kann; zwischen ihr und der sinnlichen oder leidenschaftlichen Gewaltthätigkeit liegt die Gesetzmäßigkeit der Vernunft. Vernünftig muß der Mensch zuvor werden, um seinen wahren Vortheil im Wohl des Andern zu erkennen; aus Eigennutz und Verlangen nach einem glücklichen Genusse des Daseins muß er Gerechtigkeit und Billigkeit ausüben, und durch die Gewohnheit recht zu handeln, den wohlthätigen Trieb der Bruderliebe erst von seinen Fesseln entbinden, ehe es ihm gelingt zu der hohen Einfalt jenes reinen Gefühls zurückzukehren, welches, ohne Rücksicht auf die kalten Gesetze der Vernunft, göttlich ahnet, was er, göttlich liebend, Gutes wirken soll. So hoch ist die Menschheit, als ein Ganzes betrachtet, noch nirgends gestiegen. In jenen glücklichen Ländern, welche die Vorsehung zuerst dem Joche der Geistessclaverei entriß, in jenen Ländern wo das edelste Geschenk des Himmels in uns, die Vernunft im Sonnenscheine der Freiheit sich entfaltete, und, sorgsam gepflegt, zu männlicher Stärke gedieh, da lernten Menschen zuerst die Unverletzbarkeit, die Heiligkeit der Menschenrechte erkennen. Die Vernunft bewies unumstößlich, was einst die Liebe auf Glauben anzunehmen gebot, daß Niemand ein Recht behaupten dürfe, der nicht ein gleiches Recht in seinem Mitmenschen ehrt; und diese hohe Anerkennung der Menschheitsrechte in Andern beschrieb zugleich den Kreis der erlaubten Thätigkeit, innerhalb dessen man ohne Beeinträchtigung fremder Rechte wirken darf. Der eigennützige, vernünftige, freie brittische Kaufmann konnte wenigstens gerecht sein, wenn er seiner Ueberzeugung, und nicht seiner Leidenschaft folgte. Gerecht aber kann ein Volk nicht handeln, den Begriff der Gerechtigkeit kann ein Volk nicht fassen, dem eine fremde Quelle der Erkenntniß heiliger ist, als seine eigene prüfende und richtende Vernunft. Wo andere Menschen sich auf die angeborne Fähigkeit zu empfinden, zu denken und zu urtheilen, und auf die natürliche Untrüglichkeit und Allgemeinheit der Vernunftschlüsse berufen, verläugnen die Sclaven einer fremden Autorität ihre Empfindung, ihre Denk- und Urtheilskraft, ersticken die Stimme des Gewissens, und folgen blind-

lings der Impulsion, die ihnen durch jene äußere Kraft der Autorität gegeben ward. Vernunft, Gerechtigkeit, Billigkeit, Menschenliebe sind für sie Worte ohne Sinn, sobald sie sich berufen glauben, den Machtsprüchen, die ihnen alles aufwiegen, Nachdruck zu verleihen. Umsonst versucht man es, ihnen die sanft überredende Kraft der Gründe entgegen zu setzen: sie thun Verzicht auf Alles was die Menschheit adelt; sie gehorchen nur der offenbaren physischen Gewalt; und, um sich ihrer zu erwehren, sieht man sich gezwungen, mit ihren Waffen zu streiten.

Aus allem Vorhergehenden erhellet sonnenkar, daß Spanien, selbst nach den thörichten Anmaßungen des neuen Völkerrechtes, (dem zufolge man auf Entdeckungen ein Recht zum Besitz und Eigenthum fremder, von freien Völkern schon bewohnter Länder gegründet,) schlechterdings nicht die entferntesten Ansprüche auf die nordwestlichen Gegenden von Amerika, jenseits des 40. Grades der Breite, machen konnte. Sir Francis Drake war 1579 ungleich weiter gegen Norden gekommen, als vor ihm alle spanischen Entdecker; er hatte jenseits Cap Blanco dem Lande den Namen Neu-Albion gegeben, und, wie es damals üblich war, für seine Königin davon Besitz genommen. Allein was galten diese Gründe in einem Cabinet, welches sich auf die Schenkung eines Menschen berief, der die Erde nach Willkühr ausspendete, ohne ihre Größe und die Lage ihrer Länder zu kennen? Man war zu Aranjuez von der unbezweifelten Gültigkeit dieser Schenkung so fest überzeugt, daß daselbst die Vertreibung der Engländer von der Nordwestküste von Amerika, ohne weitere Rücksprache mit dem Hofe von London zu nehmen, beschlossen war. Jahrhunderte wären vielleicht noch verstrichen, ehe die unglückliche um Energie und politisches Gewicht betrogene spanische Nation es versucht hätte, überhalb Californien einen Pelzhandel zu treiben, und königliche Monopolien würden ihn, wenn er auch entstanden wäre, in seiner Blüthe erstickt haben; allein sobald es darauf ankam, eine andere Nation in ihrer erlaubten, freien Thätigkeit zu stören, setzte die raubsüchtige Politik Habe und Blut der Unterthanen auf das gewagte Spiel.

Kaum war Capitain Douglas im Frühlinge 1789 mit seinem Schiff Iphigenia von den Sandwichinseln nach König Georg's-Sund zurückgekehrt, um den Handel mit den Einwohnern längs der Küste fortzusetzen, als am 6. Mai die spanische Fregatte Princesa von 26 Kanonen, unter dem

Befehl des Capitains Don Estevan Joseph Martinez, daselbst einlief, und am 13. ein kleineres Fahrzeug von 16 Kanonen, die Schnau S. Carlos, ihr folgte. Die Freundschaftsbezeugungen und die verstellte Herzlichkeit des Umgangs, womit Martinez sich das Zutrauen des englischen Befehlshabers zu erwerben gesucht hatte, nahmen mit der Ankunft dieser Schnau, welche mit Geschütz und Kriegesvorrath beladen war, plötzlich ein Ende. Bereits am folgenden Tage ließ der spanische Befehlshaber Herrn Douglas zu sich fordern, und kündigte ihm seine Gefangennehmung an, indem er zugleich vermöge seiner Vollmacht seinen Officieren den Befehl ertheilte, die Iphigenia in Besitz zu nehmen. Die Mannschaft des englischen Schiffes ward auf die spanischen Schiffe gebracht, in Fesseln geschlagen und gröblich gemißhandelt. Martinez bemächtigte sich eines Hauses, welches die Engländer zu ihrem Aufenthalt am Lande erbauet und eingerichtet hatten, und ließ die spanische Flagge darauf wehen. Bei dieser feierlichen Besitznehmung erklärte er die Länder von Amerika vom Cap Horn an bis zum 60. Grade der Breite, folglich auch den Nutkasund, oder, wie ihn die Spanier nennen, die Bai San Lorenzo, für ein Eigenthum des Katholischen Königs, und errichtete dann auf den Inseln im Sunde Batterien, erbauete Magazine und Vorrathshäuser, ließ nach Erzen schürfen, und zwang einen Theil der Gefangenen, bei dem Baue der Häuser Hand anzulegen. Das genommene Schiff ließ er sogleich ausladen, nahm die ganze Ladung, die in Waaren zum Tauschhandel bestand, in Besitz, bemächtigte sich der Schiffsmunition, der Mundvorräthe, der astronomischen Instrumente, der Karten und Tagebücher, kurz Alles dessen, was im Schiffe befindlich war, die Uhr und einige Kleidungsstücke des Capitains nicht ausgenommen, und ließ nur 12 Stangen Eisen zurück.

Nach Verlauf von wenigen Tagen bewies sich gleichwohl der strenge Spanier zu einem Vergleiche geneigt. Vermöge desselben versprach er, das Schiff wieder freizugeben; doch sollten Capitain Douglas und der zweite Capitain der Iphigenia, Joseph Viana, zuvor mit ihres Namens Unterschrift bezeugen, daß er sie im Nutkasunde in einer bedrängten Lage gefunden, mit Allem zur Reise nach den Sandwichinseln Erforderlichen versehen, und ihrer Fahrt dahin kein Hinderniß in den Weg gelegt hätte. Douglas sah sich endlich genöthigt, dieses ihm zur Un-

terschrift vorgelegte, in spanischer Sprache abgefaßte Zeugniß zu geben, um nur einen geringen Vorrath der unentbehrlichsten Schiffsvorräthe und Lebensmittel zu erhalten, wofür er überdieß einen Wechsel auf die Eigenthümer seines Schiffes stellen, und Alles zu dem unbilligsten Preise bezahlen mußte.

Man begreift nicht leicht auf den ersten Blick, was den spanischen Befehlshaber bewegen konnte, nach einem so äußerst gewaltthätigen Verfahren plötzlich gelindere Saiten aufzuziehen; allein unstreitig hatte er in den Documenten, womit Capitain Douglas versehen war, einen hinreichenden Grund zu einem gemäßigteren Verfahren gefunden. Capitain Meares war nämlich in mancherlei Absicht so vorsichtig gewesen, sich in Macao mit einem Portugiesen, Namens Juan Cavalho, zu verbinden, und denselben in die Handelsfirma der Eigenthümer und Unternehmer dieser Ausrüstung aufzunehmen. Cavalho, der in Bombay naturalisirt worden war, und daselbst viele Jahre unter dem Schutze der Ostindischen Compagnie gewohnt hatte, war folglich im Besitz der Vorrechte eines Engländers, und zugleich ein Portugiese von Geburt. Seine vertraute Freundschaft mit dem Gouverneur von Macao hatte ihn in den Stand gesetzt, für die beiden Schiffe Felice und Iphigenia die Erlaubniß auszuwirken, daß sie erforderlichen Falls unter portugiesischer Flagge handeln, und die derselben zuständigen Vorrechte für sich verlangen dürften. Dadurch hatte man so viel gewonnen, daß man weder von der sogenannten Südsee-Compagnie, noch von der Englisch-Ostindischen eine Erlaubniß zu erbitten oder zu erkaufen brauchte; zweitens, daß man die ungeheuern Hafengebühren, welche die Chinesen von allen europäischen Nationen, nur nicht von den Portugiesen fordern, gänzlich ersparte; und endlich, daß man auch an der Nordwestküste von Amerika eine Sicherheit mehr hatte. Wirklich scheint die Besorgniß, den spanischen Hof mit dem portugiesischen in Uneinigkeiten zu verwickeln, die Hauptveranlassung zur Rückgabe der Iphigenia gegeben zu haben. Don Estevan Joseph Martinez folgte hierin, wie es scheint, ziemlich bestimmten Verhaltungsbefehlen; denn die beiden amerikanischen Fahrzeuge Washington und Columbia lagen zu eben dieser Zeit im Nutkasund, ohne daß man spanischer Seits nur Miene gemacht hätte, sich ihrer zu bemächtigen, oder ihre Operationen zu erschweren. Im Gegentheil ließ Spanien es sich bei dem jetzigen Schritte so angelegen sein, mit allen andern Mächten in gutem Verneh-

men zu bleiben, daß Martinez sogar nach Unalaschka hatte segeln müssen, um mit den Russen dort einen freundschaftlichen Verkehr zu errichten, indeß das Ministerium beider Höfe eben so freundschaftliche Verabredungen über die an jener Küste zu bestimmenden Grenzen für den Wirkungskreis beider Nationen getroffen hatte. Wahrscheinlich schmeichelte man sich in Spanien, mit den andern sich zum Pelzhandel hinzudrängenden Mächten in der Folge spielend fertig zu werden, wenn man nur zuvor mit ihrer Hülfe, oder vor ihrer Gegenwirkung sicher, den thätigsten und mächtigsten Feind vertreiben und demüthigen könnte.

§. 26. Wegnahme mehrerer Schiffe.

Capitain Meares hatte während seines Aufenthalts im Nutkasund aus dem daselbst wachsenden vortrefflichen Bauholz ein kleines Fahrzeug erbauet, welches er die Nordwest-Amerika nannte, und es bei seiner Abreise nach China unter dem Befehl des Capitains Douglas zurückgelassen. Dieser führte sowohl die Iphigenia, als das dem Schiffer Robert Funter anvertraute neue Fahrzeug, zum Ueberwintern nach den Sandwichinseln. Bei seiner Rückkehr an die Küste schickte er aber die Nordwest-Amerika sogleich auf den Pelzhandel in den kleinen Buchten an dem nahe gelegenen Lande aus. Sobald der spanische Befehlshaber vernommen hatte, daß noch ein zweites Fahrzeug unter dem Oberbefehl des Capitains Douglas sich in der Nähe befände, verlangte er die Auslieferung desselben. Als man diese verweigerte, äußerte er den Wunsch, das Fahrzeug zu kaufen, und ließ es in dieser Absicht von dem einen amerikanischen Schiffscapitain schätzen. Herr Douglas konnte indeß ein Fahrzeug, welches ihm nicht gehörte, weder ausliefern noch verkaufen, und segelte endlich den 1. Junius 1789 vom Nutkasund ab, ohne sich in den Handel eingelassen zu haben.

Den 9. Junius ließ das kleine Fahrzeug, die Nordwest-Amerika, sich vor dem Eingange des Nutkasundes sehen. Martinez fertigte unverzüglich bewaffnete Boote dahin ab, die das Fahrzeug in Besitz nehmen und in den Sund bugsiren mußten. Die Officiere und die Mannschaft desselben wurden als Kriegsgefangene auf die spanischen Schiffe vertheilt, und einige von ihnen sogar in Fesseln geschlagen. Die eingesammelten Felle von der besten Qualität, 215 an der Zahl, wurden nebst

der ganzen Ladung und Betakelung als rechtmäßig erworbene Beute angesehen. Das Fahrzeug bemannte der spanische Befehlshaber sogleich mit seinen Leuten, und schickte es unter spanischer Flagge wieder auf den Pelzhandel aus; auch hatte er, vermuthlich um diesen Endzweck vollständiger zu erreichen, von dem amerikanischen Fahrzeuge Washington einen Steuermann, David Coolidge, erhalten, dessen Kenntniß von der angrenzenden Küste den Spaniern sehr nützlich war. Im Julius kam die Nordwest-Amerika, mit Pelzwerk beladen, wieder zurück.

Den 14. Julius, also nur fünf Tage nach der Wegnahme dieses kleinen Fahrzeuges, zeigte sich die Princeß Royal (Kronprinzessin) aus China, unter Capitain Hudson's Führung, vor dem Eingange des Hafens. Martinez hatte die schlaue Politik, dieses kleine Schiff ruhig einlaufen, unter englischer Flagge in dem Sunde liegen, und nach einigen Tagen wieder auslaufen zu lassen, ohne nur die entfernteste Absicht auf dasselbe zu verrathen. Er überlieferte sogar dem Capitain Hudson die an Bord der Nordwest-Amerika gefundenen Seeotterfelle, (bis auf zwölf der schönsten, die er für sich behielt) vermuthlich, weil er die Wegnahme dieses Fahrzeuges als einen Ankauf desselben geltend zu machen wünschte.

Den Tag nach der Abreise des Capitains Hudson, nämlich den 3. Julius, kam endlich auch das Schiff Argonaut, von dem Capitain Colnett geführt, auf der Höhe vom Nutkasund an. Thomas Barnett, einer von den Seeleuten, die man in der Nordwest-Amerika zu Gefangenen gemacht hatte, fand Mittel, sich in ein Canot zu werfen und Herrn Colnett von Allem was vorgegangen war zu benachrichtigen, um ihn vor der Gefahr, worin er schwebte, zu warnen. Allein Don Estevan Joseph begab sich selbst in seinem Boote zu Herrn Colnett an Bord, versprach ihm unter vielen Freundschaftsbezeugungen bei seinem Ehrenworte die vollkommenste Sicherheit, erbot sich zu allen Dienstleistungen die in seiner Macht ständen, berief sich auf sein Benehmen gegen Capitain Hudson, und beredete den treuherzigen englischen Befehlshaber in den Hafen einzulaufen. Der Mangel frischer Lebensmittel an Bord des Argonaut trug indeß viel dazu bei, den Letzteren zu diesem Schritte zu bewegen. Am folgenden Morgen brach die Treulosigkeit des Spaniers schon in Gewaltthätigkeiten aus; er schickte seinen ersten Lieutenant mit einer bewaffneten Mannschaft an Bord des Ar-

gonaut, ließ das Schiff im Namen seines Königs in Besitz nehmen, die brittische Flagge herunterreißen, die spanische an ihrer Stelle aufstecken und die ganze Besatzung mit Inbegriff der Officiere zu Kriegsgefangenen machen. Herr Colnett, den man bei diesem Auftritt bedrohete, daß man ihn augenblicklich an der Segelstange aufhängen würde, wofern er Miene machte sich zu widersetzen, gerieth in eine Gemüthsbewegung, die ihn seines Verstandes beraubte. Mehrmals versuchte er es, sich selbst das Leben zu nehmen.

Den 13. Julius kam die Princeß Royal (Kronprinzessin) zurück. Capitain Hudson eilte in seinem Boote voran, weil er Herrn Colnett, seinen Oberbefehlshaber, anzutreffen hoffte; allein Martinez, ließ ihn gefangen nehmen, und, indem er auch ihn mit dem Aufhängen bedrohete, einen Befehl an seine Leute von ihm erpressen, dem zufolge sie das Schiff ohne Weigerung den Spaniern überliefern mußten. Man verfuhr bei dieser Gelegenheit genau wie vorhin mit dem Argonaut, und nahm sowohl das Schiff als die Ladung, worunter 473 Seeotterfelle befindlich waren, in Beschlag. Dieser Wegnahme ungeachtet, versuchte Martinez, die Gemüthsverwirrung des Capitains Colnett zu seinem Vortheile zu benutzen, und ihn zum Verkaufe des Kupfers zu bereden, worin zum Theil die Ladung der Princeß Royal bestand. Diese Unterhandlung ward indeß bei Zeiten durch die Dazwischenkunft der übrigen englischen Officiere hintertrieben.

Die gefangene Mannschaft der Nordwest-Amerika mußte sich auf Befehl des spanischen Capitains an Bord der Columbia begeben, und dieses Schiff, welches einen Theil seiner Mannschaft und seiner Vorräthe an den Washington abgegeben hatte, nach China führen helfen. Aus dem Argonaut verproviantirte Martinez die amerikanischen Schiffe; und damit Capitain Kendrick, der die Columbia führte, den Leuten der Nordwest-Amerika ihre Löhnung zu bezahlen im Stande wäre, gab er ihm 96 Seeotterfelle mit, weil er voraussetzte, daß die ehemaligen Rheder die Forderungen der Mannschaft nicht würden befriedigen können; doch sollte Capitain Kendrick 30 Procent vom Verkaufspreise für die Fracht der Felle einbehalten. Der Letztere begab sich hierauf mit seinem Schiffe Columbia nach dem Hafen Cox. Eben dahin folgte ihm das andere amerikanische Fahrzeug, Washington, und lieferte alle von den englischen,

spanischen und amerikanischen Kaufleuten in den verschiedenen Schiffen gesammelte Seeotterfelle an ihn ab. Mit dieser Ladung nahm er seinen Lauf nach China, wo er den 2. November 1789 anlangte.

Die Schiffe Argonaut und Princeß Royal wurden, nebst den gefangenen Officieren und Matrosen, auf Befehl des Don Estevan Joseph Martinez nach dem Hafen San Blas in Mexico gebracht. Sobald der Zeitpunkt ihrer Abreise näher rückte, behandelte man die Engländer glimpflicher, und Martinez schmeichelte ihnen sogar mit der Hoffnung, daß man ihnen vielleicht ihre Schiffe wiedergeben würde. Die Ungerechtigkeit und Schamlosigkeit des Cabinets schien also zwar die Sittlichkeit der Untergebenen befleckt, aber doch nicht alles Billigkeitsgefühl gänzlich in ihnen ausgelöscht zu haben. Sie plünderten und mißhandelten, nach dem Beispiele des Hofes; allein sie zitterten noch vor den Folgen ihrer niedrigen Gewaltthätigkeit. Dieser feindselige Geist, der ihre Vorgesetzten antrieb, die Rechte der Menschheit mit Füßen zu treten und sie sogar der ersten Seemacht in Europa zu verweigern, wirkte auch in den einzelnen zur Ausführung dieses seeräuberischen Unternehmens gebrauchten Werkzeugen eine Geringschätzung der Rechte einzelner, freier Menschen, die seit undenklichen Zeiten die Küsten von Amerika bewohnten. Die Engländer waren mit den Einwohnern des Nutkasundes wie mit ihres Gleichen umgegangen; sie hatten ihre Eigenthumsrechte anerkannt, und nur mit ihrer Erlaubniß, auf ihrem Boden sich eine Hütte und ein Schiff gebauet. Die Spanier hingegen sahen in diesen Wilden heidnische Geschöpfe, die der Christengott zum Zeitvertreibe seiner Anhänger geschaffen hätte, die auf Nichts Anspruch machen dürften, und die man wie das Wild in den Wäldern niederschießen müßte, sobald sie es wagten Menschen sein und Menschenrechte fordern zu wollen. Schauderhafte Beispiele von der fühllosen Grausamkeit dieser Spanier findet man in der Reisebeschreibung des Capitains Meares aufgezeichnet: einer Grausamkeit, die man nicht sowohl der menschlichen Natur, als der Ruchlosigkeit gewisser Lehrer der Menschen Schuld geben muß.

§. 27. Mißhelligkeiten zwischen England und Spanien.

Die im Nutkasund verübten Gewaltthätigkeiten mußten von Seiten der englischen Stifter des Pelzhandels zwischen China

und Amerika, laute Reclamationen verursachen; Spanien mußte sie vorausgesehen und sich schon darauf gefaßt haben. Ohne Zweifel hatte das spanische Cabinet sich mit der Hoffnung geschmeichelt, daß es einen glücklichen Zeitpunkt gefunden hätte, wo es unangefochten seine alten Anmaßungen geltend machen und durchsetzen könnte; denn selbst der werkthätigste Glaube pflegt bei ganzen Nationen die Tollkühnheit nicht so weit zu treiben, daß er einen überlegenen Widersacher gegen sich aufreitzen sollte. In der That war der Zeitpunkt auch ziemlich klug gewählt, wenn überhaupt eine Politik dieses Beiwort verdient, die das innere Wohl des Staates vernachlässigt, um einem Hirngespinste von äußerer Wichtigkeit oder gar nur von Rechthaberei nachzugehen. Seit dem für England so kostspieligen, obgleich so glücklich geführten siebenjährigen Kriege, noch entschiedener aber seit dem Friedensschlusse von 1782, durch welchen Nordost-Amerika für unabhängig erklärt ward, hatte man im brittischen Cabinet und Parlamente einer friedfertigen Staatskunst den Vorzug zuerkannt, als der einzigen, die einem mächtigen, für sich selbst bestehenden Handelsstaate angemessen, der einzigen, die ihn von seiner ungeheuren Schuldenlast zu retten fähig ist. Schon im Jahr 1771 fand Lord North, der damals am Ruder saß, es ungleich rathsamer, mit Spanien über das Eigenthumsrecht und den Besitz der Falklandsinseln zu negociiren, als die Gewaltthätigkeit, die man daselbst an brittischen Unterthanen verübt hatte, durch eine Kriegserklärung oder die Wegnahme der reichen Registerschiffe, wie im Jahre 1760, zu ahnden. Schon damals ließ man sich herab, die Frage von Rechtmäßigkeit unentschieden zu lassen; man bestand nur darauf, sich im Besitz zu behaupten, der indeß von Spanien kaum zugestanden war, als England bereits freiwillig Verzicht darauf that. Der berühmte Dr. Samuel Johnson mußte damals mit seiner nachdrücklichen Sprache die Falklandsinseln als so öde, gänzlich unbrauchbare Felsen schildern, daß es der Mühe nicht verlohne, um den Besitz derselben nur einen Kanonenschuß zu thun. Jetzt waren die Aussichten für Spanien noch ungleich günstiger. Die englische Nationalschuld hatte jene furchtbare Höhe erreicht, wo selbst der blühendste Zustand des Landes und seiner Einkünfte die Vergrößerung jener Last nicht länger rechtfertigte. Die weiseste, von einem jungen Finanzminister eingeführte Oekonomie konnte zwar den Flor des Staats und seinen Credit sichern; allein ihr künstliches System

litt keine äußere Erschütterung, und Pitt mußte, um in der Geldverwaltung zu glänzen, Verzicht auf die armseligen Lobsprüche thun, die man einem ehrgeizigen, nach Kriegsruhm begierigen Minister zu urtheilen pflegt.

Im Vertrauen auf diese friedfertige Stimmung des englischen Ministeriums, ließ der spanische Hof selbst am 10. Februar 1790 durch seinen Gesandten in London dem Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten die erste Nachricht von der Wegnahme der Iphigenia geben, und zugleich diesen Schritt als eine unmittelbar aus den Rechten der Krone Spanien fließende Nothwehr gegen die unerlaubten Anmaßungen der englischen Kauffahrer vertheidigen; ja man scheuete sich nicht, von dem englischen Cabinet ein förmliches Verbot an alle brittische Unterthanen zu fordern, vermöge dessen sie weder an der Nordwestküste, noch auch an den südlichen Ufern von Amerika, wo sie bisher ganz ungehindert den Wallfischfang trieben, sich je wieder betreten lassen sollten. Florida Blanca, der spanische Minister, hatte sich in seiner ersten Ausrechnung nicht geirrt; das englische Cabinet ließ sich im Publikum Nichts von der geschehenen Eröffnung merken, sondern fing an, ganz insgeheim durch den damaligen Gesandtschaftssecretair Liston in Madrid zu negociiren, während daß Spanien, unter dem Vorwande, sich in die französischen Angelegenheiten zu mischen, seine Flotten ausrüsten ließ. Es bedarf eben keines Scharfblicks, um die Folgen von dieser anscheinenden Indolenz der Engländer vorauszusehen; das spanische Cabinet glaubte seine Leute ganz errathen zu haben, glaubte seines Sieges gewiß zu sein, bestand auf seine Ansprüche, und stimmte, wo möglich, den Ton seiner Forderungen noch höher. Während der Zeit liefen aber die Klagen der geplünderten Kaufleute mit den rückkehrenden Chinafahrern zu London ein. Capitain Meares, der in der königlichen Flotte den Rang eines Lieutenants bekleidete, erschien persönlich in England, um seiner Mitinteressenten Sache zu führen. Man hörte nunmehr, daß nicht Ein Schiff allein, wie der spanische Gesandte berichtet hat, sondern daß vier Schiffe von den Spaniern in Beschlag genommen wären; daß sie nur das erste freigelassen, die drei übrigen hingegen mit ihren Ladungen nach Mexico geführt, und wie im Kriege, ohne weitere Form des Prozesses verkauft hätten; daß die englischen Officiere und Matrosen in Mexico in gefänglicher Haft schmachten müßten; daß durch die

Mißhandlungen einer mitten im Frieden nach den barbarischen Grundsätzen des Faustrechts verfahrenden Nation, der unglückliche Colnett zur Raserei getrieben wäre; — mit Einem Worte, man vernahm alle Gräuel, wozu das im Aberglauben gegründete Scheinrecht die sonst edelmüthigen Spanier verleiten konnte. Die Beleidigung, die man England zugefügt hatte, die Beschimpfung seiner Flagge war zu groß, zu frech, sie sprang zu grell ins Auge, um länger geduldet zu werden; die hartnäckige Weigerung des spanischen Hofes, sich zu einer hinreichenden Genugthuung und Entschädigung zu verstehen, seine Zurüstungen und seine durch die scheinbare Kleinmüthigkeit der Engländer genährte Arroganz nöthigten den König, am 5. Mai die Sache dem Parlamente vortragen zu lassen, ob man gleich noch drei Wochen vorher mit der zugesagten Fortdauer des Friedens dem Volke das Herz erleichtert hatte. Einmüthig gaben beide Parlamentshäuser ihre Einwilligung zu den ernsthaftesten Maßregeln, welche die Minister in Vorschlag brachten, um die Ehre der Nation, und, was solider als dieses hochtönende Wort ist, ihren Handel gegen die Anmaßungen Spaniens zu behaupten.

§. 82. Memorial des Capitains Meares.

Zwischen wohl eingerichteten Staaten und andern, wo die Herrschermacht ihre Bewegungen auf Raub und Erpressung abzwecken läßt, ist der Unterschied nirgends sichtbarer, als in dem Schutze, den sie dem Privatmanne gegen die Gewaltthätigkeiten fremder Mächte gewähren. Es ist gewöhnlich, bei Friedensunterhandlungen die Rückzahlung erpreßter Schatzungen, und Ersatz für ungerechte Störung des Erwerbs theils fordern, theils bewilligen zu sehen. In jenen Ländern nun, wo der Despot seine Unterthanen nur als eine Heerde betrachtet, die für ihn weiter keinen Werth als ihre Wolle hat, und der er keine andre Rücksicht schuldig ist, als die mit seinem kurzsichtigen Eigennutze besteht: — in solchen Ländern fließt gewöhnlich die Entschädigung, die dem unglücklichen, ausgeplünderten Bürger gebührte, in landesherrliche Kassen, und es findet sich alsdann am Schluß eines Krieges, daß der Feind nur die Mittelsperson war, durch dessen Hände der Erwerb des Unterthans, mit seinem Blute befleckt, den Räuber bereicherte, der sich Fürst und Hirt und Vater seines Volkes nennen läßt. Die Seele des bürgerlichen Vertrages ist die heilige Unverletzbarkeit alles Privateigen-

thums; die Sache des Privatmannes wird Angelegenheit des Staats; wem der übermüthige Feind sein Eigenthum entriß, dem muß es der gedemüthigte Feind erstatten. Es war ein glücklicher Umstand für den Capitain Meares und die Theilhaber an seinen Handelsspeculationen, daß die Nation sich in seiner Person beleidigt fühlte; denn von diesem Augenblick an ward seine Klage zu der ihrigen, und die Wiedererstattung seines Eigenthums war ihm so sicher, als hätte er es nie verloren gehabt. Im Gegentheil konnten ihm seine Capitalien bei den Spaniern wuchern, indem er, wie es in solchen Fällen leicht möglich ist, seine Forderungen nach einem willkührlichen Tarif berechnete. Dies erhellet schon aus dem Umstande, daß er in seiner Klagschrift jedes von den Spaniern weggenommene Seeotterfell zu hundert spanischen Thalern berechnet, da doch die Felle von der besten Qualität in China nur 60, 70 und höchstens 80 bis 90 solche Thaler galten. Ueberdieß theilt er seinen Verlust in den wirklich erlittenen und in den wahrscheinlichen ein, wie aus der folgenden Uebersicht erhellen wird.

Berechnung des wirklichen und wahrscheinlichen Verlustes, den die verbündeten Kaufleute von London und Indien durch die Wegnahme ihrer Schiffe erlitten haben.

I. Wirklicher Verlust.

	Span. Thaler.
An baarem Gelde, der Mannschaft der Iphigenia bei ihrer Rückkunft in China ausgezahlt, beinahe zweijährige Löhnung nebst andern Ausgaben laut Quittung	15,534
An baarem Gelde, der Mannschaft der Nordwest-Amerika ausgezahlt, beinahe zweijährige Löhnung, laut Quittung	3,719
An Ausrüstungskosten des Schiffes Argonaut, urkundlich	39,816
An Ausrüstung des Schiffes Princeß Royal:	
An 473 Seeotterfellen, an Bord der Princeß Royal weggenommen, à 100 Thaler das Stück	47,300
An 12 Seeotterfellen, die Herr Martinez zu seinem eigenen Gebrauche sich vorbehalten, wie oben geschätzt	1,200
	107 569

Transport, Spanische Thaler	107,569
An des Agenten Auslage, auf dem Rückwege nach England	2,000
An Assecuranz=Geldern des Hauptcapitals, zu 20 Procent, als dem gewöhnlichen Prämium	23,864
An Karten, Tagebüchern, astronomischen Instrumenten, Kleidungsstücken, Privatmobilien, u. s. w. der Officiere, deren Werth sich jetzt nicht bestimmen läßt.	
An Löhnung aller in Diensten der verbündeten Kaufleute stehenden und jetzt gefangenen Leute, von ihrer Abreise an bis zu ihrer Rückkehr.	
An Werth der Nordwest=Amerika, an der Küste von Amerika	20,000
Span. Thaler	153,433

II. Wahrscheinlicher Verlust.

	Span. Thaler.
An Werth der Ladung der Iphigenia, die vermuthlich 1000 Seeotterfelle zurückgebracht hätte, à 100 span. Thaler	100,000
An Werth der Ladung, welche die Nordwest=Amerika wahrscheinlich eingesammelt hätte, 1000 Seeotterfelle, zu 100 Thalern das Stück	100,000
An Werth der Ladung, welche die Princeß Royal zurückgebracht hätte, 1000 Seeotterfelle, wie oben . .	100,000
An Werth der Ladung, welche das Schiff Argonaut wahrscheinlich eingesammelt hätte, 2000 Seeotterfelle, wie zuvor	200,000
An Verlust und Zerstörung des Commerzes der verbündeten Kaufleute.	
Insbesondere an Verlust des kleinen Fahrzeuges von 30 Tonnen, wozu die gezimmerten Stücke am Bord des Argonaut eingeschifft waren, und des Pelzwerkes, das man damit gesammelt hätte.	
Span. Thaler	500,000.

Auf diese Art hatten also die Abentheurer, die den Pelzhandel an der Nordwestküste von Amerika zu gründen gedachten, an Spanien eine Forderung von 653,433 schweren Piastern, welche Herr Meares durch seine am 30. April dem

Ministerium übergebene, und von Herrn Pitt den 13. Mai vor das Parlament gebrachte Bittschrift reklamirte.

§. 29. Kriegsrüstungen und Negociationen.

Die unbegrenzte, mit nichts zu vergleichende Thätigkeit und die vortreffliche Ordnung in allen Theilen der brittischen Administration setzten die Engländer in Stand, in kurzer Zeit die furchtbarsten Anstalten zum Kriege zu machen. Von dem Augenblick an, wo der erste Befehl in die Werfte erging und die Arbeiter belebte, verflossen bis zur vollendeten Ausrüstung und Bemannung eines mächtigen Geschwaders kaum zwei Monate. Allein sowohl das Cabinet als die Nation waren weit entfernt, den wirklichen Ausbruch des Krieges zu wünschen. Von aller Eroberungssucht außer etwa in Ostindiens gar zu verführerischen Königreichen, gründlich geheilt, wünschten sie vielmehr, die glückliche Ruhe, welche Frankreichs Ohnmacht und innere Gährung ihnen sicherten, zu benutzen, um ihren Handel auf den höchsten Gipfel der Vollkommenheit zu bringen, und auf diese dauerhafte Grundfeste ihre politische Größe zu bauen. Die Negociationen wurden folglich eben so eifrig als vorher, aber mit den Waffen in der Hand nachdrücklicher, betrieben. Der spanische Hof konnte nicht umhin, diesen Unterschied zu bemerken, und, des Vorsprunges ungeachtet den er bei den Kriegsrüstungen gewonnen hatte, die Gefahr einzusehen, womit die rasche unaufhaltsame Betriebsamkeit der Engländer ihm drohete. Er ergriff also mit Freuden die dargebotene Gelegenheit, seine Dialektik an dem neuen englischen Gesandten, Fitzherbert, zu üben, und übergab ihm ein Memoire über das andre. In diesen Staatsschriften vermied man es für jetzt weislich, von jenen, in Europa längst verlachten Ansprüchen, die sich auf die Freigebigkeit des heiligen Stuhles gründeten, ein Wort zu erwähnen; dagegen behauptete man, in den Jahren 1755, 1774 und 1779 alle Häfen an der Nordwestküste von Amerika, die man die Küste von Californien zu nennen affektirte, bis an Prinz Wilhelm's-Sund, besucht und förmlich in Besitz genommen zu haben. Auch machte man darin die neulich mit Rußland über diesen Gegenstand gepflogenen Unterhandlungen bekannt, deren Inhalte zufolge das Eigenthum der nördlicheren Gegenden, westwärts vom Prinz Wilhelm's-Sunde, von Spanien nicht in Anspruch genommen wird.

§. 30. Erste gegenseitige Deklaration.

Die neue Wendung, welche Florida Blanca dem Streite zu geben, und die Art, wie er die Ansprüche der Krone von Spanien auf die Nordwestküste von Amerika zu erweisen suchte, hätte allerdings die Engländer in einige Verlegenheit gesetzt, wenn nicht schon früher der Geograph Alexander Dalrymple mit seinem kurzen, aber bündigen Aufsatze The spanish pretensions fairly discussed, hervorgetreten wäre, worin er eines Theils bewies, daß England bereits seit 200 Jahren durch den Weltumsegler Sir Francis Drake in den Besitz jener und der Magellanischen Küsten gesetzt worden sei, wenn sich überhaupt auf dergleichen Besitznehmungen ein Recht gründen lasse; andern Theils aber die Anmaßung lächerlich machte, sich auf Reisen berufen zu wollen, deren Tagebücher man von jeher vor den Augen des Publikums zu verbergen beflissen gewesen sei. Den englischen Ministern lag indessen im gegenwärtigen Zeitpunkte die Rechtsfrage noch in der Ferne; sie verlangten zuvörderst Genugthuung für die Wegnahme des englischen Eigenthums, als eine Präliminarbedingung, ohne welche die Negociationen ins Stecken gerathen müßten; und diese Genugthuung sollte in der Rückgabe der Schiffe, der Schadloshaltung der Eigenthümer, und einer Entschuldigung gegen den Souverain wegen der Beleidigung seiner Flagge bestehen. Dem zufolge wurden am 24. Julius zwischen dem spanischen Minister und dem englischen Gesandten folgende Deklarationen gewechselt:

Spanische Deklaration.

„Da Se. Großbritannische Majestät sich über die Wegnahme gewisser, Ihren Unterthanen zugehörigen Schiffe durch einen Officier in Diensten des Königs im Hafen Nutka an der Nordwestküste von Amerika, beschwert haben; so erklärt der Unterzeichnete, Sr. Majestät Rath und Erster Sekretair, kraft der dazu benöthigten Vollmacht, im Namen und auf Befehl Sr. Majestät, daß Dieselben geneigt sind, Sr. Großbritannischen Majestät für die Beleidigung worüber Sie klagen, Genugthuung zu geben: in der festen Ueberzeugung, daß Se. Großbritannische Majestät unter ähnlichen Umständen gegen den König nicht anders handeln würden; und Se. Majestät machen sich überdieß anheischig, zur vollständigen Zurückgabe aller in Nutka weggenom-

menen brittischen Schiffe, und zur Schadloshaltung der in jenen Fahrzeugen interessirten Parteien, für den Verlust, den sie erlitten haben, sobald dessen Betrag berichtigt worden ist:

Wohl verstanden, daß diese Deklaration die fernere Erörterung des Rechts, ausschließender Weise eine Niederlassung im Hafen Nutka anzulegen, worauf Se. Majestät Anspruch machen dürften, weder ausschließen noch derselben nachtheilig sein könne.

Urkundlich dessen habe ich diese Deklaration unterschrieben und mit meinem Insiegel besiegelt.

Madrid, den 24. Julius 1790.

(L. S.) Unterzeichnet:
der Graf von Florida Blanka.

Englische Gegenerklärung.

„Da Se. Katholische Majestät erklärt haben, daß Sie geneigt wären, für die dem Könige, durch Wegnahme einiger Seinen Unterthanen zugehörigen Schiffe in der Bai von Nutka, zugefügte Beleidigung, Genugthuung zu geben; und da der Herr Graf von Florida Blanca im Namen und auf Befehl Sr. Katholischen Majestät eine Deklaration dieses Inhalts unterzeichnet hat, wodurch besagte Se. Majestät sich gleichfalls verbindlich machen, die weggenommenen Schiffe vollkommen zurückzugeben, und die darin interessirten Parteien für ihren erlittenen Verlust zu entschädigen: so nimmt der Unterzeichnete, außerordentlicher und bevollmächtigter Ambassadeur Sr. Großbritannischen Majestät bei dem Katholischen Könige, kraft der hierzu benöthigten ausdrücklichen Vollmacht, die besagte Erklärung im Namen des Königs an, und erklärt, daß Se. Majestät diese Deklaration, nebst der Erfüllung der darin enthaltenen Zusagen, als eine vollkommene und gänzliche Genugthuung für die Beleidigung, worüber Se. Majestät Klage geführt haben, ansehen werden.

Der Unterzeichnete deklarirt zugleich, es müsse verstanden werden, daß weder die vom Herrn Grafen von Florida Blanca unterschriebene Deklaration, noch die gegenwärtige Annahme derselben durch den Unterzeichneten im Namen des Königs, den Rechten, wodurch Se. Majestät auf irgend eine von Ihren Unterthanen bereits angelegte oder künftig anzulegende Niederlassung Anspruch machen dürften, Abbruch thun oder sie ausschließen können.

Urkund dessen, habe ich diese Gegenerklärung unterzeichnet und mit meines Wappens Insiegel besiegelt.

Madrid, den 24. Julius 1790.

(L. S.) Unterzeichnet:

Alleyne Fitzherbert.

Durch diese Erklärung, die für die Ehre des beleidigten Monarchen so genugthuend war, in der Hauptsache hingegen so wenig entschied, hatte Spanien augenscheinlich nur Zeit gewonnen. Allein eben so unbezweifelt hatte das englische Cabinet mit gutem Vorbedacht diese Trennung des Ehrpunkts von der Rechtsfrage eingeleitet, um gleichfalls die Unterhandlung in die Länge ziehen zu können, ohne sich das Geringste zu vergeben. Wenn es das Staatsinteresse forderte, den Krieg zu vermeiden, so heischte die politische Klugheit, daß es mit guter Art geschähe, ohne Blößen zu geben und sich errathen zu lassen. Beide Höfe hatten sich ihre Ansprüche und Rechte vorbehalten; beide schienen geneigt, ihren Unterthanen den Weg nach Nutkasund offen zu halten; und diese gegenseitigen Prätensionen, die von einem Augenblick zum andern neue Auftritte von derselben beleidigenden Art, wie der vorige, veranlassen konnten, setzten die dringende Nothwendigkeit einer weiteren Negociation, die allem Zwist ein Ende machte, in das helleste Licht. Die Treulosigkeit der Politik nöthigte indeß beide Theile, während der Unterhandlungen ihre Kriegsrüstungen fortzusetzen und aufs äußerste zu treiben; weil, troß allen üblichen Protestationen, einer dem Andern nicht so viel Ehrfurcht für die Vernunft, und so viel Gerechtigkeitsliebe zutrauete, daß die Macht der Gründe hinreichend sein könnte, ihn in seinen Entschlüssen zu leiten. Spanien, als der schwächere Theil, der jetzt schon die Schwierigkeit fühlte, bei dem zerrütteten Zustande seiner Finanzen einen Krieg gegen das durch Eintracht allvermögende England zu führen, sah sich genöthigt, seine Zuflucht zu der Verbindung mit Frankreich zu nehmen, und hatte das unverhoffte Glück, sie durch die National-Versammlung erneuert zu sehen. Mirabeau bewog diese, für jedes enthusiastische Gefühl so reitzbare Versammlung, an einem Hofe, der seinen Grimm und seine Geringschätzung gegen sie nicht hatte verbergen können, dadurch die edelste Rache zu nehmen, daß sie den Familienpakt in einem für Spanien kritischen Augenblicke bestätigte.

§. 31. Convention zwischen England und Spanien.

Der französischen Unterstützung sicher, stimmte man sich in Spanien wieder zu dem stolzen Tone hinauf, den die Republik der europäischen Fürsten von jeher so unerträglich gefunden hat, und hüllte sich in das Dunkel seiner unerwiesenen und unerweislichen Rechte. Von der andern Seite trieb man auch in England die Spiegelfechterei der Allianzen; und die holländische Hülfsflotte vereinigte sich wirklich mit der brittischen, zum Aerger aller Seemänner von altem Schrot und Korn, die ohne fremden Beistand immer besser mit dem Feinde fertig zu werden hofften. Wie furchtbar auch vor Kurzem noch dergleichen Verschwörungen der Mächte gegen einander, der Ruhe von Europa gewesen sind, so scheinen sie doch jetzt diese Ruhe vielmehr zu sichern und zur schnelleren Zertheilung der Gewitter am politischen Horizonte beizutragen. Da auf beiden Seiten jede einzelne Stimmung unfehlbar für den Frieden ist, so darf man sich nicht wundern, daß der gesammte Wille Aller endlich ohne Schwertschlag das Phänomen des Friedens hervorbringt. Der Eigensinn der ursprünglich streitenden Parteien wird durch die Mehrheit auf beiden Seiten bestürmt und zu gewissen Concessionen herabgestimmt. Ohne durchsetzen zu können, was man wünschte, erreicht man doch den wichtigen Endzweck, den Gegner ebenfalls in seinen Entwürfen zu stören, und schmeichelt sich, in der ersehnten Ruhe des Friedens den künftig zu erhaschenden Vortheil aus weiter Ferne leiser und unvermerkter vorbereiten zu können. So ward denn auch jetzt zwischen Spanien und England eine Uebereinkunft getroffen, die zwar für den gegenwärtigen Augenblick den Absichten der handelführenden Insel angemessen war, durch ihre Unbestimmtheit aber den Weg zu künftigen Streitigkeiten, Rüstungen, Unterhandlungen und Friedenstraktaten offen ließ.

Convention zwischen Sr. Großbritannischen und Sr. Katholischen Majestät, unterschrieben im Escurial, den 28. October 1790.

„Da Se. Britannische und Katholische Majestät geneigt sind, durch einen dauerhaften Vergleich die neulich zwischen beiden Kronen entstandenen Streitigkeiten schnell zu endigen, so halten sie für das beste Mittel zur Erreichung dieses heilsamen End-

zwecks eine freundschaftliche Uebereinkunft, welche alle fernere Erörterung der Rechte und Ansprüche beider Parteien bei Seite setzt, und ihre gegenseitige Lage für die Zukunft auf einem, Ihrem wahren Interesse und dem gemeinschaftlichen Verlangen Ihrer Majestäten, unter Sich überhaupt und an allen Orten die vollkommenste Freundschaft, Uebereinstimmung und gutes Einverständniß zu stiften, gemäßen Grunde zu befestigen. Zu dem Ende haben Sie zu Ihren Bevollmächtigten ernannt und bestellt, nämlich von Seiten Sr. Britannischen Majestät den Herrn Alleyne Fitzherbert, Mitglied des geheimen Raths Sr. gedachten Majestät von Großbritannien und Irland, und bevollmächtigten Ambassadeur bei Sr. Katholischen Majestät; und von Seiten Sr. Katholischen Majestät Don Joseph Monino Grafen von Florida Blanca, Großkreuz des Königl. Spanischen Ordens Karls III., Staatsrath Sr. gedachten Majestät und Ihren ersten Staatssekretair, welche nach vorheriger Mittheilung ihrer respectiven Vollmachten über folgende Artikel übereingekommen sind:

1) Es ist verabredet worden, daß die Gebäude und Ländereien auf der Nordwestküste von Amerika, auf dem festen Lande oder auf den an diesem festen Lande gelegenen Inseln, aus deren Besitz die Unterthanen Sr. Britannischen Majestät im April 1789 durch einen Spanischen Officier gesetzt worden sind, besagten Britischen Unterthanen wiedergegeben werden sollen.

2) Ueberdieß soll eine billige Entschädigung nach Maßgabe der Umstände für alle gewaltsame und feindselige Handlungen gegeben werden, die nach dem Aprilmonat 1789 durch die Unterthanen einer der contrahirenden Parteien gegen die der andern begangen worden sind; und falls nach besagtem Zeitpunkte einige der respektiven Unterthanen gewaltsamer Weise aus dem Besitz ihrer Länder, Gebäude, Schiffe, Waaren oder andern Eigenthums, was es auch sei, auf besagtem festen Lande oder in den Gewässern und anliegenden Inseln gesetzt worden sind, sollen sie wieder in den Besitz gesetzt, oder es soll ihnen eine billige Vergütung für den erlittenen Verlust gegeben werden.

3) Um die Bande der Freundschaft noch enger zu knüpfen und in Zukunft eine vollkommene Harmonie und ein gutes Einverständniß zwischen beiden contrahirenden Parteien zu erhalten, ist verabredet worden, daß die beiderseitigen Unterthanen nicht beunruhigt noch belästigt werden sollen, wenn sie im stillen Ocean oder in den südlichen Meeren schiffen oder Fischerei trei-

ben, oder auf den Küsten, welche diese Meere umgeben, an Orten landen, die noch nicht in Besitz genommen sind, um daselbst mit den Landeseingebornen zu handeln, oder Niederlassungen anzulegen, welches Alles jedoch den in den drei folgenden Artikeln specificirten Einschränkungen und Bedingnissen unterworfen sein soll.

4) Se. Großbritannische Majestät macht sich verbindlich, die wirksamsten Maßregeln anzuwenden, daß die Schifffahrt und Fischerei von Dero Unterthanen im stillen Ocean oder in den südlichen Meeren kein Vorwand eines unerlaubten Handels mit den Spanischen Niederlassungen werde; und in dieser Absicht ist überdieß ausdrücklich bedungen, daß die Brittischen Unterthanen in besagten Meeren in einer Entfernung von 10 Seemeilen an den von Spanien bereits occupirten Küsten nirgends schiffen, noch Fischerei treiben sollen.

5) Auch ist verabredet worden, daß sowohl an Oertern, die den Brittischen Unterthanen vermöge des ersten Artikels wiedergegeben werden, als in allen andern Theilen der nordwestlichen Küste von Nordamerika, oder in den daran liegenden Inseln, welche nördlich der besagten bereits von den Spaniern occupirten Küste liegen, allenthalben, wo die Unterthanen der einen von beiden Mächten seit dem April 1789 Etablissements angelegt haben oder in Zukunft anlegen werden, die Unterthanen der andern freien Zutritt haben, und Handel ohne Beunruhigung und Belästigung sollen treiben können.

6) Es ist auch noch, in Beziehung sowohl auf die östlichen als auf die westlichen Küsten von Südamerika und die anliegenden Inseln, verabredet worden, daß die respektiven Unterthanen in Zukunft keine Niederlassung in den Theilen dieser im Süden desselben Welttheils gelegenen Küsten und den anliegenden Inseln, die von den Spaniern bereits besetzt sind, anlegen sollen, wobei jedoch zu verstehen ist, daß besagte respektive Unterthanen die Befugniß erhalten sollen, auf den also gelegenen Küsten und Inseln wegen der Bequemlichkeit ihrer Fischerei zu landen und daselbst Hütten und andere Gebäude auf eine Zeitlang, die blos zu dieser Absicht dienen, zu bauen.

7) In allen Fällen, wenn Klagen entständen, oder Eingriffe in die Artikel gegenwärtiger Convention gethan würden, sollen die Officiere beider Theile, ohne sich vorläufig eine Gewaltthätigkeit oder Thätlichkeit zu erlauben, gehalten sein, ihren re-

spektiven Höfen einen genauen Bericht von der Sache und allen dabei vorgefallenen Umständen abzustatten, da man denn die Zwistigkeiten in der Güte beilegen wird.

8) Gegenwärtige Convention soll in Zeit von sechs Wochen, vom Tage der Unterzeichnung an zu rechnen, oder noch eher, wenn es sein kann, ratificirt und bestätigt werden.

Gegeben im Pallast zu St. Lorenz, den 28. October 1790.

Alleyne Fitzherbert.
Der Graf von Florida Blanca."

Aus den Buchstaben sowohl als aus dem Geiste dieser Convention erhellet klar, daß darin die Rechtsansprüche beider paciscirenden Theile blos deswegen nicht erwähnt werden konnten, weil man darüber während der Unterhandlung zu keiner Uebereinkunft gelangte. Spanien konnte nie dahin vermocht werden, frei und offen die Frivolität seiner Ansprüche auf die nordwärts vom 40. Grad der Breite gelegenen Theile der Nordwestküste von Amerika einzugestehen und der brittischen Nation ein auf Drake's und Cook's Entdeckungen gegründetes Prioritätsrecht einzuräumen; beide Höfe wollten noch nicht der Vernunft und den Rechten der Menschheit Gehör geben, und freimüthig bekennen, daß die Entdeckung eines schon von freien Menschen bewohnten, und diesen zugehörigen Landes unmöglich ein Recht auf den Besitz desselben geben kann. Die Vorwürfe, die in England dem Minister Pitt über die Abschließung eines so unbestimmten Traktates von seinen Gegnern gemacht wurden, scheinen indeß so übertrieben als unverdient zu sein. Für einen Handel, der eben erst im Aufkeimen war, und von dem man noch erwarten muß, bis auf welche Stufe der Wichtigkeit er steigen kann, hatte das Cabinet hinlänglich gesorgt, wenn es den brittischen Unterthanen die freie Schifffahrt nach den unbesetzten und zum Theil noch unbekannten Häfen der amerikanischen Nordwestküste einstweilen sicherte; es wäre sogar unüberlegt gewesen, jetzt diese Unterhandlung zu verzögern, und auf nähere Bestimmungen zu dringen, da sich eben eine für England weit wichtigere Handelsaussicht im Orient zeigte, wenn es die Pforte gegen Rußland mit ungetheilter Kraft in Schutz nehmen wollte. Selbst der in Indien gegen den Sultan von Maisore ausgebrochene Krieg rechtfertigte die Beschleunigung des Friedensschlusses mit Spanien. Allein eine Uebereilung, die keine politische Rücksicht verzeihlich machen

kann, eine Uebereilung, die im Charakter des Ministers liegt, und von seiner geringen Achtung für seine Mitbürger ein böses Zeugniß gibt, ist die gänzliche Vernachlässigung der unglücklichen Opfer der spanischen Anmaßung, nämlich der Officiere und Mannschaften, die man von Nutka nach Mexico schleppte, um sie dort länger als ein Jahr in allem Ungemach der Gefangenschaft schmachten zu lassen. Es war schon ein Versehen, daß ihre Befreiung nicht in der ersten Deklaration ausdrücklich ausbedungen ward; daß aber auch die Convention mit keiner Sylbe ihres Schicksals erwähnt, scheint dem Geiste der brittischen Verfassung ins Angesicht zu trotzen. Wenn das Eigenthum der beeinträchtigten Kaufleute, welches auf 600,000 Piaster angeschlagen wird, zu einer Kriegsrüstung berechtigte, die nicht weniger als 3,133,000 Pfund Sterling (mehr als zwanzig Millionen Thaler) gekostet hat; war dann nicht die persönliche Freiheit von vierzig oder fünfzig brittischen Unterthanen so viel werth, daß man ein Wort darüber fallen ließ? Man wird den despotisch gesinnten Financier in England fragen, ob er es wagt, die Freiheit eines Engländers auf ihren Werth an Gelde zu reduciren, und wie viel seines Bedünkens die Stunde Freiheit gilt? Die Schande dieser Vernachlässigung ist desto unauslöschlicher, da jene Unglücklichen nicht als Kriegsgefangene behandelt, sondern gefesselt, geschlagen mit schmählichen Todesstrafen bedrohet, zu Schanzarbeiten gezwungen, und in dem Falle des bedauernswürdigen Colnett, bis zum Wahnsinn getrieben worden sind.

I.

Wichtigkeit des nordamerikanischen Pelzhandels, mit Hinsicht auf die geographische Lage der nördlichsten Theile von jenem festen Lande.

§. 31. Bisheriger Ertrag des neuen Pelzhandels.

Der Gegenstand, womit wir uns hier beschäftigen, hat das Vorzügliche, daß, wenn er gleich mit der Politik in einem en-

gen Verhältnisse steht, dennoch ihr kleinlicher Wirkungskreis ihn nicht erschöpft; sondern daß seine Beziehungen für den Philosophen und Menschenforscher, der über den gegenwärtigen Augenblick hinaus in eine unabsehbare Zukunft blickt, einen Werth haben und ihm eine erfreuliche Aussicht gewähren. Der Hader ehrgeiziger Fürsten, und die Verwegenheit gewinnsüchtiger Kaufleute sind nur die blinden Werkzeuge, womit der Künstler einer höheren Ordnung, der Schöpfer des Menschenglücks, und der Pflegevater menschlicher Weisheit, sein großes göttliches Werk vollführt. Es hieße an der Erhabenheit des Gedankens, den ich hier nur berühre, mich wirklich versündigen, wenn ich ihn schon jetzt auf ein im Keime liegendes Gebilde menschlicher Betriebsamkeit anwenden, aus dessen muthmaßlichen, künftigen Erscheinungen völlig entwickeln und den großen Eindruck einer heiligen dunkeln Ahnung durch teleologisches Lallen schwächen wollte. Aber die nächsten Glieder der Kette aufzusuchen, wodurch auch diese neue Entwickelung menschlicher Kräfte mit den Schicksalen und der Geschichte unserer Gattung zusammen hängt; wahrzunehmen, wie der neue Handelsverkehr zwischen entfernten Welttheilen unserer Thätigkeit eine von der jetzigen verschiedene Richtung geben kann; und so die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand zu lenken, der vermittelst seiner Beziehungen ihrer würdig zu sein scheint: dies könnte vielleicht zur Ergänzung des kurzen historischen Ueberblicks, der uns bisher beschäftigt hat, auf die Benutzung der folgenden Reisebeschreibungen zweckmäßig vorbereiten. Um hierin mit Ordnung zu Werke zu gehen, müssen wir zuerst den bisherigen Ertrag des neuen Pelzhandels zum Grunde legen, dann die künftige Erweiterung desselben in Betrachtung ziehen, und endlich die Beschaffenheit des Inneren von Nordamerika, so weit sie jetzt bekannt ist, zu Hülfe nehmen, um daraus zu ergründen, in wie fern sie dem Handel mit China eine neue Wendung geben könne oder nicht.

Wenn man die Wichtigkeit des Pelzhandels lediglich nach dem Absatze berechnen wollte, den die verschiedenen in China angekommenen Schiffe gefunden haben, so würde dieser Zweig der englischen Betriebsamkeit eben keinen wesentlichen Vortheil versprechen. In der That haben die Seeotterfelle, die in den Jahren 1786, 1787 und 1788 nach Kanton gebracht worden sind, den Kaufleuten nicht viel über 250,000 spanische Thaler eingetragen, wovon ihre Kosten noch abgerechnet werden müssen. Die

folgende Tabelle, die ich nach den besten Angaben *) verfertigt habe, wird dies noch deutlicher machen.

Jahr.	Schiffs-Name.	Woher.	Felle.	Preis in Spanischen Thalern.
1786	Capitain Hanna Seeotter	China	560	. 20,040
1787	Boussole Astrolabe	Frankreich	600	. 9,000
—	Capitain Cook Experiment	Bombay	604	. 24,000
—	König Georg Königin Charlotte	London	2552, 434 junge, 34 Füchse.	. 50,000
—	— —	—	übriges Pelzwerk	. 4,857
—	Seeotter	China	100, nebst Fetzen 300	. 800
—	Nutka	Bengalen	350	. 14,000
—	Kaiser. Adler	Ostende	700	. 29,000
1787	Felice	China	750	. 38,000
—	Prinz von Wales Princeß Royal	London	1959	. 56,000

In Allem Seeotterfelle 8,175. sp. Thlr. 252,897

Im Durchschnitte wurden folglich alle diese Seeotterfelle das Stück noch nicht zu 31 spanischen Thalern oder harten Piastern verkauft. Dieser geringe Preis hatte aber seinen Grund in den Einschränkungen, wodurch die Beamten der Englisch-Ostindischen Compagnie den neuen Handel absichtlich erschwerten; denn zu eben der Zeit, da die Capitaine Portlock und Dixon ihre 2552 Seeotterfelle für 50,000 spanische Thaler verkauften, (welches noch nicht 20 Thaler für das Stück beträgt) boten die

*) S. Hr. Cox in Dalrymple's Furtrade p. 27. — Meares, answer to Dixon's remarks p. 20 etc.

Chinesen, nach dem übereinstimmenden Zeugnisse der Capitaine Meares und Portlock, für die besten Felle 80 bis 90 Thaler; und im Jahr 1788 wurden Herrn Colnett für einige der schönsten Felle 150 spanische Thaler das Stück geboten, ob er sich gleich gezwungen sah, seine ganze Ladung bei Strafe der Confiscation den Supracarguen der Compagnie für einen Preis zu überlassen, der dem Eigenthümer nicht mehr als 27 Thaler für das Stück einbrachte. Doch nicht allein die dem wahren, freien Geiste des Handels so verderblichen ausschließenden Privilegien der Ostindischen Compagnie, sondern auch die Erpressungen, welche sich die chinesische Politik gegen die europäischen Kaufleute in ihren Häfen erlaubt, mußten es bisher verhindern, daß sie den wahren Marktpreis für ihre Rauchwerke nicht erhalten konnten. Auch China unterscheidet sich nicht von anderen Despotien; die nämlichen Gebrechen fließen überall aus denselben Ursachen, und Monopolien fesseln auch den inneren Handel dieses ungeheuren Reiches. Es ist der Mühe werth, im Vorübergehen einen Blick auf die jetzige Verfassung des chinesischen Handels zu werfen.

§. 32. Etwas von dem Handel in Kanton.

Seit geraumer Zeit verlautet es, daß der Handel, den die Russen ehemals zu Kiachta an der Grenze von Sibirien mit den Chinesen führten, durch die zwischen beiden Reichen fortdauernden Mißhelligkeiten gänzlich abgebrochen ist und darnieder liegt. Es gehörte daher zu den Entwürfen, die der Staatsklugheit der jetzigen Kaiserin und ihrem umfassenden Blicke vollkommen angemessen waren, die Entdeckung der unbekannten Theile von Nordwest-Amerika mit der Errichtung eines russischen Seehandels nach China zu vereinigen, und hier auf einem kürzeren Wege als zuvor den Pelzhandel auch ihren Unterthanen zu eröffnen. Von Kamtschatka, ohne den Transport nach Ochotsk zu rechnen, führte man sonst die Seeotterfelle 600 deutsche Meilen weit zu Lande bis an die chinesische Grenze, wo der chinesische Kaufmann in der Mitte dieses Jahrhunderts das Stück mit 60 bis 80 Rubeln bezahlte. Noch mehr als 200 deutsche Meilen hatte er dann mit seiner eingekauften Waare bis Peking zurückzulegen; und da dieser ganze Transport ebenfalls zu Lande, über unwegsame Wüsteneien und beeiste Gebirge geschehen muß, so läßt sich denken, wie sehr er den Werth des Pelzwerkes erhöhet.

Dessen ungeachtet kaufen die Japaner, wie man uns versichert, es wieder von den chinesischen Kaufleuten, und lassen sich durch die ungeheuren Preise nicht abschrecken, welche nothwendig entstehen müssen, wo die Waare durch so viele Hände geht. Wie viel kürzer wäre es nicht, wenn Fahrzeuge entweder von Ochotsk oder vom St. Peter= und St. Pauls=Hafen in Kamtschatka, oder künftig von einem russischen Pflanzort im Cooksfluß unmittelbar, in 14 Tagen oder drei Wochen nach der japanischen Küste, und in Zeit von sechs Wochen oder zwei Monaten nach China gingen und die amerikanischen Pelze aus der ersten Hand verkauften? Mir ward unter dem 11. März 1791 aus London geschrieben: man trüge sich daselbst mit einer Nachricht, daß bereits russische Schiffe von den sibirischen Ostküsten nach China gekommen wären und mit den Chinesen eine Uebereinkunft wegen ihres künftigen Handels getroffen hätten. Ob diese Nachricht gegründet sei oder nicht, wird sich in Kurzem bestimmen lassen. Es erhellet aus den näheren Daten zur Geschichte des russisch=chinesischen Handels in Kiachta*), daß daselbst im Durchschnitt ein Waarentausch von vier Millionen Rubeln an Werth Statt zu finden pflegte, wovon, nach einem Durchschnitt von den Jahren 1775, 1776 und 1777, die aus Hudsonsbai und Canada über England eingeführten Pelzwerke allein gegen eine halbe Million Rubel jährlich, betrugen. Mit Wahrscheinlichkeit läßt sich folglich annehmen, daß die aus Sibirien und Kamtschatka dorthin gebrachte Rauchwaare noch einmal so viel, oder eine Million Rubel gelten mußte; und nicht minder wahrscheinlich ist es, daß diese Summe einen verhältnißmäßig ungleich stärkeren Gewinn abwerfen würde, wenn der Handel zur See zu Stande käme, und die russischen Kaufleute die ungeheuren Transportkosten ersparen könnten. Die Vortheile, die für den Staat daraus erwachsen, wenn die Beschiffung der östlichen Meere ihm eine Schule vortrefflicher Seeleute wird, und der Handel nach Indien sowohl als nach den im künftigen Jahrhundert sicherlich unabhängigen Staaten von Peru, Chili und Mexico offen steht, will ich hier nicht weiter erwähnen.

Von einer Möglichkeit, welche Rußland nur in der Ferne sah, wenden wir uns jetzt zu dem unermeßlichen Umfange des

*) S. Coxe, die neuen Entdeckungen der Russen zwischen Asien und Amerika. Frankfurt, 1783. 8. S. 380 u. f.

Handels, den England wirklich nach China treibt, und noch zum völligen Alleinhandel zu erweitern bemühet ist. Alle übrige europäische Nationen müssen den Engländern in China so weit nachstehen, daß ihr Handel gegen den Englischen nur ein Tropfen gegen das Meer zu sein scheint.

Im Jahre 1789 lagen folgende fremde Schiffe in Bocca Tigris, oder dem Flusse von Kanton:

Englische aus	Europa	21
— — —	Bombay, und wieder dahin zurückbestimmt .	24
— — —	— und nach Surat	3
— — —	— und Madras nach Bombay . .	1
— — —	— und nach Pegu und Bengalen .	1
— — —	— und nach Bengalen	1
— — —	— nach Bengalen und Bombay . .	1
— — —	— nach Madras und Bombay . .	1
— — —	Madras, nach Bombay	1
— — —	Bengalen und von der Malaiküste:	
	nach Bengalen	3
	nach Bombay	1
— — —	Bengalen und von Batavia nach Bengalen	1
— — —	China, nach der Nordwestküste von Amerika	2
	Summa der Engl. Schiffe	61

Dagegen:

Holländische Schiffe		5
Französisches	—	1
Dänisches	—	1
Portugiesische	—	3
Amerikanische	—	15

Zusammen 25 Schiffe von andern Nationen.

Dabei muß bemerkt werden, daß die 21 englischen Schiffe aus Europa von der größten Gattung sind, die zu Kauffahrern nur gebraucht werden, da hingegen die amerikanischen Abentheurer mehrentheils nur in kleinen Fahrzeugen auf ihre Handelsunternehmungen ausgehen. Allein gesetzt auch, daß die Schiffe von gleicher Größe wären, so übertrifft dennoch der englische Handel den ganzen auswärtigen Handel von China um weit mehr als die Hälfte. Auch sieht man ohne mein Erinnern, daß der

Handel der Holländer, Franzosen, Dänen und Portugiesen, verglichen mit dem, was er sonst gewesen ist, täglich unbedeutender wird, und endlich ganz eingehen muß. Die Französische Compagnie hat schon zu wiederholten Malen ihren Umsturz erlebt, und auch ihre letzte Organisation hat diesem Schicksale nicht entgehen können; die Dänische wankt, und die Holländische hat selbst in Holland keinen Kredit. Außer dem englischen Handel ist also nur der amerikanische blühend; gleichwohl versteht es sich von selbst, daß er die Engländer nicht vom chinesischen Markte verdrängen wird.

Die Englisch-Ostindische Compagnie hat sich nur allmälig, und mit einer Handelspolitik, die dem kaufmännischen Geist Ehre macht, zu dieser Ueberlegenheit hinaufgeschwungen; sie scheint einen weitumfassenden Plan auszuführen, der einst die Europäer von dem Vorwurfe befreien wird, den man sich kaum erwehren konnte, ihnen in ihrem verächtlichen Verhältnisse gegen ein verächtliches orientalisches Volk zu machen. Um in China unabhängig zu sein, mußte die Compagnie ihre Concurrenten verdrängen. Dies geschah, sobald sie sich zum Alleinhandel der Stapelwaare von China, der Theeblätter, entschloß. Die herabgesetzten Zölle auf den Thee setzten die Compagnie in Stand, den Schleichhandel an den Küsten von England zu vernichten; und von dem Augenblick an kauften die Holländer und Franzosen fast gar keinen Thee mehr in China. Die Wirkung von dieser Ausschließung der anderen Nationen ist in den letzten fünf Jahren schon so außerordentlich gewesen, daß man uns wohl noch eine kleine Abschweifung erlauben wird. So lange die Ostindische Compagnie nach China handelte, hat die ganze Summe aller Ausfuhrartikel, welche man aus England dorthin führte, nicht über 100,000 Pfund Sterling betragen; in den letzten fünf Jahren aber führte man jährlich allein aus Cornwall 2000 Tonnen Gewicht an Zinn, oder für 130,000 Pfund Sterling dahin aus, das Kupfer nicht zu rechnen, welches in Cornwall so gut und rein wie in Japan erhalten, und um geringeren Preis als das japanische nach China verführt werden kann, weshalb auch die Holländer letzteres nicht mehr nach China bringen*). Die englische Compagnie läßt das Kupfer aus Corn-

---

*) Die Macht der Vorurtheile hat sich auch bei dem Zinnhandel wirksam bewiesen. Von jeher glaubte man, und naturhistorische Compendien

wall in kleine Stangen schneiden, um es auch äußerlich dem japanischen gleich zu machen. Endlich scheint auch der Verfall des russischen Handels in Kiachta den englischen Manufakturen einen Absatz in China verschafft zu haben, der ehedem nicht existirte und der jetzt mit jedem Jahre wichtiger wird. Die Engländer schicken bereits an Wollentüchern viele tausend Ballen jährlich nach Kanton, wo die Pelzhändler aus den nördlichen Provinzen sie einkaufen und durch das ganze Reich verführen. Kamelotte, Chalons und allerlei gröbere wollene Zeuge finden ebenfalls einen ansehnlichen Debit. Dies zusammengenommen vermindert die bisherige so verderbliche Ausfuhr der edlen Metalle, womit die Europäer sich genöthigt sahen, ihre Zahlungen in China zu machen. Gelingt es der englischen Compagnie, sich des chinesischen Handels ganz zu bemächtigen, und wird der Gebrauch englischer Manufakturen in China ein allgemeines Bedürfniß seiner unzähligen Bewohner, so darf man dem Zeitpunkt entgegen sehen, wo die Ausfuhr des Silbers aus Europa nach

---

sagten es auf das Wort des Kaufmanns nach: das Zinn von Malacca sei ungleich reiner, als das englische; die Chinesen könnten daher das letztere nicht brauchen, ob sie gleich 4000 Tonnen Gewicht von Malacca und den Inseln der Malaien theils holen, theils von den Holländern sich zuführen ließen. Herr Unwin von der Königlichen Flotte, bewies endlich das Gegentheil, verglich das Metall von beiden Ländern, und fand das englische, wo nicht reiner und besser, doch in jedem Betracht vollkommen so gut, wie das Malaiische. Ein Pfund englisches Zinn, zu Folie geschlagen, konnte 35 englische Quadrat-Yards (die Yard von drei englischen Fuß) bedecken. Die Chinesen wissen das Silber, welches zuweilen noch dem Zinne beigemischt ist, herauszuscheiden; ihre Priester brauchen die aufs äußerste dünn geschlagene Folie, um sie auf eine Art Cartonpapier zu kleben, welches sie in Stückchen von der Größe einer Spielkarte in den Kramläden durch das ganze Reich verkaufen lassen. Bei Sonnenaufgang, zu gewissen bestimmten Tageszeiten, und mit eintretender Nacht machen die Chinesen ihren Götzen Verbeugungen, oder Tschin-Tschin, wie es in ihrer Sprache heißt, wobei sie diese Papiere verbrennen und sich nach Westen hin verbeugen. Je andächtiger einer ist, desto mehr Papier verbrennt er. Zu diesem Behufe geht also eine große Quantität Zinn verloren. Endlich wird auch Zinn in Menge zur Mischung des weißen Metalls gebraucht, welches Tutenage oder Tutanego heißt, und wovon große Quantitäten nach allen Gegenden von Indien verführt werden; ingleichem zur Verfertigung des Metalls, woraus die Chinesen ihre Küchengeschirre machen. — Herr Meares bemerkt auch den starken Absatz von Zinn nach Bengalen und Persien. Dieses letztere Reich bezog neuerlich schon englisches Zinn aus Bombay.

China beinahe ganz aufhören muß. Der Pelzhandel kann hierzu ebenfalls das seinige beitragen.

Das wesentlichste Hinderniß, welches sich dieser Handelserweiterung entgegenstellt, besteht, unstreitig in der Kurzsichtigkeit der Chinesen in Absicht auf ihren wahren Vortheil, und in den daraus entspringenden vielfältigen Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, denen sich der europäische Kaufmann unterwerfen muß. Indeß ist es ein merkwürdiges Faktum, daß das Privatinteresse der Unterthanen, welches bei der Politik des Hofes in Peking seine Rechnung nicht findet, erstere bereits zu einem kühnen Schritte verleitet hat. Im Jahr 1789 wagte der Hoppo, oder Vicekönig von Kanton, es nicht, in seinem Berichte an den Hof die wahre Anzahl der zu Kanton befindlichen europäischen Schiffe anzugeben. Man scheute sich insbesondere, von der über alles Verhältniß vermehrten Anzahl englischer Kauffahrer die Wahrheit zu bekennen, weil man befürchtete, daß der Kaiser darüber unzufrieden werden, und von einer so stark vermehrten Anzahl fremder Schiffe Gefahr besorgen möchte. Die Beamten zu Kanton wußten kein besseres Mittel zu ersinnen, um ihre eigene Furcht zu unterdrücken und ihre Gewissenszweifel zu beruhigen, als daß sie der kaiserlichen Schatzkammer die gewöhnliche Summe für die Zolleinnahme des auswärtigen Handels ablieferten, und den Ueberschuß in ihre eigene Kasse strichen. Der drückendste Zwang des auswärtigen Handels liegt aber darin, daß alle kaufmännische Geschäfte, von welcher Art sie auch sein mögen, unter der Gerichtsbarkeit eines Senats von Kaufleuten stehen, welcher 11 oder mehr Personen in sich faßt, die den gemeinschaftlichen Namen Hong oder Huang führen. Sobald ein Schiff nach Kanton kommt, wird einer von diesen Kaufleuten ernannt, der alle merkantilische Angelegenheiten desselben besorgen soll. Ihn nennt man den Sicherheits- oder Bürgschafts-Kaufmann (security merchant), und von seiner Willkühr hängt der ganze Waarenverkauf ab; er ist bevollmächtigt, die Ladung und ihren Absatz so einzurichten, daß seine Privatabsicht dabei am besten erreicht wird. Ist es seinem Interesse gemäß, daß dieser oder jener Artikel der Einfuhr keinen billigen Absatz finde, so hütet er sich wohl, das Beste des fremden Kaufmanns zu befördern; er nimmt ausschließender Weise Rücksicht auf seinen eigenen Vortheil. Der einheimische Käufer und der ausländische Verkäufer haben mit einander nicht den entferntesten Verkehr,

sondern diese ungebetene Mittelsperson erzwingt ihre Ergebung in seinen Willen, dem sie sich, ohne eine Revision des Prozesses oder eine höhere Instanz hoffen zu können, unterwerfen müssen. Augenscheinlich kann es nie zu einem billigen Tausche kommen, so lange diese Männer ihre Macht in Händen behalten. Die größeren und geringeren Zollbedienten pflegen ihrer Seits von den Kaufleuten des Hong die unbilligsten Abgaben zu erpressen, wofür sich diese hernach an dem europäischen Handel schadlos halten. Alle Waaren, die in Kanton beim Zollamt angegeben werden, zahlen einen ungeheuren Zoll. Der Eigenthümer mag sich übrigens noch so sehr sperren und weigern, den Preis für seine Waaren anzunehmen, den ihm der Hong-Kaufmann bestimmt, so steht es ihm doch nicht mehr frei, ein einziges Stück davon wieder einzuschiffen, denn alle Kaufgüter, die einmal zu Kanton gelandet worden sind, dürfen unter keinem Vorwande wieder weggenommen werden, außer wenn ein einheimischer Kaufmann sie eingehandelt hat. Diese tyrannische Verordnung bedarf keines weiteren Commentars. Nicht minder drückend ist es auch, daß man seit langer Zeit die Zölle in Kanton zu erhöhen angefangen hat, und damit noch fortfährt, so, daß sie in einigen wenigen Jahren bis auf 50 Procent gestiegen sind. Die Mandarine, die nicht länger den ganzen Ertrag in die Schatzkammer zahlen, werden immer raubbegieriger, je höher er steigt. Der Vicekönig, der die Zollabgaben nach Willkühr auferlegt, scharrt ein ungeheures Vermögen zusammen, und theilt es wieder mit den Ministern in Peking, damit seine Erpressungen ungeahndet bleiben. Die sämmtlichen Schiffe zahlen überdies, nach ihrem Maaße, gleich bei ihrer Ankunft eine große Summe Geldes. Für ein jedes Schiff der Ostindischen Compagnie wird zwischen 800 und 1200 Pfund Sterling erlegt. Die Waaren dürfen nicht anders als auf einheimischen Booten, vierzehn englische Meilen weit von Wampo, dem gewöhnlichen Ankerplatze, bis nach Kanton verfahren werden, und diese Einrichtung ist eine nie versiegende Quelle von Diebstählen auf Kosten des Ausländers, der in solchen Fällen vergebens Erstattung des Werthes, und Bestrafung der schamlosen Veruntreuung fordert. Der Europäer hat zu keinem Menschen Zutritt, außer zu dem Hong, dessen Vortheil es ist, wenn er am ärgsten bestohlen wird. Kein Europäer, oder, wie die Chinesen ihn nennen, kein Fanqui, darf die Stadt betreten; und versucht er es heimlich, so erhält er eine schwere Tracht

Schläge, und wird wieder hinaus geschickt. Allein auch nicht einmal bei den Kaufleuten des Hong ist der Europäer der Bezahlung sicher, wenn er seine Waaren verkauft hat; denn irrig glaubte man sonst, diese Männer bürgten einer für den andern. Verschiedene Bankerotte, wodurch eine Schuld von mehreren hunderttausend Pfund Sterling entstanden ist, haben das Gegentheil bewiesen. Um sie zu tilgen, hat die chinesische Verschlagenheit die Europäer selbst in Contribution gesetzt, und auf europäische Waaren einen neuen Zoll gelegt, der nach Abbezahlung der Schuld noch fortdauert. Zu allen diesen Ungerechtigkeiten kommt noch, daß die Supracarguen und andere Compagnie-Beamten jährlich auf einige Monate von Kanton, oder eigentlich von Wampo, nach der portugiesischen Stadt Macao wandern müssen, wo die Portugiesen sich gegen die Engländer einen Ton und ein Benehmen erlauben, welche mit der Macht der beiden Nationen in umgekehrtem Verhältnisse stehen*).

§. 33. Aussichten zur Erweiterung des englischen Handels nach China.

Nach dem bisher Gesagten wird es Niemand auffallen, daß die willkührliche Gewalt, womit die Chinesen in ihren Handelsverhältnissen gegen die Europäer verfahren, und insbesondere die fehlerhafte Einrichtung, wodurch man sie der Unbarmherzigkeit des Hong überläßt, auch die Vortheile des nordamerikanischen Pelzhandels einschränken, und vielleicht um mehr als die Hälfte von dem wahrscheinlichen Ertrage vermindern müssen. Gleichwohl bleibt nach allen Erpressungen, nach allen niedrigen Kunstgriffen,

*) Im Jahr 1789, als die Schiffe der Compagnie in China ankamen, und die Supracarguen also, wie gewöhnlich, sich wieder nach Kanton begeben mußten, hielten sie um die Erlaubniß dazu an, welches bloß pro forma zu geschehen pflegt. Diesmal aber ward sie ihnen schlechterdings verweigert, unter dem nichtigen Vorwande, daß sie durch den portugiesischen Gouverneur von Macao darum anhalten müßten. Dieser wollte sich der Sache nicht annehmen, sondern freute sich über die Veranlassung, daß er dem brittischen Handel ein Hinderniß in den Weg legen konnte. Endlich, nach langem Aufschub und nicht ohne Erpressungen, ward die Sache geschlichtet; allein während der Zeit hatten die reichbeladenen Schiffe der Ostindischen Compagnie in Bocca Tigris oder zu Wampo vor Anker gelegen, ohne die gewöhnlichen Erfrischungen erhalten zu können. Man begreift auch überdies, daß die jährlichen Reisen der Compagnie-Beamten von und nach Kanton, und ihre doppelte Wirthschaft dort und in Macao, der Compagnie ungeheure Kosten verursachen müssen.

deren die chinesischen Alleinhändler sich bedienen, ein so starker Ueberschuß für die Unternehmer der bisherigen Ausrüstungen, daß sich an der Fortsetzung dieses Handelszweiges nach der Uebereinkunft mit Spanien keineswegs zweifeln läßt. Im Gegentheil scheint das Interesse der Ostindischen Compagnie es mit sich zu bringen, daß sie künftig die Einfuhr des Pelzwerkes von der amerikanischen Nordwestküste nach China begünstigen und sogar aus allen Kräften unterstützen muß, in so fern dieselbe das beste Mittel ist, die Russen von allen chinesischen Märkten zu entfernen und dadurch ihrer eignen Einfuhr von englischen Erzeugnissen und Fabrikwaaren einen stärkeren Absatz zu sichern. Schon jetzt sind die Kaufleute aus dem Norden von China mit den Wollentüchern und Zeugen, die sie aus Kanton ziehen, ungleich besser als mit den ehemals aus Kiachta erhaltenen zufrieden, und reisen gern gegen 200 Meilen durch das ganze Reich, um in Kanton ihre Theesorten, nebst Seidenzeugen, Elfenbein 2c. gegen Pelze und Tücher zu vertauschen. Der Luxus, der insbesondere in den nördlichen Provinzen mit den Seeotterfellen getrieben wird, geht so weit, daß sie für ein Kleid von der besten Art 1000 und mehr spanische Thaler bekommen. In den südlichsten Provinzen ist zwar dieses Pelzwerk zu warm; man trägt es aber dennoch der Mode wegen, und wenigstens wird der Kragen an den Kleidern damit besetzt. Dagegen finden dort die Füchse, Biber, Flußottern u. dgl. aus Canada und Hudsonsbai einen stärkeren Debit. In Korea, dieser reichen Halbinsel, die wir so wenig kennen, erheischt das Klima Pelz und wollene Kleidung; doch blieb die letztere den Einwohnern, durch den langen Umweg aus Rußland über Kiachta und Peking, bisher zu theuer im Preise, so daß sie sich genöthigt sahen, sich mit dicken, gedruckten Baumwollenzeugen zu behelfen. Die kostbarsten Theesorten kommen aus dieser Gegend, die für den Seidenbau schon zu kalt ist, wenn gleich die rohe chinesische Seide dort zu reichen Stoffen verarbeitet wird. Die russischen und amerikanischen Pelze, die englischen Wollentücher, das Zinn aus Cornwall, nebst Eisenwaaren, Zucker, Seiden- und Baumwollenzeugen führen die Chinesen auch nach Japan hinüber, und lösen daraus einen ansehnlichen Gewinn, der ihnen an Golde, feinen Theesorten und reinem Kupfer ausbezahlt wird.

Aus diesen Angaben erhellet bis zur vollkommensten Ueberzeugung, daß der englische Handel nach China, und überhaupt

nach dem östlichen Asien, nicht nur einer großen Erweiterung fähig ist, sondern daß auch wahrscheinlich die Politik des englischen Ministeriums und der Ostindischen Compagnie dahin arbeitet, sie allmälig zu Stande zu bringen. Es wäre nicht unmöglich, daß sich nach und nach ein vertrauteres, aus wechselseitigen Handelsbedürfnissen hergenommenes Band des Umganges zwischen den Engländern und den Chinesen knüpfte, wodurch wir endlich nähere, bestimmtere Kenntnisse von jenem noch unergründeten Phänomene der chinesischen Reichsverfassung, und zugleich einen reichlicheren Zuwachs an allerlei wissenschaftlichen Kenntnissen erhalten würden. Es ließe sich vielleicht durch eine glänzende, mit orientalischer Pracht zu veranstaltende Gesandtschaft bewirken, daß den Schiffen der englischen Compagnie außer Kanton auch die Häfen der nördlichen Provinzen geöffnet würden und alle jene Bedrückungen, denen die kurzsichtige Staatskunst der Chinesen die fremden Kaufleute aussetzt, gänzlich, und auf immer verschwänden. Endlich könnte man, etwa vermittelst einer Niederlassung auf den südlichsten Kurileninseln, den japanischen Handel an sich ziehen, indem man den Einwohnern die nordamerikanischen Seeotterfelle zur Versuchung und Anlockung darböte, und zugleich von dort aus Korea mit Pelzen und englischen Tüchern versorgte. Diese Entwürfe*) beschäftigen jetzt wirklich schon manche Köpfe, und sind vielleicht der Ausführung näher als man denkt. Die Eifersucht gegen Rußland, die seit einiger Zeit im englischen Ministerium so feindselig erwacht, scheint mit diesen Erweiterungsplänen in einer genauen Verbindung zu stehen. Zwei Reiche, die der Ocean und der ganze dazwischen liegende europäische Norden von einander trennen, mußten sich auf der gegenseitigen Halbkugel begegnen, und in ihren Handelsspeculationen kreuzen, um die Ruhe von Europa zu erschüttern. Englands politische Existenz, die von seinem Handel unzertrennlich ist, fordert das Opfer eines jeden andern Handelsstaats. Rußland fing an, sich in der Reihe der Handel treibenden Seemächte zu zeigen. Aber kaum suchte es, sich in seinen eigenen Häfen des englischen Alleinhandels zu erwehren; kaum hatten seine Heere und seine Flotten über die Türken durch wieder-

*) S. besonders die Einleitung des Capitains Meares zur englischen Ausgabe seiner Reise, wovon ich hier alles wesentlich Brauchbare benutzt habe.

holte Siege die freie Schifffahrt auf dem schwarzen Meer erfochten; kaum wagte es den Schritt, von den Entdeckungen seiner Kauffahrer an der amerikanischen Küste, wie von der Nähe von Japan und China, Gebrauch zu machen: so mußten von englischen Schiffen seine östlichen Häfen ausgekundschaftet, die Barbaren aufgewiegelt, und endlich gar die unüberwindlichen Armaden der gebieterischen Insel gegen den glücklichen und thätigen Nebenbuhler gerüstet werden. Alleinhandel war bei den Römern nur die Folge ihrer Alleinherrschaft; England schlägt einen andern Weg ein, indem es hofft, durch den Alleinhandel die Welt zu bezwingen.

§. 34. Vorgeschlagene Cooperation der englischen, ostindischen und der Hudsonsbai-Compagnie.

Die Monopolien der großen Handelsgesellschaften sind in dem englischen Vergrößerungssysteme so nützliche und unentbehrliche Werkzeuge gewesen, daß sie vielleicht so lange auf Kosten der Freiheit und der wahren inneren Wohlfahrt des Bürgers bestehen werden, bis die unausbleibliche Revolution in den Finanzen die Begründung einer neuen Constitution mit sich bringt. Wenn man die Wichtigkeit der Ostindischen Compagnie überrechnen will, darf man sich nur erinnern, daß sie den ganzen asiatischen Handel beinahe ausschließlich an sich gezogen hat und in Indien selbst mehr als 15 Millionen Menschen beherrscht. Die Hudsonsbai-Compagnie kann sich zwar auf keine Weise mit jenem mächtigen Staat im Staate messen; indeß hat der mehr als 100jährige Pelzhandel sie in einem so außerordentlichen Grade bereichert, daß, wie man versichert, die Actionairs jährlich 1000 vom 100 gewinnen.*) Die starke Nachfrage nach Pelzwerk aller Art, die in China seit den Mißhelligkeiten mit den Russen entstanden ist, hat kürzlich einen Plan zu gemeinschaftlicher Betreibung dieses Handelszweiges durch die beiden in dieser Absicht zu verbindenden Compagnien ans Licht gebracht;**) und da jene Mißhelligkeiten die Ausfuhr der Pelzwerke, sowohl aus Canada als aus den Handelsposten in Hudsonsbai, nach Rußland beinahe gänzlich abgeschnitten haben, so scheint selbst die Staatsklugheit die Begünstigung einer solchen Maßregel von der Nation

*) S. J. R. Forster's Geschichte der Entdeckungen im Norden S. 437.
**) Dalrymple's so oft angeführter Plan.

zu fordern. Seit einiger Zeit hat die Hudsonsbai-Compagnie, anstatt der selbstsüchtigen Einschränkung, wobei sie immer nur auf ihren Gewinn sah und den Absatz einheimischer Manufakturen vernachlässigte, ihren Handelsplan beträchtlich erweitert, so, daß sie nicht nur mehrere Matrosen und Seeofficiere beschäftigt, sondern auch Eisenwaare und grobe Wollentücher in großer Quantität zum Gebrauche der amerikanischen Nationen ausführt. Dieser ansehnliche Absatz von englischen Fabrikaten macht ihre Erhaltung dem Staate wichtig, zumal da ihre Nebenbuhler, die Pelzhändler in Canada, wegen der Länge ihrer Reise in das Innere, der vielen Trageplätze von einem Flusse zum andern, und der Fälle und abschüssigen Stellen in den Flüssen, sich mit jenen schwereren Gütern nicht beladen können, sondern ihren Handel größtentheils mit Gewehren, mit Pulver und Blei, und mit starkem Branntwein treiben. Diese Canadier sind zwar noch weiter in das Innere von Amerika gedrungen, als die Pelzsammler der Hudsonsbai-Compagnie; sie haben aber keine festen Posten oder Faktoreien so weit gegen Westen angelegt, wie die letztere. Allein bei dem geringen Vortheil, den ihr Handel den englischen Tuchmanufakturen bringt, und dem entschiedenen Nachtheil desselben, indem er darauf abzweckt, die Wilden durch den übermäßigen Gebrauch des Branntweins hinzurichten, verbunden mit ihren eigenen rohen Sitten, können sie sich keine Hoffnung machen, daß sie das angesuchte Privilegium eines ausschließenden Handels auf zehn Jahre bekommen werden, zumal da die Hudsonsbai-Compagnie sich schon so lange Zeit im wirklichen Besitz eines solchen Privilegiums befindet, und da man auch bei den Canadiern besorgen müßte, daß sie in Verbindung mit Emigranten aus den vereinigten amerikanischen Staaten sich unabhängig von England bis an den jenseitigen Ocean hinziehen und einen unmittelbaren Handel mit China treiben könnten.

Zur Aufrechthaltung des englischen Pelzhandels in Amerika scheint also nur das Einverständniß der Ostindischen mit der Hudsonsbai-Compagnie nöthig zu sein. Anstatt die Rauchwaare nach England zu bringen, sie dann auf die ostindischen Schiffe zu laden, zweimal über den Aequator und um das Vorgebirge der guten Hoffnung zu führen, könnte man sie weit bequemer, sicherer und kürzer in einen Hafen an der Nordwestküste von Amerika liefern, wo einige von der Ostindischen Compagnie dazu bestimmte Schiffe sie abholen und nach China transportiren

müßten. Dieser Transport ist so beschwerlich nicht, da die letzte Faktorei der Hudsonsbai-Compagnie, das sogenannte Hudsons-Haus 530 englische Meilen von ihrem nächsten Posten an der Hudsonsbai entfernt ist, und höchstens noch 800 englische oder keine 200 deutsche Meilen vom Nutkasunde liegt. Herr Philip Turnor, den die Hudsonsbai Compagnie in 1778 und den folgenden Jahren als Landmesser in Amerika unterhielt, hat die Längen und Breiten ihrer verschiedenen Forts und Factoreien sehr genau bestimmt, und nach seinen Beobachtungen liegt Hudsons-Haus in 53° 0′ 32″ N. Br., und in 106° 27′ 20″ W. Länge. Dieser geschickte Mann versichert, nach den von den Indianern erhaltenen Berichten, der Fluß, woran dieser Posten liegt, bleibe eben so weit ober- als unterhalb derselben schiffbar, und lasse sich so bequem wie die Themse befahren, indem er auf einer Strecke von 200 englischen Meilen nirgends einen Fall habe, sobald man über die abschüssige Stelle bei dem See Winipeg gekommen sey. Allein die Beschaffenheit des höheren Nordens von Amerika ist noch zu wenig bekannt, um nicht große Wahrscheinlichkeit übrig zu lassen, daß die Gemeinschaft zwischen Hudsonsbai und der Nordwestküste dort noch bequemer und leichter eingerichtet und unterhalten werden könne. Wir wollen hier kürzlich zusammenstellen, was sich aus den bisherigen Entdeckungen folgern läßt.

§. 35. Muthmaßliche Lage und Beschaffenheit der Länder im hohen Norden von Amerika.

1. Im Jahre 1770 schickte die Hudsonsbai-Compagnie einen jungen Mann, Namens Hearne, vom Curchill-Fort ab, um den Coppermine (Kupfergruben)-Fluß, wovon schon Dobbs Nachricht hatte, aufzusuchen.*) Er fand ihn wirklich und verfolgte ihn bis an seinen Ausfluß in das Eismeer, der, seiner Meinung nach, in 72° N. Br. liegt. Die späteren Beobachtungen, Tagebücher und Karten des vorhin erwähnten Philip Turnor und eines canadischen Pelzhändlers, Namens Peter Pond, scheinen zwar Herrn Dalrymple, und auf dessen Autorität auch dem Geographen Arrowsmith, Veranlassung gegeben zu haben, diese Breite bis auf 68° herabzusetzen; allein die Gründe zu dieser Verbesserung möchten wohl noch manchem Einwurf unter-

*) Etwas mehr von dieser Reise steht in dem Aufsatze über Cook den Entdecker.

worfen sein. Doch dem sei wie ihm wolle, so beweiset diese Reise unwiderleglich, daß das feste Land von Nordamerika wenigstens bis zum 68.°, wo nicht gar bis zum 72°., hinaufgeht, und daß sich folglich an keine südlicher gelegene Durchfahrt denken läßt. Dagegen ist es ausgemacht, daß Hearne sich in der Angabe der Längen geirrt hat, indem Philip Turnor die Insel im See Arathapeskow nach astronomischen Beobachtungen sechs Grade näher an die Hudsonsbai verlegt.

2. Die Aussagen der Indianer stimmen mit einer von ihnen gezeichneten Karte darin überein, daß sie eine von Repulsebai bis an den Kupferfluß fortstreichende Küste andeuten. Hier ist also höchst wahrscheinlich in 67° N. Br, eine Durchfahrt aus der Hudsonsbai in das nordische Eismeer. Das Eis aber, welches an den nordischen Küsten angetroffen wird, muß diese Durchfahrt unbrauchbar machen, zumal da sie nicht in den großen Ocean, sondern nur nach Norden führt, und die Nothwendigkeit voraussetzt, längs dem Lande westwärts bis um das Eiskap und durch die Behringsstraße die Reise fortzusetzen.

3. Im Gentleman's Magazine (März 1790. S. 197) findet man einen Brief aus Quebeck vom 7. November 1789, worin die Entdeckungen des Canadiers Peter Pond erwähnt werden. Der ganze Norden von Amerika zwischen der Hudsonsbai und dem Cooksfluß wird von unzähligen Landseen durchschnitten, welche großentheils vermittelst ansehnlicher Flüsse an einander hangen. Ungefähr in 124° W. L. und 50° N. Br. findet man, daß die Gewässer eine nordwestliche Richtung nehmen; denn in dieser Gegend scheidet ein Gebirge die Flüsse, welche ostwärts und südwärts gehen, von denen, die ihren Abfluß nach Westen haben. Der große Arathapeskow-See liegt schon auf der Nordseite des Gebirges, und aus demselben fließt wieder ein großer Fluß, Slave-River oder der Sclavenfluß genannt, nordwestwärts eine Strecke von einigen 100 englischen Meilen, bis in einen noch ungleich größern See, den Sclavensee, der sich zwischen 62° und 65° N. Br. und 125° und 135° W. L. erstreckt. Aus dem Sclavensee fällt ein Fluß in südwestlicher Richtung, von welchem behauptet wird, daß er sich durch die größten Fälle in der ganzen Welt auszeichne. Peter Pond will 1787 bis an diese Fälle gekommen sein, wo ihm zwei Indianer den Fluß hinaufwärts entgegenkamen, und ihm versicherten, sie hätten von den Schiffen an der Mündung des Flusses eine wol-

lene Decke erhalten, welche sie ihm zeigten. Der Fluß konnte schwerlich ein andrer als der Cooksfluß sein, welcher folglich aus dem ungeheuer großen Reservoir des Sclavensees entspringt. Aus eben diesem See geht auch ein Fluß nach Norden, welcher ungefähr in 68° 30′ N. Br. und 228° O. L. das nordische Eismeer erreicht. Peter Pond kehrte von jenen Fällen nach Quebeck zurück, ließ aber einen gewissen Mackenzie dort, dem er den Auftrag gab, bis zur Mündung des Cooksflusses hinunter zu reisen und über Unalaschka und Kamtschatka nach England zu gehen. — Er beschreibt die Gegend um den See Arathapeskow, oder wie er ihn nennt Arabaska, als überaus fruchtbar, und mit Waldung reichlich versehen; die Witterung soll so milde sein, daß er ihr vor der canadischen um Quebek den Vorzug gibt. Hingegen nordwärts vom Sclavensee sieht man keine Wälder mehr, sondern an ihrer Statt nur ein niedriges Gestrüpp, worin sich eine kleine Art von wilden Büffeln mit sehr langem Haar an den Schenkeln und Beinen, aber ohne Schwanz, in großer Anzahl aufhält. *) Zwischen dem See Superior und dem Sclavensee, haben die Canadier 21 bestimmte Handelsplätze, wo sie mit den verschiedenen einheimischen Stämmen ihren Tauschhandel führen.

4. Wenn man das, was wir oben **) von den älteren und neueren Entdeckungen an der Nordwestküste vorgetragen haben, sorgfältig erwägt und vergleicht, so möchte es wohl mehr als wahrscheinlich sein, daß Alles, was man daselbst zwischen 43° und 60° N. Br. bisher für festes Land angesehen hat, aus einem großen Labyrinth von Inseln besteht, die sich in mehrere größere und kleinere Gruppen theilen, und eine Vormauer vor dem wirklichen festen Lande bilden, welches an einigen Stellen vielleicht 50 deutsche Meilen weit hinter ihnen liegen kann. Capitain Portlock erfuhr im Portlock's-Hafen von den dortigen Eingebornen, daß ostwärts von diesem Orte, jenseits des Gebirges, ein großes Gewässer (nach seiner Auslegung das Meer) angetroffen werde; und Capitain Douglas fand große schwimmende Eisin-

---

*) Dies sind die sogenannten kleinen Bisam-Ochsen, welche Pennant in seiner arktischen Zoologie ausführlich beschreibt, und wovon einmal ein Gerippe am Seeufer von Sibirien gefunden ward; **Bos moschatus** (*Linn.* Syst. ed. Gmelin).

**) Siehe die §§. 11. 12. 15. 16. 17 19. 22. 24.

seln im Croß (oder Kreuz) = Sunde, nordwärts von diesem Hafen. Dieser Umstand scheint es sehr wahrscheinlich zu machen, daß der noch nicht erforschte Croß = Sund zu einer sehr ansehnlichen Erweiterung der See, oder einem hinter dem Lande liegenden Meerbusen führt, wo jenes hohe Eis, dergleichen man weder im Cooksfluß noch in Prinz Wilhelm's = Sund gesehen hat, sich bilden und anhäufen kann. Durch künftige Beschiffung dieser Gegenden wird es sich hoffentlich in wenigen Jahren bestimmen lassen, ob der Croß = Sund wirklich zu einem solchen Einbusen führt, welcher dann vielleicht hinter Portlock's Hafen südostwärts fortgeht und das ganze Land ostwärts von den Entdeckungen der Capitaine Douglas, Duncan und Hanna, in unzählige Inseln zertheilt. Ist dieses wirklich der Fall, so könnte sich vielleicht die Meinung bestätigen, daß das inländische Meer den westlichen Posten der Hudsonsbai = Compagnie ziemlich nahe komme, und daß zum Beispiel von Hudsons = Haus, wohin man theils von Churchill's =, theils von Nelson's = Fort bequem zu Wasser auf Seen und Flüssen fährt, dieses westliche Binnenmeer kaum noch 100 deutsche Meilen entfernt sei. Vielleicht bestätigt sich alsdann auch die Vermuthung des Herrn Alexander Dalrymple, daß der See de Fonte, dessen in der apokryphischen Reisebeschreibung des Admirals dieses Namens Erwähnung geschieht, der große See Arathapeskow sein könne. In diesem Falle wäre der Fluß Arathapeskow der in jener Nachricht vorkommende Fluß Parmentiers.

5. Auf die Untersuchungen, die man noch im Innern von Amerika sowohl, als an der Nordwestküste anstellen muß, wird die Entscheidung ankommen, ob es rathsamer und kürzer sei, den Weg mit den Pelzwaaren der Hudsonsbai etwa nördlich durch Chesterfield's (oder Bowden's) Einfahrt, über den großen See Dubant und die damit in Verbindung stehenden Flüsse und Seen in den 400 englische Meilen langen See Arathapeskow, und durch den Fluß dieses Namens an die Küste zu führen; oder ob man lieber von Hudsons = Haus, welches an der Südseite der nordischen Gebirgskette liegt, die Gemeinschaft mit dem westlichen Meere suchen müsse. Beide Wege könnten meines Erachtens unter gewissen Umständen zu brauchen sein, so daß die im Norden gesammelten Felle den erstern, die diesseits eingetauschten hingegen den letztern nähmen. Der bequemste Hafen an der Nordwestküste, wo die Hudsonsbai = Compagnie eine be=

festigte Niederlassung anlegen müßte, um daselbst die Niederlage ihrer nach China bestimmten Pelzwerke zu errichten, läßt sich noch nicht mit einiger Gewißheit wählen, da man nicht weiß, ob der von Herrn Dalrymple dazu vorgeschlagene Hafen Bucarelly in 55° 19′ N. Br., oder, wie Portlock lieber will, die Häfen zwischen 57° und 58° N. Br., nicht insgesammt auf Inseln liegen.

6. Ist sowohl der Hafen zur Niederlage und zum festen Etablissement, als der Weg zum Waarentransport in Amerika bestimmt, so kann ein mit Kupferblechen belegtes Schiff ohne Zweifel in Zeit von zwei Monaten den Weg von China nach der amerikanischen Nordwestküste machen. Die Zeit zur Abreise muß in den Junius und den Anfang des Julius fallen, wo die Stürme sich gelegt haben, und die früheren europäischen Schiffe bereits zu Kanton eingetroffen sind. Der Regel nach kann das Schiff seinen Weg außerhalb Formosa nehmen, um eine geräumigere See vor sich zu haben; sollten ihm aber die Ostwinde zuwider sein, so ist auch die Fahrt zwischen dieser Insel und dem festen Lande sicher, und hat in dieser Jahreszeit wahrscheinlich den Vortheil der Strömungen. Wenn nun das Schiff zu Anfange des Septembers angekommen ist, so bleibt es im Hafen, bis die Aequinoktial-Stürme vorüber sind, und nimmt während der Zeit seine Ladung an Bord, um im December wieder in China zu sein, und im Januar oder Februar den Rückweg nach England antreten zu können. Wie vortheilhaft diese Einrichtung für beide Handelsgesellschaften wäre, bedarf keines Erweises; es fällt von selbst in die Augen, daß der Transport der Pelzwerke durch die eigenen Schiffe der Ostindischen Compagnie wohlfeiler sein muß, als durch besonders dazu ausgerüstete Fahrzeuge, und daß dieselbe folglich der Hudsonsbai-Gesellschaft einen verhältnißmäßig höhern, wenn gleich eigentlich geringeren Preis für ihre Pelzwerke wird zahlen können. *)

*) Ich meine nämlich, daß die Hudsonsbai-Compagnie an einem Felle mehr gewinnt, wenn sie zwar einen geringeren Preis dafür erhält, aber auch ungleich geringere Transportkosten darauf verwendet hat, als wenn sie die Felle mit großen Kosten über England nach China führte, und sie sich nun etwas theurer bezahlen ließe.

§. 36. Beschluß.

In einem großen Handelsstaate ist jede Erweiterung des Handels eine Quelle von allgemeinem Vortheil für das ganze Land, und man könnte behaupten, daß ihre wohlthätigen Folgen sich kaum alle übersehen und berechnen lassen; so verwickelt und vielfältig sind die Beziehungen, worin sie mit allen Zweigen der vaterländischen Betriebsamkeit steht. In den Händen einer weniger thätigen, weniger fabricirenden Nation ist derselbe Handel unbedeutend, der in den Händen der Engländer zum Flor des Landes wesentlich beiträgt. Um diese Angel drehet sich die englische Handelspolitik, vermöge deren es zu den größten Kunststücken des spekulirenden Kaufmanns gehört, kleine Vortheile geltend zu machen. Der Verkauf der amerikanischen Pelzwerke in China steht, so unbedeutend er anfänglich scheinen mochte, in der engsten Verbindung mit den wichtigsten politischen Operationen. Gelingt es England, ihn ganz oder doch größtentheils an sich zu ziehen, so ist der Verkehr zwischen Rußland und China zu Lande auf immer zerrissen. Der Absatz von französischen Wollenmanufakturen, welchen jener Verkehr veranlaßte, muß zu gleicher Zeit der Einfuhr besserer und in billigerem Preise gehaltener englischer Tücher und Zeuge gänzlich weichen. Der englische Handel nach China, der im Jahr 1789 schon über zweitausend englische Officiere und Matrosen beschäftigte, muß dadurch an Thätigkeit und Umfang gewinnen, und vielleicht Korea und Japan, wenigstens mittelbar durch die Chinesen, umfassen. Der Absatz englischer Manufakturwaaren bei den einheimischen Völkerschaften in Nordamerika muß in steigender Progression zunehmen; und indem sich die Einfuhr auswärtiger Waaren nach China vermehrt, muß ein wesentliches Ersparniß an Silber entstehen.

Diese Kette von Folgen liegt am Tage; selbst daß die Bewohner der nordwestlichen Küsten von Amerika bereits nach englischen Wollendecken ein lebhafteres Verlangen tragen, als vorher nach Glaskorallen, Eisen und Spielsachen, ist durch glaubwürdige Zeugnisse dargethan. Die Seeotterfelle, so schön und warm sie sind, haben doch etwas Unbehülfliches, und allmälig gewöhnen sich die Einwohner von Nutka und der umliegenden Gegend an die weit bequemeren Decken. Nach der Anzahl der Dörfer, die man dort beobachtet hat, läßt sich die Menge der Küstenbewohner zwischen 49° 30′ und 45″ N. Br. etwa auf

sechzigtausend, und die Volksmenge nordwärts von Nutka bis 61° N. Br. auf eine weit größere Anzahl schätzen. Diese Berechnung aber kann für die Wichtigkeit des Absatzes von englischen Fabrikwaaren zum Maßstabe dienen.

Daneben ist der nordwestamerikanische Handel auch durch die Menge und Verschiedenheit seiner Produkte einer großen Erweiterung fähig. Das Pelzwerk und die Häute der Thiere könnten in Zukunft wohl nur den kleinsten Theil der dortigen Ausfuhr ausmachen. Unter diesen Pelzen hat unstreitig das Seeotterfell einen ganz entschiedenen Vorzug. Die Chinesen, als große Kenner in Absicht auf die Güte der Rauchwaaren, mit denen bei ihnen ein unbegrenzter Luxus getrieben wird, sortiren die nordamerikanischen Seeotterfelle in sechs verschiedene Klassen, von denen die besten mit dem längsten, glänzendsten und schwärzesten Haar, in Kanton 100, und bisweilen 150, folglich in Pecking wahrscheinlich 200 — 300 spanische Thaler und darüber gelten. Die bloßen Schwänze der Seeottern werden zu Besezzungen sehr gesucht und theuer bezahlt; Capitain Meares erhielt für das Stück im Durchschnitt sechs Thaler, und verkaufte 20 der schönsten an den Hoppo in Kanton, jeden zu 15 Thalern. Bisher hat man deren noch nicht viele aus Amerika mitgebracht, weil man sie dort als ein Eigenthum der Weiber reservirt, die ihre Kleidung damit verzieren. Die andern Pelzsorten sind Biber, Marder, Fischerwieseln, Flußottern, Hermeline, Füchse von verschiedenen Arten, worunter auch die seltenen Schwarzfüchse gehören; ferner graue, weiße und gelbe Wölfe, Vielfraße, Murmelthiere, Waschbären, Bären und wilde oder Bergschafe (Capra Ammon), die man in Rußland Argali nennt, und deren Fließ vorzüglich lang und fein ist. Hierzu kommen noch die gewöhnlichen amerikanischen Hirsche und die Moos- oder Elennthiere, deren Häute zu allen Lederarbeiten so besonders brauchbar sind.

Das Meer an jenen Küsten, zu dessen Bewohnern wir die Seeotter zählen müssen, wird in Zukunft die wichtigsten Handelsprodukte liefern. Auf lange Zeiten hin wird zwar der Seeotterfang noch sehr ergiebig bleiben, indem die geringe Bevölkerung jener Gegenden die Vermehrung dieser Thierart nicht merklich stören kann. Auch ist auf der andern Seite eben so wenig zu befürchten, daß die Chinesen je zu reichlich mit dieser Waare versorgt werden könnten, da man nicht ohne Wahrscheinlichkeit behauptet, daß alle seit dem Anfange dieses nordwestamerika-

nischen Pelzhandels dahin geführten Seeotterfelle kaum für das Bedürfniß der einzigen Provinz Quantschnu oder Kanton hinreichend sein möchten. Die Kälte ist auch dort, wiewohl innerhalb der Grenzen des Wendekreises, im Winter empfindlich genug, um einem so verzärtelten Volke dieses Pelzwerk unentbehrlich zu machen, zumal da man bemerkt, daß die Chinesen mit ängstlicher Sorge ihre Kleidung nach der Temperatur des Augenblicks verändern, und daher des Tages einigemal andere, wärmere oder kühlere Kleider, oder auch nur mehrere über einander anlegen, je nachdem die Veränderungen des Luftkreises dieses Umziehen zu fordern scheinen. Allein gesetzt auch, daß mit der Zeit die Anzahl der Seeottern sich merklich vermindern und zugleich die Nachfrage in China aufhören sollte, was sich doch kaum zusammendenken läßt; so würde der Handel an der ungeheuren Menge von Robben (Phocae) oder Seehunden aller Art, den Seebären, den Seelöwen und im hohen Norden den Wallrossen, deren Häute theils in China, theils in Europa von allgemeinem Gebrauche sind, einen reichlichen Ersatz für jene ausgestrichene Rubrik finden. Noch ungleich wichtiger ist aber der Wallfischfang, der an der nordwestlichen Küste von Amerika einen reicheren Ertrag als in den beiden Polargegenden verspricht. Sowohl die großen schwarzen Wallfische als die Kaschalotte, werden in jener Meeresgegend in unglaublicher Anzahl angetroffen, und liefern dort das Thranöl von vorzüglicher Güte. Capitain Meares berechnet, daß diese Fischerei in ihrer ersten Kindheit schon 100 Fahrzeuge, jedes mit 30 Matrosen bemannt, beschäftigen könnte, folglich dem Staat eine Schule für 3000 Seeleute werden müßte. Nirgends kann der Seefahrer die bei seinem Gewerbe so unentbehrliche Erfahrung so vollständig und in so kurzer Zeit einernten, als auf jener Schifffahrt, die, im Ganzen genommen, den Vortheil hat, daß sie nicht für gefahrvoll ausgegeben werden kann. Die Tiefe des Meeres an den mehrentheils steilen Küsten, und die unzähligen Ankerplätze und Häfen gestatten den Schiffen überall eine sichere Zuflucht; der Fischfang und die wilden Kräuter und Waldfrüchte liefern der Mannschaft einen hinreichenden frischen und gesunden Mundvorrath während ihres ganzen Aufenthalts; und sollte sie ja Erfrischung bedürfen, so ist die Entfernung der Sandwichinseln so gering, und ihr Reichthum an Allem, was die Kräfte des Körpers wieder herstellen und den Geist erheitern kann, so unerschöpflich, daß sie

gleichsam durch den Ruthenschlag eines wohlthätigen Zauberers hervorgerufen scheinen, um den müden Seefahrer zu erquicken, und ihn, statt der bisherigen Stürme, mit denen er im Norden kämpfte, von balsamischen, Gesundheit bringenden Lüften anwehen zu lassen.

Das Pflanzenreich endlich kann ebenfalls seine Erzeugnisse zur Ausbreitung eines Handels hergeben, dessen Wichtigkeit durch alles bisher Gesagte wohl so gut als erwiesen ist. Amerika bringt das wegen seiner wirklichen und vermeinten Heilkräfte von den Chinesen so sehr gesuchte Ginseng (Panax Ginseng Linn.) in Menge hervor. In der Gegend von Nutka ist es selten; hingegen wächst es in den nördlichen Strichen, zumal an den Ufern des Cooksflusses, in unerschöpflicher Menge. Man hält es für ungleich besser, als das Ginseng, welches in Canada, und überhaupt an der Ostküste von Amerika gesammelt wird, und es soll an Güte dem chinesischen oder tartarischen, das man allen andern Sorten vorzieht, am nächsten kommen. Das Bauholz, welches die Wälder zwischen dem 40. und 60.° der Breite dort überall hervorbringen, wird von allen Seefahrern, die jene Küsten besucht haben, einstimmig für das vortrefflichste und kostbarste in der Welt anerkannt. Die Inseln in den verschiedenen Häfen, Buchten und Baien sind mit diesen unschätzbaren Waldungen vom Rande des Meeres bis an die Gipfel der Berge bewachsen, und es gibt keinen bündigeren Beweis von der Brauchbarkeit dieses Holzes, als den, daß Capitain Douglas ein aus den frisch gefällten Tannen und Cedern in Nutka gezimmertes Fahrzeug mit sich nach den Sandwichinseln und wieder unversehrt zurück nach Amerika führte. Die zum Schiffbau weniger tauglichen Stämme liefern Harz, Pech, Theer und Terpentin in Ueberfluß, deren Capitain Meares sich schon mit dem besten Erfolge bedient hat.

Bei dieser Aufzählung könnten wir stehen bleiben; die Summe des wirklich schon Aufgefundenen und Benutzten wäre, wie es scheint, ansehnlich genug, um uns der ferneren Ausflucht in das Reich der Möglichkeiten zu überheben. Doch ohne uns zu weit über diese Grenze zu verirren, verdient der einheimische Menschenstamm noch einen flüchtigen Blick. Er ward unter ungleich günstigeren Umständen mit den Europäern bekannt, als seine merikanischen und peruanischen Verwandten oder selbst die Urbewohner der Ostküste von Nordamerika. Man behandelte ihn

vom ersten Augenblicke an mit der Achtung, die man der Menschheit und ihren Rechten schuldig ist; man ließ seine Freiheit, sein Eigenthum, seine Meinungen unangetastet, und wirkte auf ihn nur durch die Macht des Beispiels, und durch die Wohlthaten der überlegenen, mannbar gewordenen Vernunft. Vielleicht wird ein höchstvernünftiger Eigennutz die künftigen Seefahrer an jener Küste lehren, sich die Erhaltung und sittliche Verbesserung der Eingebornen angelegen sein zu lassen, sie nicht durch den verderblichen Gebrauch starker Getränke langsam zu vertilgen, sondern vielmehr ihre guten Anlagen zu entwickeln, und sie von den barbarischen Sitten und Gewohnheiten eines verwilderten Zustandes allmälig zu entwöhnen. Das Gute, das in ihrem Character liegt, scheint diese Vorsorge und Pflege von ihren weiter vorgerückten Brüdern zu heischen. Mit Bewunderung erzählt Dalrymple, daß die Eingebornen in der Nähe des Nutkasundes, die den Namen Ahua führen, ihrem im Jahr 1785 dem Capitain Hanna gegebenen Worte so treu blieben, daß sie im Jahr 1786 Herrn Strange (der mit den Schiffen Capitain Cook und Experiment zu ihnen kam) nicht ein Seeotterfell verkaufen wollten, sondern ihren ganzen Vorrath bis zur Wiederkehr des Capitains Hanna aufbewahrten. Ein solches Beispiel von Redlichkeit und Ehrgefühl durften auch wir nicht unbemerkt lassen. Tausend harte, grausame Handlungen, wozu Leidenschaft und Rohheit sie verleiten, tausend Beweise von ekelhafter Gleichgültigkeit gegen die conventionellen Verfeinerungen eines durch gebildete Vernunft geleiteten Gefühls, können den guten Eindruck so eines Zuges nicht auslöschen, wodurch die Empfänglichkeit dieser Menschen erwiesen und die Ausbildung ihrer intellektuellen Kräfte in zukünftigen Generationen wahrscheinlich wird. Ein unparteiischer, philosophischer Reisender hat schon am Ohio bemerkt, wie mitten in den Wildnissen von Amerika die Eingebornen und die Abkömmlinge der Europäer sich nähern, wie jene ihre Barbarei, und diese die Gebrechen der zu weit getriebenen Verfeinerung ablegen und beide zu einer Mittelnatur zurückkehren, aus welcher sich durch die künftige Volksvermehrung die Verhältnisse einer neuen Cultur entwickeln müssen. Auf eine ähnliche Art läßt sich der fortgesetzte, durch beständige Niederlassungen immer vertrauter werdende Verkehr zwischen den Eingebornen der der Nordwestküste und den Pelzhändlern, als das wichtige Mittel denken, welches intellektuelle Vervollkommnung dorthin ver-

pflanzen muß. Im Charakter des dortigen Volkes, in der Beschaffenheit ihres Wohnorts und Himmelstrichs, in der Eigenthümlichkeit der Naturerzeugnisse, liegt diese Entwickelung ganz beschlossen, und es ist ein Geschäft des gebildeten und im Ideenreichthum fortschreitenden Menschen, aus den Mittheilungen der Augenzeugen die Angaben zu sammeln, die den Kreis seines Wissens über den Kreis seines Hierseins hinaus, nicht nur zurück in die Vergangenheit, sondern auch vorwärts in die Zukunft erweitern, zugleich aber auch seinen Verstandeskräften eine neue Thätigkeit in jeder Richtung mittheilen, wodurch er zu seiner wahren Würde, sich des Zwecks seines Daseins bewußt zu sein, hinansteigt.

Schilderung des Nordens von Amerika.

Visam —

— Hyperboreos campos.

§. 1. Handelsbetrieb der Engländer.

Der langsame Fortschritt des Menschen von einem beinahe vegetirenden, zu einem bloß thierischen, und von diesem endlich zum vernünftigen Leben, kann jeden unbefangenen Beobachter überzeugen, daß die Erziehung zwar auf ein System von abstrakten Grundbegriffen zurückführen darf, daß sie aber von Erfahrungen, die den Unterscheidungssinn üben, ausgehen muß, weil ohne sie schlechterdings keine Abstraktion verstanden wird. Kraft und Wille thätig zu wirken, gehen dem Bewußtsein, wie gewirkt werden solle und dürfe, lange vorher; ja, damit dieser Gang der Natur unveränderlich bleibe, erneuert sich das Menschengeschlecht immer wieder um die Zeit, wo eine Generation anfängt zum vollen Gebrauch ihrer Vernunft zu gelangen. Im einzelnen Menschen, der vom Bedürfniß zur Begierde, und von dieser zur Leidenschaft geleitet wird, entwickelt sich stufenweise durch neue Erfahrungen, neuen Genuß und neuen Drang der Verhältnisse jedes wirksame Princip. Instinktmäßig gehorcht er einer Anziehung, die von seiner Willkür unabhängig ist; er strebt mit jugendlichem Muthe nach der Befriedigung eines heißen Triebes — und ihm bleibt zurück, was er nicht suchte: das Bild der Vergangenheit, das Bewußtsein des Geschehenen, der

neuerlangte Begriff, verschränkt mit dem Begriffe seines individuellen Wesens. Allmälig, wie seine physischen Kräfte sich vermindern, seine Nerven sich härten, seine Sinne stumpfer werden, das Bekannte und Erprobte ihn nicht länger reizt und das Bedürfniß der Ruhe jedes andre Verlangen mäßigt oder gar unterdrückt, allmälig lebt er dann in sich gekehrter als zuvor, mit der Entwickelung seiner Sittlichkeit aus seinem Schatze von Empfindungen, Bildern und Begriffen beschäftigt, und eben reif zur Weisheit — wenn er kaum mehr wirken mag.

Daher gehört der Wahn, als könne jemals etwas Großes ohne einen gewissen leidenschaftlichen Antrieb geschehen, unstreitig zu den schädlichsten Vorurtheilen, die der Mißverstand tiefsinniger Wahrheiten veranlaßt hat. Vergebens fordert die Philosophie, vergebens befiehlt der Glaube das uneigennützige Streben nach dem Guten, um des abgezogenen Begriffes willen vom Guten; diejenigen, die ihrer Wirksamkeit diesen Beweggrund andichteten, waren Heuchler, und die wirklich keinen anderen hatten, versanken bald in unthätige Ruhe, oder verfielen auf kindische Spielereien, oder versündigten sich durch ihre Unerfahrenheit, ihre Einseitigkeit und ihr Scheinwissen auf Jahrhunderte lang an der Menschheit. Wahr und heilig steht darum dennoch das göttliche Ideal der Vollkommenheit, wie ein glänzendes Ziel in der Höhe, vor uns aufgesteckt. Wenn es gleich durch Erfahrung bewiesen ist, daß schwerlich je ein Mensch, und sicherlich nirgends ein Volk, nach den reinen Abstraktionen der Metaphysik seine Handlungen abmaß oder seinen Willen bestimmte, so vermag doch nur die transcendentale Regel den Werth oder Unwerth des praktischen Lebens fühlbar zu machen und zugleich den lasterhaften Abweichungen eine Schranke zu setzen.

Bedürfte es noch eines Beweises, daß die Unterwerfung des Willens Aller unter den Willen eines Einzigen oder einer geringen Anzahl von Menschen, allen Gesetzen der Natur widerspricht, so würde das bisher Gesagte hinreichend sein, die Entsetzlichkeit solcher Anmaßungen darzuthun. In keiner Gesetzgebung liegt der Antrieb zum Handeln: sie kann zwischen Bürger und Bürger immer nur die Wirksamkeit des einen der Wirksamkeit des andern zur Grenze bestimmen; sie befiehlt nur, wo man zu handeln aufhören soll, um sich keiner Beeinträchtigung eines fremden Wollens und Willens schuldig zu machen. Ihr kann nichts heiliger, nichts unverletzlicher sein, als der freie Wille des

Bürgers, und seine Empfänglichkeit für Alles, was sein freiwilliges Wirken hervorruft. Allein dieses Heiligthum entweihet der Despotismus, der keinen Willen außer dem seinigen, kein Wirken außer demjenigen gestattet, wozu er den ersten gewaltsamen Stoß verlieh. Sein Joch, sei es bloß inkonsequente Laune oder der weit ärgere geisttödtende Mechanismus, benimmt dem Sclaven jeden Antrieb zum Wirken, indem er seine Spontaneität, sein Selbstgefühl und seine Vernunft zu Boden drückt. Zwar gänzlich erlöschen seine Begierden nicht: es gibt einen Spielraum, wohin das argwöhnische Auge des Alleinherrschers nicht dringen will oder kann; doch laßt uns ihn nicht aufdecken, diesen ekelhaften Schauplatz der niedrigsten Leidenschaft, zu klein für die Tugend, weil er kein Vorbild in sich fassen kann, und dennoch besudelt mit jeder Unsittlichkeit, welche die gesunkene Menschheit entehrt. Was unwiderbringlich verloren geht, ist jenes rege Streben der Menschen nach einem größeren Wirkungskreise, jene reine Gluth der edleren Leidenschaften, Ehrgeiz und Ruhmbegierde, Sinn des Schönen, Bedürfniß des verfeinerten Genusses, und emsiges Bemühen, sich die Mittel zu ihrer Befriedigung zu erwerben; dies Alles stirbt dahin, wo persönliche Unsicherheit, Ungewißheit des Eigenthums, und blieben auch diese verschont, die tausendfachen Hindernisse, die aus vervielfältigten Verordnungen entspringen, oder auch nur die Furcht, daß morgen der Tyrann einreißen könne, was heute sein Vorgänger zu bauen vergönnte, jede Kraft schon im Keim ersticken.

Der Handel, die Quelle des Reichthums und der mit ihm und durch ihn allein im Schooße der Sicherheit aufsprossenden, zarteren Blüthen des geselligen Lebens, dieser höheren Bildung und Entwickelung der edelsten Seelenkräfte und ihrer Ausgeburten — der Kunst und Wissenschaft — der Handel fordert freie ungehemmte Thätigkeit, Unverletzbarkeit der Person und des Eigenthums, Unpartheilichkeit der Gerichte, und um diese nicht der Willkür treuloser und anmaßender Vertrauten zu überlassen, allgemeine Publicität, strenge Verantwortlichkeit, Urtheil durch unbesoldete, dem Beklagten gleiche, von ihm anerkannte, immer nur auf kurze Zeit berufene, einstimmige Richter.*) Wo diese Schutzwehr der bürgerlichen Freiheit unerschütterlich fest steht,

*) Geschworene (Juries).

sei denn auch in dem Räderwerke der politischen Maschine mehr oder minder Zusammensetzung, sei immerhin in der Organisation der Stände, in der Stellvertretung des Volkes, in der Vertheilung der Gewalt ein Fehler, der den Keim einer künftigen Auflösung enthält: dort wird sich dennoch lange durch geringe Erschütterungen das gestörte Gleichgewicht wieder herstellen lassen; durch seine innere, nie erschöpfte, nie gelähmte Lebenskraft wird dort der Staat in Macht, Glanz und Einfluß blühen und der Welt das Beispiel geben von der bewundernswerthen Anstrengung, zu der nur freie Völker fähig sind.

Indeß wir auf dem festen Lande Bedenken tragen, die einfache Frage zu bejahen, ob die Freiheit — das Recht, dem Nächsten unbeschadet zu wirken und zu wollen — nicht allen Menschen zugestanden werden müsse, wenn man sie Einem zugesteht, beweisen die glücklichen Bewohner der brittischen Insel mit der That, daß auf diesem Rechte der blühende Wohlstand ihres kleinen Reiches und jene politische Wichtigkeit beruhet, die es in den ersten Rang der Mächte, und dort, vielleicht ohne Widerrede, auf den obersten Platz erhebt. Mit einer Bevölkerung, die sich noch nicht auf 10 Millionen Menschen beläuft, vertreibt diese thätige Nation jährlich für mehr als 300 Millionen Thaler an Waaren, die sie im Lande selbst fabricirt; und nach dieser einzelnen Angabe zu rechnen, kann der ganze Umsatz des brittischen Aktiv- und Passivhandels nichts Geringeres, als eine viermal so große Summe betragen. Dieser ungeheure Reichthum bewirkt das so bewunderte Phänomen des allgemeinen Umschwunges, welcher dort Alles in seinem Wirbel mit sich fortzureißen und Allem eine gemeinschaftliche Bewegung mitzutheilen scheint; er setzt zugleich die Nation in Stand, die furchtbare Last ihrer öffentlichen Abgaben zu tragen, und in erforderlichem Falle ihre Flotten auszurüsten, um sich die Achtung aller übrigen Seemächte zu ertrotzen. Außer ihrem westindischen Handel, der seit den Unruhen in Frankreich fast ausschließend in ihren Händen ist, hat ihre Thätigkeit alle anderen Nationen vom chinesischen Markte verdrängt, in Indien ganze Königreiche unterjocht, mit den Amerikanern die im Kriege abgebrochenen Handelsverbindungen erneuert, und zwischen der Nordwestküste jenes großen Welttheils und dem Hafen Kanton den neuen Zweig des Pelzhandels in Gang zu bringen gesucht. Die Erzeugnisse, die Fabrikate, die Metalle, die Kostbarkeiten und die Befriedigungsmittel des üppig-

sten Luxus strömen aus allen Welttheilen und aus ihrem Innersten, wie von ihren Küsten, in die Häfen des brittischen Reiches, und werden erst von dorther in Europa bekannt. Kein Volk des Alterthums kann im Vergleich mit diesen Kaufleuten der neueren Zeit bestehen; der Küstenhandel und die Karawanen der Phönicier vor 3000 Jahren sind schwache Versuche gewesen, wenn man sie mit dem ungeheuern Waarentransport, den Fahrten von einem Pol zum andern, den kühnen Weltumschiffungen, den mächtigen Besitzungen in allen Gegenden der Erde, den Fischereien auf entfernten Meeren, den unzähligen Mitteln des Erwerbes und Zweigen der Betriebsamkeit, dem reichen Anbau, den bis zur Vollkommenheit organisirten Fabriken, den glücklich und weislich erdachten Maschinen, dem allgemeinen Wohlstand, der Reinlichkeit, der soliden Pracht und Eleganz der Reichen, kurz mit der ganzen bewundernswürdigen Energie und Majestät der neuen Meereskönigin zusammenhält.

Im Brennpunkte jenes untrüglichen Spiegels, womit die Wahrheit den Werth alles menschlichen Thuns und Treibens prüft, schmilzt allerdings dieses blendende Schauspiel zum zweideutigen Resultat der eigennützigsten Begierden zusammen. Unersättliches Verlangen nach sinnlichem Genuß, Hoffart und Prachtliebe, Neid und Mißgunst, Geiz und Habgier, oder sei es auch der verzeihlichere Antrieb des stolzen Kraftgefühls, der Herrschsucht und des Ehrgeizes — wie verengen oder veröden sie mehr das menschliche Herz! auf welchen Irrwegen leiten sie es nicht über Verbrechen und Laster zum Ziele! Reichthum und Ueberfluß auf diesem Wege oft mit dem Schweiß und Blute des unverschuldeten Dulders erkauft — was sind sie anders, als neue Quellen des sittlichen Verderbens, neuer Zunder der Eitelkeit und des Eigennutzes, in deren Flammen alles Mitgefühl versiegt? Auch kennen wir die schauervolle Gewißheit, daß eine unheilbare Krankheit der Staaten aus dem Uebermaße der Macht und des Genusses entspringt, die nur mit ihrem Umsturz endigen kann. Doch genug! die bittre Frucht der Leidenschaft malt auch der strengste Sittenrichter nicht mit gehässigeren Farben. Ist es das Loos unseres begrenzten Wesens, nur auf der Leiter der Empfindungen und Begierden hinanzusteigen zum sittlichen Bewußtsein und zur Entwickelung des Götterfunkens Vernunft; mußten uns die Begriffe von Wahrheit, Güte und Schönheit ohne den Gegensatz des Falschen, Bösen und Häßlichen stets

verborgen bleiben: so wird die Wahl uns dennoch leicht zwischen der rohen, unwissenden Unsittlichkeit des Müßigganges, und dieser raschen, durch ihre Fehltritte verbesserten und zur Erkenntniß führenden Betriebsamkeit, zwischen jener halbwachen, halbträumenden Betäubung der Despotien, wo keine Tugend möglich ist, weil das erschlaffte Gefühl sie nicht ahnen, der träge Geist sie nicht ereilen, der verarmte Verstand sie nicht fassen kann, und diesem Schauplatze des vollen, freien, geschäftigen Lebens, wo sie von Allen gekannt und geachtet, von Einigen im edelsten Kampf errungen und von Anderen als ein Erbe davon getragen wird.

Wer wollte noch Worte verschwenden, um die sonnenklare Wahrheit zu beweisen, daß der nützlichste Fleiß, was auch seine erste Triebfeder sei, sich selbst durch Reinheit der Sitten schon belohnt, indem er den größten Abschnitt des Lebens hindurch vor jenen Anfechtungen sichert, die der langen Weile des Müssiggängers so gefährlich sind? — Es ist Zeit, daß wir dem eigentlichen Zwecke dieses Aufsatzes näher kommen, und zuvor einen flüchtigen Blick auf jene gemeinnützigen Früchte des brittischen Handelsbetriebes werfen, auf jene wichtigen Fortschritte des menschlichen Geistes in seiner schöpferischen Eigenschaft, an denen man das Annähern zu einem der vernünftigen Menschheit vorgesteckten Ziele messen kann. Hier ist der Punkt, wo thätige, Handel treibende Völker ihre gefesselten oder trägeren Nachbarn unendlich weit hinter sich zurücklassen, wo folglich der Werth jener so oft verkannten Antriebe großer Leidenschaften am deutlichsten sichtbar wird. Auf der untersten und auf der höchsten Stufe der moralischen Bildung, kann die Summe der Glückseligkeit und des Genusses gleich zu sein scheinen; allein dieser Genuß und diese Glückseligkeit, die vermuthlich den Thierarten eben so reichlich wie dem Menschen zugemessen sind, können eben deswegen nicht der letzte Zweck des denkenden Wesens sein. Das Höchste und Edelste, was der Mensch besitzt, seine Vernunft, ist auch der Gegenstand seiner obersten Sorge. Welcher Vernünftige möchte nicht lieber unglücklich, als unvernünftig sein?

§. 2. Geographische Fortschritte.

Was der Handel beigetragen hat, die Masse des menschlichen Wissens zu vermehren und durch den Tausch localer Kennt-

nisse das Licht der Philosophie anzuzünden, ist schon so allgemein bekannt, daß ich es kaum erwähnen darf. Genau läßt es sich indessen keinesweges bestimmen, wie groß der Antheil eines jeden Volkes oder einzelner ausgezeichneter Menschen an dieser wichtigsten Angelegenheit unserer Gattung sei; und hier ist wohl am wenigsten der Ort, wo eine solche vergleichende Prüfung angestellt werden kann. Das Verdienst der Britten um praktische Wissenschaft ist wenigstens von so großem Umfange, daß ihnen nicht leicht ein anderes Volk im gegenwärtigen Zeitpunkt ihren Rang in dieser Rücksicht streitig machen wird. Daß Macht und Einfluß allein diese gemeinnützige Erscheinung nicht hervorbringen, beweisen jedoch die Spanier und Portugiesen, deren geringer Betriebsamkeit wir es Schuld geben müssen, daß Brasilien, Peru und Mexico, nebst so vielen anderen weitläuftigen Besitzungen, uns kaum noch weiter als dem Namen nach bekannt sind, indeß man vergebens nach großen Männern und merkwürdigen Epochen in der Geschichte dieser Nationen forscht, denen die Wissenschaft wesentliche Entdeckungen und wichtige Fortschritte verdankte. In der That setzt es schon einen Grad der Aufklärung und Einsicht voraus, diese Kenntnisse, auch nur in eigennütziger Beziehung auf Privatabsichten, einzusammeln und wieder bekannt zu machen. Wenn aber eine thätige Nation erst diesen Punkt gewonnen und diesen Grad der Einsicht wirklich erbeutet hat, alsdann läßt sich mit Recht von ihr erwarten, daß jedes Jahr neue Entdeckungen, neue Versuche ins Unbekannte zu bringen, und die Grenzen ihrer Geschäftigkeit weiter hinauszurücken, mit sich bringen werde.

Hinweggesehen von so vielen theils wissenschaftlichen, theils mechanischen Erfindungen, welche, mittelbar wenigstens und weil alle Theile unseres Wissens mit einander in der engsten Beziehung stehen, der kaufmännischen Betriebsamkeit und den durch sie in Umlauf gebrachten Ideen ihr Dasein verdanken, hat insbesondere die Länderkunde seit einiger Zeit durch die brittische Schifffahrt ihre Grenzen merklich erweitert. Die edelsten Unternehmungen, welche dieses Jahrhundert auszeichnen, die bloß in wissenschaftlicher Hinsicht entworfenen und mit so wunderähnlicher Geistesgröße ausgeführten Weltumschiffungen des unsterblichen Entdeckers, James Cook, haben von einer unbekannten Hälfte des Erdbodens den Schleier hinweggerissen, der sie uns verhüllte. Die Beharrlichkeit, womit er dreimal nach einander seine vater-

ländische Insel verließ, um auf der Entdeckungsbahn weiter fortzurücken, hat seine Begeisterung dem ganzen Volke mitgetheilt, und ich stehe nicht an zu behaupten, das Auszeichnende seiner Todesart hat ihr ein vollendetes Siegel aufgedrückt. Erst von diesem Zeitpunkt an ist der Geist der Entdeckung neu erwacht; das große Muster hatte zur Nachfolge theils seine eigenen Zöglinge, theils andere Seefahrer gereizt, die jetzt mit einander wetteiferten, die entferntesten Meere zu beschiffen, um den Beifall ihrer Nation durch neue Entdeckungen und freimüthige Mittheilung derselben zu gewinnen. Derselbe Enthusiasmus ergriff auch diejenigen Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft, die keinen unmittelbaren thätigen Antheil an dieser Art der Erweiterung des menschlichen Wissens nehmen konnten: sie verbanden sich zur Unterstützung solcher kühnen Abentheurer, die es wagen wollten, in fernen Wildnissen und unter rohen feindseligen Horden neue Kenntnisse einzusammeln; sie thaten patriotische Vorschläge, wie der ernste Zweck der wissenschaftlichen Aufklärung mit der menschenfreundlichen Vorsorge für die unglücklichsten Klassen unserer Gattung gepaart, wie die für den Staat durch ihre Vergehungen verlornen Mitglieder in einer anderen Weltgegend wieder zu nützlichen und arbeitsamen Bürgern umgeschaffen, und wie die Produkte der neuentdeckten Länder zum leichteren Unterhalte der im Joche der Knechtschaft seufzenden Schwarzen in Westindien benutzt werden könnten. Selbst die großen, monopolisirenden Handlungsgesellschaften, fühlten jetzt, wie genau das Interesse der Wissenschaft mit ihrem Privatvortheile verbunden ist, oder legten wenigstens jene Geheimnißkrämerei bei Seite, die sie bisher bei dem Publikum nur verdächtig gemacht hatte, ohne ihnen Nutzen zu bringen. Die Ostindische Compagnnie besoldete einen Geographen mit mehr als königlicher Freigebigkeit, und ließ ihm freie Hand, den ungeheuren Schatz von Karten und Tagebüchern, die ihre Schiffscapitaine in ihren Archiven niedergelegt hatten, ohne Rückhalt öffentlich bekannt zu machen. Die Hudsonsbai-Compagnie ergänzte aus ihrem Vorrathe, was diesem talentvollen Manne an Hülfsmitteln zur genaueren Kenntniß des Nordens von Amerika noch fehlen konnte. Ueberall schien die Ueberzeugung von der Gemeinnützigkeit der Wissenschaften in England so festen Fuß zu gewinnen, daß man sie jetzt als Zweck an sich, nicht bloß als Mittel, cultivirte. Cox, ein wohlhabender Privatmann, war auf eigene Kosten nach den Inseln des Südmeers

geschifft; Duncan war von der Hudsonsbai-Compagnie zur vollständigeren Entdeckung der amerikanischen Polargegenden ausgeschickt; die Regierung fertigte den Capitain Vancouver ab, um an der Nordwestküste die letzte Hand an das Entdeckungsgeschäft zu legen; Mac Cluer den die Ostindische Compagnie von Bombay aus mit zwei Schiffen nach den Pelew-Inseln geschickt hatte, um dem alten König Abbathulle für die an Wilson bewiesene Gastfreundschaft ihre Dankbarkeit zu bezeigen und ihm zugleich die traurige Botschaft von seines Li-Bu's Tode zu hinterbringen, hatte sich kaum dieses Geschäftes entledigt und sein Tagebuch in China den nach England zurückkehrenden Ostindienfahrern anvertrauet, als er schon wieder auslief, um die noch zweifelhaften Umrisse von Neuguinea zu berichtigen; der so wunderbar gerettete Bligh endlich, dessen herrliche Ladung von Brotfruchtstämmen, die nach Jamaica bestimmt waren, durch den Aufruhr seiner Mannschaft ihre Bestimmung verfehlte, ward eben jetzt mit zwei Schiffen (Providence und Assistant) in derselben wohlthätigen Absicht nach den Juseln des stillen Oceans zurückgesandt; und Edwards erhielt den Auftrag, mit der Fregatte Pandora die Aufrührer aufzusuchen und zur verdienten Strafe zu bringen: ein Geschäft, womit die Untersuchung unerforschter Meeresgegenden sich schicklich vereinigen ließ.

§. 3. Mackenzie's Entdeckungen.

Wie viel die eben genannten Seefahrer zur Vollendung unserer geographischen Kenntnisse noch beitragen dürften, wird ein Zeitraum von wenigen Jahren ins Licht setzen. Bis jetzt ist nur erst von der Reise des Herrn Cox eine kurze Beschreibung erschienen, die man in der Geschichte der Reisen, die seit Cook an der Nordwest- und Nordost-Küste von Amerika rc. unternommen worden sind,*) findet. Wie aber seit einigen Jahrzehenden die Erforschungen neuer Länder, oder auch in dem besondern Falle der zweiten Cookischen Weltumschiffung die Gewißheit, daß ein so lange geglaubtes Südland nicht existire, die wesentlichsten Veränderungen sowohl in den Karten als in den geographischen Lehrbüchern erheischt und veranlaßt hat; so wird noch alljährlich, durch die von Zeit zu Zeit bekannt werdenden Entdeckungen und Berichtigungen die Gestalt und Lage des

*) Berlin 1792.

weniger sorgfältig untersuchten und zum Theil noch unbekannten Nordens von Amerika neue Karten nöthig machen, indem bereits dasjenige, was noch im vorigen Jahre als wahrscheinlich geglaubt werden konnte, jetzt durch die erlangte Gewißheit von Augenzeugen widerlegt worden ist.

Fest steht das Faktum: daß die Unmöglichkeit einer nordwestlichen Durchfahrt, in einer schiffbaren Meeresgegend, erwiesen ist, wie es die Abhandlung über die Nordwestküste von Amerika im zweiten Bande dieser Sammlung unwiderleglich dargethan hat; und fest wird es stehen, bis eine neue Katastrophe der Erde Neptuns und Plutons Reichen neue Grenzen absteckt. Damals aber blieb uns noch eine Hoffnung übrig, daß der große Cooksfluß mit dem neuentdeckten Sclavensee, und durch diesen mit den Seen und Flüssen, die nach der Hudsonsbai führen, in Verbindung stehen könnte; wir hatten auf solche Art eine Wahrscheinlichkeit vor uns, daß sich der Handel mit Rauchwaaren, auf die in Nordamerika längst übliche Methode, in kleinen Kähnen, die man zuweilen auf Strecken von einigen Meilen weit über Land schleppt, von der Hudsonsbai unmittelbar bis nach der Nordwestküste führen ließe. Allein diese Aussicht zu einem bequemen Waarentransport hat sich um vieles verschlimmert, seitdem die wahre Reiseroute des Pelzhändlers Mackenzie *) genau bekannt geworden ist. Da die Veränderungen, welche dadurch in der zweiten Ausgabe der von A. Arrowsmith herausgegebenen Weltkarte veranlaßt worden sind, von der bisher geglaubten Lage der dortigen Seen und Flüsse merklich abweichen, so wäre sehr zu wünschen gewesen, daß man das Tagebuch dieses unternehmenden Abentheurers dem Publikum mitgetheilt hätte. Dies ist aber noch nicht geschehen, obschon es in England angekommen und in den Händen eines gewissen Herrn Simon Mac Tavish befindlich ist, der Herrn Arrowsmith erlaubt hat, nach den darin aufgezeichneten Angaben seine Karte zu verbessern. Um unser Publikum indessen diese wichtigen Entdeckungen nicht entbehren zu lassen, hat der Herr Geheime Kriegssekretair Sotzmann sie auf der neuen diesem Theile beigefügten Karte eingetragen; und hier wird es zweckmäßig sein, das Wenige, was wir von dieser Reise wissen, kürzlich zu erzählen, um dadurch die neueste Ent-

*) Siehe den Aufsatz über die Nordwestküste von Amerika §. 35.

deckungsgeschichte des amerikanischen Nordens, so gut es angeht, zu ergänzen.

Man erinnert sich noch aus der Abhandlung über die Nordwestküste von Amerika, daß der Canadier Peter Pond, nachdem er 1787 nicht nur bis an den großen Sclavensee, sondern auch an einen sehr großen Fluß an dessen südwestlichem Ende gekommen war, seinen Gefährten Mackenzie daselbst zurückgelassen und den Rückweg nach Quebeck genommen hatte. Damals glaubte er, und machte seine Muthmaßung bekannt, daß dieser Fluß kein anderer als der Cooksfluß sein könne, welcher denn solchergestalt aus dem großen Sclavensee seinen Ursprung nehmen und die inländische Schifffahrt zwischen dem atlantischen und dem nördlichen stillen Meere sehr erleichtern müßte. Nach Mackenzie's Tagebuche vom Jahr 1789 verhält es sich indeß mit diesem Flusse ganz anders; anstatt westwärts in das nördliche stille Meer, oder den großen Ocean zwischen Amerika und Asien, zu fallen, wendet er sich plötzlich gegen Norden, und fällt in das Eismeer. An der Stelle, wo dieser Fluß, den wir künftig den Mackenziesfluß nennen müssen, aus dem großen Sclavensee heraustritt, ist er noch 10 englische Meilen breit; etwas weiter hinabwärts verengt er sich bis auf eine englische Meile, und in der Länge seines Laufes wird er noch beträchtlich enger; fast überall aber finden wir in der Karte eine Tiefe angemerkt, die mit der Breite in Verhältniß steht. So z. B. wo der Fluß eine englische Meile breit ist, beträgt die Tiefe nur viertehalb Klaftern; hingegen unter dem Polarkreise, wo er auf einer Strecke von drei englischen Meilen zwischen zwei ungeheuern Abgründen sich hinunterstürzt, die nur um 500 Schritte von einander getrennt sind, hat er eine Tiefe von 50 Klaftern. In seinem Laufe nimmt er verschiedene andere Flüsse auf, deren einige von beträchtlicher Größe sind. Zu beiden Seiten erblickt man an mehreren Stellen große Gebirgsrücken, worunter der Hornberg an der Ostseite, nicht weit von dem Orte, wo der Fluß den See verläßt, vermuthlich von seiner besonderen Gestalt den Namen hat. Weiter hinabwärts nach Westen findet man Gebirge mit glänzenden Steinen; etwas unterhalb des Polarkreises aber, und eine Strecke jenseits desselben, erst am östlichen, hernach am entgegengesetzten Ufer, liegen Schneegebirge. Die Gewalt des Stroms ist stellenweise sehr verschieden: an einem Orte zischt das Wasser, wie in einem siedenden Topfe; jenseits desselben bemerkt man, daß der Strom

an Geschwindigkeit merklich zunimmt, weiterhin aber wieder ruhiger fließt. In der Gegend der ersten Schneegebirge ist eine sehr stark abschüssige Stelle, von der Art, die man in den nordamerikanischen Flüssen Rapids zu nennen pflegt, und die allenfalls mit den Fällen im Dnepr verglichen werden können, indem sie theils durch das schnelle Gefälle des Bodens, theils durch die im Flußbette hervorragenden Felsen verursacht werden. Unterhalb des zweiten Schneegebirges, etwa einen Grad jenseits des Polarkreises, soll nach dem Berichte der Indianer das Meer sowohl gegen Osten als gegen Westen nicht weit entfernt sein, welches vermuthlich die Ursache ist, warum man dieser Gegend den Namen Isthmus, oder die Erdenge, gegeben hat. Noch ehe man an diesen Isthmus kommt, bemerken die Indianer eine Stelle im Flusse, wovon sie sagen, es sei ein Manitu oder ein Geist darin, vermuthlich um mit diesem Ausdrucke die Bewegung eines dort etwa vorhandenen Strudels anzudeuten. Oberhalb der letzten Schneegebirge in 68° nördlicher Breite wird man keinen Baum mehr gewahr. Etwas weiter nordwärts kam man an verlassene Lagerstätten, die vermuthlich den Eskimos gehört hatten. Hierauf zerspringt der Fluß in mehrere Aeste, und fällt ungefähr unter dem 69. Grade N. Breite in einen beinahe cirkelrunden Meerbusen, wo die Fluth am 12. Julius 1789 16 bis 18 Zoll stieg. In der Mitte dieses Busens liegt eine Insel, welche den Namen Wallfischinsel (Whale-Island) auf der Karte hat. In der Nähe derselben ist das Wasser fünf Klaftern tief. Mackenzie landete auf dieser Insel, und errichtete daselbst einen Pfahl, worauf er, zum Gedächtniß, daß er so weit gekommen, seinen Namen, die Anzahl seiner Mannschaft und seiner Kanots, nebst der nördlichen Breite der Insel, 69° 14′ anzeichnete. Nach Arrowsmith's Karte liegt diese Insel in 225° östlicher (135° westlicher) Länge von der königlichen Sternwarte zu Greenwich. Ein See mit frischem Wasser wird in der nordwestlichen Gegend des Meerbusens angedeutet. Die Abweichung der Magnetnadel beträgt an der Mündung des Flusses oder auf der Wallfischinsel 36′ östlich.

Es erhellet aus diesen Angaben unwidersprechlich, daß nicht nur der höchste Norden von Amerika bis zum 69. Grade der Breite ein zusammenhangendes festes Land bildet, wo keine Durchfahrt gedenkbar ist, sondern auch, daß zwischen dem Cooksflusse und dem großen Sclavensee keine unmittelbare Communica-

tion zu Wasser stattfindet. Nach den genaueren Angaben dieser Reise, zusammengehalten mit den Entdeckungen des Herrn Hearne, konnte nunmehr Arrowsmith auch die Lage des Sclavensees selbst ganz anders, als in der vorigen Ausgabe, bestimmen. Er verlegt ihn zwischen 61° und 62° N. Br., anstatt daß man ihn vorhin um wenigstens zwei Grade nördlicher zu suchen hatte; und was die Länge betrifft, so füllt er damit einen Raum von ungefähr 65 Seemeilen, zwischen 241° und 248° östlicher (119° und 112° westlicher) Länge. Diese Lage setzt es außer allem Zweifel, daß schon Hearne auf seiner merkwürdigen Reise zu Fuß an das Eismeer, über die östliche Gegend des Sclavensees gekommen sein muß, da man bisher immer geglaubt hatte, daß er den Arathapeskowsee berührt hätte. Dieser letztere aber liegt in der That weit südlicher, als die vorige Karte ihn angab, nämlich in 59° N. Br., und ist von ungleich kleinerem Umfange, als man ihn sonst, wegen der Verwechselung mit dem Sclavensee gezeichnet hatte, wiewohl er immer noch eine ansehnliche Größe behält, und von Osten nach Westen bei einer verhältnißmäßig geringen Breite wenigstens 40 Seemeilen lang ist. Der 246. und der 250. östliche (oder der 114. und 110. westliche) Meridian sind die Grenzen seiner Länge, wodurch er also gerade südlich von dem östlichen Ende des Sclavensees zu liegen kommt. Der Sclavenfluß, welcher das Bindungsglied zwischen beiden Seen ist, berührt den Arathapeskowsee in seiner westlichen Gegend und den Sclavensee in der Mitte seines südlichen Ufers.

Lage, Größe und Gestalt dieser beiden Seen sind also von dem, was man bisher davon wußte, sehr auffallend verschieden, und beide, insbesondere der Sclavensee, liegen den englischen Handelsposten an der Hudsonsbai viel näher, als wir sie in den letzten Karten noch angeben konnten. Dagegen bleibt der Fluß Arathapeskow auch jetzt noch in derselben Entfernung von der Nordwestküste, die man ihm zuvor schon angewiesen hatte, welches daher kommt, daß man ihn jetzt mit dem westlichen Ende des Arathapeskowsees verbindet, da er sonst so vorgestellt wurde, als ob er in die Südostgegend desselben fiele. Zwischen diesem Flusse und dem nächsten bekannten Punkte der Nordwestküste bleibt immer noch ein Raum von 180 Seemeilen (oder 135 deutschen Meilen) worin noch ansehnliche Entdeckungen zu Wasser und zu Lande gemacht werden können.

Um hier Alles zusammenzufassen, was zur Erläuterung der

neuen Karte erforderlich sein möchte, müssen wir bemerken, daß der Punkt, wo Hearne die Küste des Eismeers berührte, wieder in 71° nördlicher Breite angegeben worden ist, indem die Correction, die Herr Dalrymple hier hat anbringen wollen, vermöge deren dieser Punkt auf 68° 15′ hätte reducirt werden müssen, den Bemerkungen des Reisenden selbst wiederspricht. Diese Aenderung macht es nunmehr auch wieder unwahrscheinlicher, daß aus der Repulsebai eine Durchfahrt in das Eismeer gehen sollte; mithin ist die punktirte Linie, womit sie angedeutet wurde, wieder weggelassen worden. Eben so wenig konnte der angegebene Umriß des großen nordischen Archipelagus bleiben, da noch nicht die entfernteste Bestätigung der von Herrn Meares erwähnten Entdeckung der Schiffscapitaine aus Boston eingegangen ist. Der erste vergleichende Blick auf unsere jetzige dieser Sammlung beigefügte Karte wird übrigens den Unterschied zwischen beiden in Absicht auf die Lage und Gestalt der Gruppe von den fünf großen Seen im Innern von Amerika, und zugleich die Einzeichnung verschiedener kleinen Seen aus Longs Karte zur Erläuterung der Reisen eines canadischen Dolmetschers, hinlänglich darthun.

Ich eile nunmehr zu meinem eigentlichen Gegenstande, um den Leser in Stand zu setzen, den ganzen Norden des neuen Welttheils gleichsam auf einmal zu übersehen.

I.

Geographische Umrisse.

§. 4. Umgrenzung des Eismeeres.

Noch sind die Polarpunkte der Achse, um welche sich täglich unsere Erdkugel wälzt, dem Menschen unzugänglich geblieben. Um den Nordpol kann ein Kreis der 150 (deutsche) geographische Meilen zum Radius hat, gezogen werden, ohne irgend ein bekanntes Land, die nördlichsten Inseln von Spitzbergen ausgenommen, zu durchschneiden; und nimmt man nicht den Pol selbst zum Mittelpunkte, so ist der unbekannte Raum eine Ellipse, deren größter Durchmesser 600 geographische Meilen, so wie der kleinere ungefähr 340, enthält. Diesen Raum nennt man sehr schicklich das nordische Eismeer, indem er, auf welcher Seite

man auch hineinzudringen versucht hat, jederzeit mit ungeheuren Eisbergen und an einander hangenden Eisfeldern oder beeiseten Flächen bedeckt gefunden worden ist. Man hat zwar einzelne Beispiele von sogenannten Grönlandfahrern, oder Schiffen, die auf den Wallfischfang gegangen sind, daß sie zwischen Spitzbergen und Grönland bis auf wenige Grade, ja sogar bis auf einen Grad oder 15 geographische Meilen, vom Pol eine offene See gefunden haben; allein diese seltenen Ausnahmen berechtigen uns keineswegs zu hoffen, daß eine freie Fahrt nach dem Pol, und über denselben hin, zwischen dem alten und neuen Welttheile bewerkstelligt werden könne. In einem Sommer, welcher durch vorzüglich milde Witterung die Masse des Eises auf dem dortigen Meere beträchtlich verminderte, ließe sich vielleicht ein Wagestück von dieser Art unternehmen und ausführen; wüßte man nur immer im Voraus das Jahr zu bestimmen, welches zu einer solchen Schifffahrt am meisten geeignet zu sein verspricht! Die größte Schwierigkeit bei der Beschiffung des Eismeers liegt unstreitig darin, daß, allen Aussagen der Wallfischfänger gemäß, das Eis erst im September weggeschmolzen ist, wenn bereits die Aequinoktialstürme dem Seefahrer drohen, und vermöge der schiefen Richtung der Erdachse in ihrer Bahn um die Sonne, die ganze Polargegend in Begriff ist, in ihre sechsmonatliche Nacht zu versinken. Vom 21. September an bis zum 21. März herrscht ununterbrochene Finsterniß in einem Kreise von 23½ Graden der Breite, oder von 150 (geogr.) Meilen rund um den Pol: eine Finsterniß, die durch Nebel und Sturm nur noch schrecklicher und gefahrvoller wird, die erst im Winter, wenn Alles vom Eise starrt, dem magischen Glanze des Mondes und der am reinen Himmel funkelnden Sterne weicht.

Das Eismeer hängt zwischen Europa und Amerika mit dem atlantischen, und zwischen Asien und Amerika mit dem kamtschatkischen Meere, durch dieses letztere aber mit dem großen Ocean, dem sogenannten stillen Meere, znsammen; nur mit dem Unterschiede, daß zwischen dem Nordcap in Lappland und der östlichen Spitze von Altgrönland in Amerika die See noch über 160 geographische Meilen breit ist, da hingegen die äußersten Spitzen von Asien und Amerika in der Behringsstraße sich bis auf 13 Seemeilen, oder noch nicht volle zehn geographische Meilen, einander nähern. Man begreift nun leicht, wie viel schwerer es sein müsse, durch diese letztere Enge in das Eismeer zu kom-

men, als in der Gegend des Nordcaps oder der grönländischen Küsten, zumal da sich das Land oberhalb der Meerenge zu beiden Seiten vom 70. und 73. bis zum 66. Grade der Breite allmälig wie ein Trichter verengt, wodurch das aus dem Eismeere südwärts schwimmende Eis sich unfehlbar stauchen und unbeweglich werden muß. Hierzu kommt noch die geringe Tiefe des Meeres in diesem trichterförmigen Busen, welche nirgends über 30 Klaftern beträgt, und woselbst also die großen Eisberge oft genug fest sitzen müssen, da man sich leicht durch einen einfachen Versuch überzeugen kann, daß von einem jeden Stücke schwimmenden Eises im Seewasser nur der zehnte Theil der Masse herausragt, die übrigen neun Zehntheile hingegen unter die Wasserfläche sinken; mithin von einem Würfel Eises, der 50 Fuß hoch über dem Wasser schwimmt, behauptet werden kann, daß er sich 450 Fuß tief eintauchen müsse. Ein solcher Würfel braucht schon, um nur eben schwimmen zu können, eine Tiefe von 65 Klaftern, wenn er nicht etwa mit einem Eisfelde zusammenhängt, dessen ausgebreitete Fläche ihn emportragen hilft.

Die Küsten der alten Welt, oder Europens und Asiens, so fern sie den Rand des Eismeeres umschließen, sind nunmehr mit ziemlicher Bestimmtheit bekannt. Sie ziehen sich in einer Ausdehnung von mehr als 160 Graden der Länge, vom Nordcap an bis zum Ostcap, indem sie zwischen 63° und 78° mehrere tiefe Busen und Inseln, insbesondere aber die Insel Nowa Zemlja (das neue Land) bilden. Viele große Flüsse, die Dwina, die Petschora, der Ob und Jenisei, die Lena, Indigirka und Kowyma stürzen sich an dieser Küste in das Eismeer. Die Gruppe von beeiseten Inseln, die man unter dem Namen Spitzbergen kennt, liegt zwischen dem Nordcap, Nowa Zemlja und und Altgrönland in der Mitte, dem letztern etwas näher, und erstreckt sich bis über den 80. Grad der Breite. Sie theilt also den Strom des Eismeeres zwischen Europa und Amerika in zwei engere Durchfahrten, wovon die westliche, zwischen Spitzbergen und Grönland, kaum 60 deutsche (geogr.) Meilen breit und oft des gestauchten Eises wegen über dem 80. Grade der Breite nicht schiffbar ist. Die natürliche Grenze zwischen dem Eismeer und dem atlantischen Meere bilden die drei Inselpunkte: Island (Eisland), die Farö-Inseln und die Schetland-Inseln, welche zwischen Großbritannien und Altgrönland in schräger Richtung liegen.

Wir kommen nunmehr an die andere Hälfte der Umgren-

zung des Eismeeres, an die nördliche Küste des amerikanischen festen Landes. Hier ist, außer einigen noch sehr schwankend angegebenen Punkten, Alles unbekannt. Die nördlichste Gegend, wo man die Küste des alten oder Ostgrönlands, Spitzbergen gerade gegenüber, gesehen hat, liegt im 79°. nördlicher Breite, und etwa 9° westlich von Greenwich. Man weiß aber nicht einmal den Entdecker, sondern nur das Jahr der Entdeckung, 1670, anzugeben. Von diesem Punkte bis an das Cap des Prinzen von Wales, welches die westlichste Spitze von Amerika und die östlichste Grenze der Behringsstraße bildet, haben wir einen Zwischenraum von 159° der Länge, dergestalt, daß also die Küste der neuen Welt, welche das Eismeer umgibt, mit der Küste des alten Welttheils bis auf wenige Meilen gleiche Ausdehnung hat. Allein die einzigen jetzt noch bekannten Punkte dieser Küste sind die von Hearne 1771, und von Mackenzie 1789 entdeckten Mündungen des Koppermine (Kupfergruben)= und des Mackenziesflusses, wovon jene in 70° 45′ N. Br. und 248° östlicher (112° westlicher) Länge, diese aber in 68° 45′ N. B. und 225° 30′ östlicher (134° 30′ westlicher) Länge angenommen wird.

Welche Meerbusen, welche Inseln und Vorgebirge auf einer so großen Strecke die nördliche Küste von Amerika bilden könne, und ob das Eismeer in seinem Mittelpunkte ganz offen, oder mit festem Eise immerwährend belegt, oder gar mit noch unbekannten Ländern ausgefüllt sei, bleibt künftigen Seefahrern zu entdecken übrig. Als Cook durch die Behringsenge gegen Norden schiffte, kam er nur bis zum Eiscap in 70° 29′ N. Breite.

§. 5. Grönland und Baffinsbai.

Die östlichen Küsten des amerikanischen Welttheils gehen ungleich weiter nach Norden hinauf, als die westlichen; man hat, wie schon gesagt, nicht nur die Küste von Ostgrönland bis bis zum 79. Grade der Breite verfolgt, sondern auch jener große Busen, welcher nach seinem Entdecker die Baffinsbai genannt wird, steigt bis zum 78. Grade und noch höher fort, wodurch es außer allem Zweifel gestellt wird, daß das Land, welches diese Bai umgrenzt, sich noch weiter gegen Norden erstrecken muß.

Ob Grönland eine Insel sei, ob eine von den verschiedenen Buchten, die Baffin im nördlichen Theile eines Meerbusens entdeckte, entweder Whale (Wallfisch)= Sund, Sir Thomas Smith's=

Sund, Aldermann Jones-Sund oder Lancaster-Sund, eine Durchfahrt in das Eismeer eröffne, ist noch keineswegs entschieden, weil seit Baffin's Entdeckung im Jahre 1616 diese Gegend nicht wieder besucht worden ist, und weil er auf seiner Fahrt zu schnell an der Küste forteilte, um sie genau aufnehmen oder erforschen zu können. Wie dem auch sei, von jenem nördlichsten Punkt an der Ostseite dieses Landes in 79° N. Br. läuft die Küste in südwestlicher Richtung bis an das Cap Farewell, welches in den holländischen Karten Statenhoek heißt und in 59° 30′ liegt. Die Vorgebirge und Häfen an dieser Küste, vom Cap Farewell an bis Island (Eisland) gegenüber, kennt man jetzt nur nach den aus dem 14. und 15. Jahrhundert in Dänemark übrig gebliebenen Karten, indem das Eis, welches sich zwischen diesem Lande und Island seit einigen Jahrhunderten festgesetzt hat, die ehemals bewohnte und besuchte Küste unzugänglich macht. Die nördlicheren Punkte, welche man in den Karten angegeben findet, sind größtentheils von Holländern gesehen worden, ohne daß man die Entdecker genau anzugeben weiß. Auch der berühmte und unglückliche Hudson sah 1607 auf seiner ersten Reise diese Küste unter dem 73. Grad N. Br., und nannte diese Gegend Hold with Hope (Halt an mit Hoffen).

Vom Cap Farewell westwärts, biegt sich die westliche Küste von Grönland bald wieder nach Norden um, und steigt in der Baffinsbai, wie schon gesagt, bis zum 78. Grade der Breite hinauf. Dieser kalte Strich Landes, der insgemein West- oder Neugrönland heißt, wird noch von Europäern besucht; die Dänen unterhalten daselbst Missionen, und haben zur Bequemlichkeit ihrer Wallfischfänger einige Posten angelegt. Baffin's Meerbusen, der, wo er am breitesten ist, 150 deutsche (geographische) Meilen von Osten nach Westen hält, wird am Eingange, oder der sogenannten Straße Davis, wieder beträchtlich enger, indem sich hier auf der westlichen Seite desselben, Westgrönland gegenüber, das Land in eine große Anzahl größerer und kleinerer Inseln zerstückelt, zwischen denen Cortereal, Frobisher, Davis, Weimouth, Hudson, Bylot und Baffin, Hawkbridge, Fox, James, Middleton und Andere mehr, verschiedene sogenannte Straßen oder Meerengen und Einfahrten theils entdeckten, theils wieder aufsuchten und genauer bestimmten, in dem fruchtlosen Bestreben hier hindurch in das Meer, welches die Ostküste von Asien bespült, zu gelangen und die so sehnlich gewünschte nordwest-

liche Durchfahrt, oder den kürzeren Weg nach China und Ostindien zu entdecken. Frobisher entdeckte schon 1578 die Einfahrt, die man jetzt Hudsonsstraße nennt; er hielt sie aber für einen Weg, der ihn nur von seinem Ziele, der nordwestlichen Durchfahrt, irre führte, und gab seinen Namen einer etwas nördlichen zwischen den Inseln gelegenen Enge. Diese Frobisher's-Enge fand Davis im Jahre 1587 wieder, und ohne zu wissen, daß sie bereits entdeckt wäre, nannte er sie Lumley's Einfahrt (inlet). Noch nördlicher hatte er schon zwei Jahre zuvor die Cumberlandsstraße gefunden. Allein anstatt auf diesem Wege westwärts vorzudringen, blieb es jederzeit das Loos dieser kühnen, ausdauernden und zum Theil schwärmerischen Seefahrer, wegen der strengen Witterung und der Unmöglichkeit zu überwintern, gerade dann auf ihren Rückweg zu denken, wenn sie eben die erwünschteste Aussicht vor sich hatten, Entscheidung und Gewißheit zu erlangen. Daher läßt sich noch immer die Möglichkeit behaupten, daß vielleicht jenseits des nördlichsten Punktes, den Fox im Jahr 1631 erreichte, eine Communication zur See mit dem Eismeere nach Westen hin, ungefähr in 69° oder 70° nördlicher Breite zu suchen sei.

§. 6. Hudsonsbai, Labrador, Neufundland und Neuschottland.

Einhundert und fünfzig geographische Meilen westwärts vom Cap Farewell, oder der Südspitze von Grönland, befindet man sich im Eingange der Hudsonsstraße, deren linkes oder südliches Ufer einen Theil des sogenannten Landes Labrador ausmacht. Das Cap Chidley am Eingange dieser Straße liegt ungefähr in 60°, und das Cap Digges an ihrem westlichen Ende in 62° 41′ N. Br., so daß sie auf einer Strecke von 15° der Länge, oder ungefähr 120 deutschen Meilen, mehr als dritthalb Grade gegen Norden ansteigt. Vom Cap Digges an läuft die Küste plötzlich südwärts, und bildet den tiefen Busen, welcher unter dem Namen der Hudsonsbai bis beinahe zum 51. Grade der Breite hinuntergeht, an seiner westlichen Seite aber wieder über den Polkreis bis auf 67° 30′ N. Br. steigt, wo er sich in der runden Repulsebai endigt. Lange Zeit schmeichelte man sich, hier, durch die geräumigen Buchten am westlichen Ufer dieser Bai, eine Durchfahrt in die noch westlicher gelegene Gegend des Eismeeres zu finden; allein seitdem die Hudsonsbai-Compagnie die Stellen, die noch am meisten versprachen, von neuem hat untersuchen lassen, ur

am allerentscheidendsten, seitdem einer ihrer Beamten, der jetzige Gouverneur Hearne, vom Churchill-Fort zu Fuß und in Kähnen bis über den 71. Grad der Breite an das Eismeer gekommen ist, sind alle diese angenehmen Hoffnungen gänzlich vernichtet worden. Der lange Sund, der unter dem Namen Chesterfield's oder Bowden's Einfahrt bekannt ist, mag indeß wohl mit den inländischen Seen in Zusammenhang stehen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der große See Dubant (Doobaunt) sein süßes Wasser durch einen starken Strom mit mehreren Fällen in diesen Sund ergießt. Die von Middleton entdeckte Repulsebai, wo man, zufolge einiger von amerikanischen Wilden gezeichneter Karten, noch eine Durchfahrt in die westliche Gegend des Eismeeres für möglich hielt, scheint doch gegenwärtig (vielleicht nach späteren Berichten?) wenig Hoffnung mehr zu geben, da schon Arrowsmith die auf der ersten Ausgabe seiner Weltkarte angedeutete Communicationslinie aus der zweiten weggelassen hat.

Der Umstand, daß das Eismeer etwa 25 Grade der Länge westwärts von der westlichen Umgrenzung der Baffinsbai gesehen worden ist, gibt deutlich zu erkennen, daß die Ländereien, welche diese Bai gegen Abend umschließen, wenn sie nicht aus Inseln bestehen, sondern zusammenhangend befunden werden sollten, nur einen schmalen Strich bilden können, der vom 79. oder 80. Grade nördlicher Breite an, ziemlich geradezu nach Süden herabläuft und nirgends über 100, an manchen Stellen aber kaum 50 deutsche Meilen breit ist. Dieser dem Pol so nahe kommende Strich Landes kann, wenn sein Umriß erst bekannt sein wird, dem Forscher wenig Neues darbieten, da die Natur gegen die Pole zu erstarrt und an Erzeugnissen verarmt zu sein scheint. Ich glaube nicht, daß der Name amerikanische Polarländer, den ich diesen Gegenden in meiner Karte beigelegt habe, leicht gegen einen schicklicheren vertauscht werden kann. — Die Länder, welche die Hudsonsbai gegen Abend umfangen, haben zwar bestimmte Benennungen, aber noch keine bestimmte Grenzen erhalten. Nordwärts und westwärts von der Repulsebai finden wir des Prinzen Wilhelm's Land, welches zugleich die Südwestgegend der Baffinsbai umgibt. Zwischen diesem Lande und dem Churchillflusse, der in 58° 50′ nördlicher Breite in die Hudsonsbai fällt, hat das Land den Namen Neu-Nord-Wales (Wallis), und von diesem Flusse südwärts bis an das südlichste Ende der Jamesbai den Namen Neu-Süd-Wales erhalten. Der Theil

von Labrador, welcher an die Ostseite der Jamesbai stößt, gehört noch unter der Benennung East-Main oder des östlichen festen Landes zum Gebiete der Hudsonsbai-Compagnie, und es liegen daselbst verschiedene von ihren Handelsposten. Die westliche Grenze der oben genannten Länder, Neu-Süd- und Neu-Nord-Wales, ist gänzlich unbestimmt; zum Theil daher, weil diese Gegend noch nicht weiter westwärts, als bis zum Sclavensee, entdeckt worden ist. Das Meer von Kamtschatka mit der Behringsstraße ist das entfernteste Ziel gegen Abend, wohin sie sich erstrecken kann; allein nur künftige politische Verfügungen werden entscheiden dürfen, ob die Handelsprivilegien der Hudsonsbai-Compagnie sich von einem Oceane zum andern ausdehnen sollen. Nimmt man den Strich Landes zwischen der Hudsonsbai und dem Sclavensee für das erkannte Gebiet der Compagnie an, so sehen wir in ihren Händen schon eine ungeheure, von unzähligen Seen und Flüssen bequem durchschnittene Fläche, die mehr als 50,000 Quadratmeilen enthält.

Labrador, sonst auch Neu-Britannien, das schon 1601 durch Cortereal, im achten Jahre nach der Wiederkehr des großen Columbus von seiner ersten Reise, entdeckte Land, dessen Ostküste sich von dem Cap Digges an südostwärts bis beinahe in 50° N. Br. erstreckt, ist gleichsam ein zwischen der Hudsonsbai, dem atlantischen Meere und dem Meerbusen St. Lorenz eingeschlossenes Dreieck. Seine äußere oder Ostseite ist gegen 270 deutsche Meilen lang, und der ganze Flächeninhalt könnte leicht 20,000 deutsche Quadratmeilen betragen. Seinem südöstlichen Vorgebirge, dem Cap Charles, gegenüber, durch die enge Straße Belleisle getrennt, liegt die, wegen ihrer vielen vortrefflichen Häfen den europäischen Seemächten so wichtige, mit Sandbänken umgebene Insel Neufundland, (Newfoundland, Fr. *Terreneuve*) und verschließt den Eingang in den Meerbusen St. Lorenz, bis auf die Enge, die sie mit der südlich gelegenen, kleineren Insel Cap Breton formirt. Schon im Jahre 1497 entdeckte Johann Cabot diese Insel. Den ersten Punkt, der ihm zu Gesichte kam, nannte er primera vista, zuerst gesehen, woher vielleicht eben erst oder neu gefunden und Neufundland, entstanden ist; dem ganzen Lande aber gab er, wegen der Menge Kabbeljau, womit die dortige Meeresgegend angefüllt ist, den Namen Terra de Baccalhaos.

Der schöne, große Sanct Lorenzstrom kommt von Süd-

westen herab, um sich in den Meerbusen dieses Namens zu ergießen, dessen südliche Küste dann wieder südostwärts fortstreicht, bis sie sich in der Gegend der Insel Cap Breton, die ehedem Isle Royale hieß, ein wenig nordostwärts heraufbiegt. Cap Breton hat einen Flächeninhalt von 112 deutschen Quadrat-Meilen; es streckt seine langen Landspitzen dem gegenüber liegenden Neufundland entgegen, und wird vom festen Lande durch die enge Durchfahrt (gut) von Canso getrennt.

Von dieser Gegend an behält nun die Ostküste des neuen Welttheils im Ganzen genommen eine südwestliche Richtung, die sich erst in Florida unter 31° N. Br. wieder ändert. Der Enge Canso gegenüber finden wir zuerst die Halbinsel Neuschottland (Nova Scotia), sonst Acadien genannt, die bereits 1524 von dem in französischen Diensten stehenden Florentiner Verazzani entdeckt worden ist. Das ehemals zu dieser Provinz gehörige, von derselben durch den Meerbusen Fundy getrennte und gegen Norden durch den St. Lorenzfluß begrenzte Gouvernement Neubraunschweig (New Brunswick) und die Insel Cap Breton mit eingerechnet, beträgt ihr Flächeninhalt 1959 deutsche Quadratmeilen. Neubraunschweig wird gegen Süden durch eine Grenzlinie abgeschnitten, welche von dem Flusse Ste. Croix in der Bai Fundy nordwärts bis an das sogenannte Hochland in 48° 45′ N. Br., dann aber westlich bis an den St. Lorenzfluß geht, den sie oberhalb Montreal berührt. Alles was südwärts von dieser Grenze an der Seeküste liegt, gehört schon in das Gebiet der vereinigten amerikanischen Staaten.

§. 7. Canada und die westlichen Länder.

Als der französische Entdecker Jaques Cartier im Jahr 1535 den St. Lorenzstrom entdeckte und hinaufwärts schiffte, hörte er die Wilden ihre Dörfer oder beisammen liegenden Hütten Canada nennen, und gab dem Lande, das er zum erstenmal den europäischen Abentheurern bekannt machte, diesen Namen, der ihm auch bis jetzt geblieben ist*) Die Grenzen dieser gegenwärtig unter englischer Botmäßigkeit stehenden Provinz lassen sich

*) S. Discours du Voyage de *J. Cartier* aux Terres neuves, les Canades etc. 8. Rouen, 1598. J. R. Forster's Geschichte der Entdeckungen und Schifffahrten im Norden. Frankfurt an der Oder, 1784. 8. S. 502.

schon mit ziemlicher Genauigkeit bestimmen; sie liegt zwischen den amerikanischen vereinigten Staaten und den Ländereien der Hudsonsbai-Compagnie gleichsam eingeschlossen. Diese letzteren, welche den untersten Theil des großen Meerbusens dieses Namens, oder der Jamesbai, umschließen, scheiden sich von Canada durch die natürliche Grenze eines gebirgigen Gürtels, welcher vom Lande Labrador bis in den 50. Grad der Breite nach Süden geht, dann einen Bogen nach Westen macht, hierauf sich wieder bis zum 48. Grade der Breite senkt, und endlich nochmals eine große Strecke weiter gegen Abend in 50° den See Superior von der Hudsonsbai trennt. Der St. Lorenzfluß, den man von seiner Mündung bis an seinen Ursprung im See Ontario in südwestlicher Richtung hinaufsteigen muß, bildet die südliche Grenze von Canada. Bis Montreal liegen englische Besitzungen zu beiden Seiten des Flusses; nämlich an der Nordseite Canada, und an der Südseite Neu-Braunschweig. Jenseits dieses Ortes aber wird der Fluß die Grenze zwischen Canada und den vereinigten amerikanischen Staaten. Dem Friedensschlusse von 1783 gemäß, geht diese Grenzlinie fort durch die Mitte der vier großen Seen: Ontario, Erie, Huron und Superior, durch den Langen- oder Regensee (Lac la Pluye), oberhalb des großen Trageplatzes (Grand Portage), bis an die Nordwestspitze des Waldsees (*Lac des Bois*, L. of the Woods), und von da westlich bis an den Mississippi; worauf sie längs der Mitte dieses Flusses bis 31° N. Br. hinabsteigt, ehe sie sich ostwärts über den beiden Floridas und wieder an das atlantische Meer begibt. Das Gebirge, welches so nahe am nördlichen Ufer des Sees Superior sich hinzieht, und jenseits dessen der Regensee schon nordwestlich liegt, dürfte indeß mit Recht das weitere Hinausrücken der Grenzen von Canada nach Westen hin verbieten. Doch auch alsdann bleibt mit dieser Benennung ein Land von ansehnlicher Größe bezeichnet, dessen Umfang nicht viel weniger als 20,000 Quadratmeilen fassen kann. Einzelne Thäler abgerechnet, die sich weit nach Norden hin erstrecken, ist der 50. Grad der Breite seine nördlichste Grenze, so wie der 43. die Spitze zwischen den Seen Erie und Huron berührt, die am weitesten nach Süden geht.

Wenn man vom See Superior eine Linie nach Nordwesten zieht, so berührt sie das Eismeer ungefähr an dem Punkte, wo Mackenzie auf dem von ihm neuentdeckten Flusse dazu ge-

langte. Ostwärts von dieser Linie, liegen unzählige Seen und Flüsse zwischen derselben und der Hudsonsbai; westwärts aber ist Alles eine unbekannte Wildniß, bis an die Küsten des nördlichen stillen Meeres (großen Oceans). Viele der hier befindlichen Seen haben schon oft ihre Namen verändert; und die wenigen Punkte abgerechnet, welche von den Beamten der Hudsonsbai-Compagnie astronomisch bestimmt worden sind, bleiben die meisten Angaben der Rauchhändler von der Lage und Richtung, Gestalt und Größe dieser Gewässer noch äußerst unzuverlässig.

Der Fluß, auf welchem Mackenzie das Eismeer erreichte, die Mündung dieses Flusses, das Eiscap, wo Cook des Eises wegen nicht weiter konnte, sodann von diesem Vorgebirge an, der Umriß des Landes nach Süden hin, durch die Behringsstraße, um die Landzunge Alaska, und ostwärts, den Cooksfluß und Prinz Wilhelm's Sund vorbei, bis an die Admiralitätsbai, sind die Grenzen der nordwestlichen Extremität von ganz Amerika, des Theiles nämlich, womit sich dieser Welttheil dem nordöstlichen Asien nähert. Wenn man die Länder um die schmale Landzunge Alaska abrechnet, liegt diese ungeheuer große Landmasse fast gänzlich jenseits des 60. Grades der Breite, und steigt an einigen Orten, so viel wir jetzt wissen, wenigstens bis über den 70. gegen den Pol hinauf. Der Flächeninhalt kann vielleicht mehr als 40,000 deusche Quadratmeilen betragen, wovon außer den eben erwähnten Küsten auch nicht ein Fuß breit bekannt ist. Die wenigen Punkte dieses nördlichen Landes, welche durch russische Seefahrer und Pelzhändler entdeckt worden sind, blieben bis auf Cook's Reise ungewiß und unbestimmt; allenfalls hatten Behring's und Tschirikof's Entdeckungen vor den übrigen den Vorzug einer größeren Zuverlässigkeit. Dem großen brittischen Weltumsegler gebührt das Verdienst der ersten genaueren Beschiffung und Aufnahme dieser Küste, wovon seitdem nur einige Theile vollständiger erforscht worden sind. Es wäre überflüssig, mich hier auf Erörterungen einzulassen, und die einzelnen Einbusen, Vorgebirge und Inseln der Reihe nach zu nennen, wovon man eine so umständliche Nachricht in den Reisebeschreibungen der neuen Seefahrer finden kann. Mein Zweck kann hier nur dahin gehen, das Allgemeine zusammenzufassen und den Leser auch dort, wo Abschweifungen in das Umständlichere unvermeidlich sind, stets wieder darauf zurückzuführen.

Verfolgt man von der Admiralitätsbai die Nordwestküste

von Amerika, die man von 60° bis 40° N. Br. eigentlich mit dem Namen, den ihr erster Entdecker, Sir Francis Drake, ihr ertheilte, Neu-Albion nennen sollte, so wird man gewahr, daß fast alles daselbst erst seit der letzten Cookischen Schifffahrt bekannt geworden ist. Nicht leicht wird man eine Seeküste finden, die auf einer Strecke von 20 Graden der Breite so viele schon bekannte vortreffliche Häfen aufzuweisen hätte, und dabei noch so viele künftig zu entdeckende verspräche. Bestätigt es sich, daß hier ein großer Theil der bisher für festes Land gehaltenen Entdeckungen nur aus Inseln von verschiedener Größe besteht, und führt insbesondere die merkwürdige von Duncan und Meares gesehene Einfahrt des Juan de Fuca zu einem großen Busen des Meeres, der sich hinter den äußeren Küsten tief in das Land erstreckt, so hat die Schifffahrt nebst dem Handel aus dieser Gegend noch wichtige Erweiterungen und Vortheile zu hoffen. Schon die jetzt durch Meares, Barclay, Hanna, Portlock, Dixon, Duncan, Colnett, Douglas u. a. m. entdeckten Häfen in der Gegend, wo die Küste einen Busen nach Osten macht und die Königin-Charlotteninseln vor sich liegen hat, insbesondere der Buccleughsund, der Stephenssund, der Nepeansund mit den Inseln der Kronprinzessin, der Fitzhughsund, der Königin-Charlotten-Sund, und der Nutkasund, ohne die nördlich von dieser ganzen Strecke gelegenen Häfen zu rechnen, bieten dem Geographen, der nicht bloß an dem Vorhandenen sich genügen läßt, sondern auch über dessen höheren Zusammenhang mit den wirkenden Ursachen seines Entstehens nachzudenken gewohnt ist, eine reichhaltige Quelle künftiger Ergänzungen der physikalischen Erdbeschreibung dar.

Die innere, zwischen dieser Küste und der Reihe bereits entdeckter Landseen eingeschlossene Gegend, kann nur so lange unbekannt bleiben, als es die Betriebsamkeit unternehmender Kaufleute nicht belohnt, die im 50. Parallelgrade vom See Superior bis an die Küste von Neu-Albion noch etwa 340 deutsche Meilen lange Strecke zu durchdringen. Weiter nordwärts ist die Entfernung des letzten Postens der Hudsonsbai-Compagnie von dieser Küste noch ungleich geringer. Hudsons-Haus am Flusse Sask-aschawan liegt in 53° N. Br. und in 106° 27′ westlicher (253° 33′ östlicher) Länge. Allein seit Kurzem hat man noch viertehalb Grade weiter gegen Westen, und etwa 45 englische Meilen nördlicher, an demselben Flusse den neuen Posten Manchester-Haus angelegt, welcher folglich von dem östlichen

Punkte der Küste Neu-Albions in eben demselben Grade der Breite (53° 45′) in gerader Linie nur 160 deutsche Meilen entlegen sein kann. Vom Mackenziesflusse aber in 61° N. Br., nicht weit von dem Orte, wo er aus dem Sclavensee hervortritt, bis an die Küste, wo der Kreuzsund, Portlockshafen, Salisbury- und Norfolkssund, Banks- und Bukarelli-Hafen, Nepeansund, u. s. w. alle beinahe in gleichem Abstande, oder in einem Bogen liegen, beträgt die Distanz nur 135 Meilen. Endlich liegt der allerletzte Posten der Husonsbai-Compagnie, Peaceriver-fort oder das Fort am Friedensflusse, welcher in das Südwestende des Arathapeskow (oder auch Arabaska), Sees von Südwesten heraufkommt, nach Arrowsmiths Angabe ungefähr in 58° 15′ N. Br. und 241° 15′ östlicher Länge, mithin 12° 18′ westlicher als Hudsonshaus, und kaum 100 deutsche Meilen von Nepeansund. In dieser Gegend also läßt sich ein Punkt denken, wo die an der Küste ins Meer fallenden Flüsse mit denen, die sich nach dem Sclaven- und Arathapeskowsee ziehen, auf einer gemeinschaftlichen Höhe entspringen und vermittelst eines Trageplatzes den kühnen Pelzhändlern ihren Waarentransport erleichtern können.

Der 40. Grad der Breite kann gewissermaßen als die südlichste Grenze desjenigen Landes gelten, welches wir hier unter dem Namen des Nordens von Amerika beschreiben. Philadelphia an der Ost-, und das Vorgebirge Mendocino an der Westküste dieses Welttheils, liegen beide in dieser Breite, und sind folglich die äußersten Punkte dieses Parallelkreises, so fern er Amerika berührt. Allein theils die Natur, theils die Politik verbietet uns, die Grenzen der Länder in geraden Linien abzustecken; die Richtung der Gebirge und der Lauf der Flüsse zwingen uns, bald höher gegen Norden hinauf, bald weiter südlich hinabwärts zu steigen. Der eben angegebene Parallelkreis durchschneidet schon alle die Flüsse, die sich aus dem Norden in die spanischen Provinzen Louisiana, Neumexico und Neuleon ergießen: den Rio Colorado, den Rio Bravo und den Mississippi. Unweit der Quellen des letzteren, die 30 bis 50 deutsche Meilen westwärts vom See Superior in 47° N. Br. liegen, nimmt auch der Oreganfluß seinen Ursprung, der seinen Lauf nach Westen richtet, und von dem man schon lange glaubt, daß er sich in das muthmaßliche Westmeer an der Küste von Neu-Albion, ziemlich iu einerlei Breite mit Juan de Fuca's Einfahr (48° 30′ N. Br.), ergieße. Aus meiner Abhandlung über die Nordwestküste von Amerika erhellet zur Genüge, daß die

Grenze der spanischen und englischen Besitzungen in dieser Gegend noch streitig ist, und daß man sogar im letzen Friedensschlusse die Bestimmung derselben vermieden hat. Wo also die Linie von der Küste Neu-Albions bis an den Mississippi zu ziehen sei, welche den brittischen Norden von Spaniens amerikanischen Reichen trennt, muß späteren Zeiten zur Entscheidung aufbehalten bleiben.

Rechnen wir nun die Länder zusammen, die den Norden von Amerika jenseits der spanischen Besitzungen und der neuen Republik der vereinigten Staaten ausmachen, so haben wir eine Oberfläche von 185,000 bis 190,000 geographischen Quadratmeilen, zwischen 40° und 80° nördlicher Breite, und zwischen 10° und 170° westlicher Länge. Von dieser Oberfläche müssen wir jedoch 5 bis 6000 Quadratmeilen für den Flächeninhalt der zahlreichen großen und kleinen Seen und Flüsse abziehen, welche dieses Land so reichlich mit frischem Wasser versorgen und die Communication darin so sehr erleichtern. Nach dieser Verminderung bleibt ein Land übrig, welches mit Europa, wenn wir dessen Flächeninhalt nach Herrn Crome zu 174,090 Quadratmeilen annehmen, völlig gleiche Größe hat, wiewohl es im Ganzen genommen, viel weiter gegen Norden liegt. Indeß faßt auch der gemäßigtere, bewohnbare Strich dieses weitläufigen Gebietes, zwischen 43° und 51° N. Br, eine Oberfläche von 66,500 Quadratmeilen in sich, die in Europa nur von dem russischen Reich an Größe übertroffen wird. Um diese Größe mit einer anderen in Amerika selbst zu vergleichen, verdient hier wohl bemerkt zu werden, daß der ganze Flächeninhalt der vereinigten Staaten 62,500 Quadratmeilen beträgt, von denen 4,980 Quadratmeilen für die Gewässerfläche, und 21,462 Quadratmeilen für das noch unveräußerte Staatseigenthum, welches zur Tilgung der Nationalschuld bestimmt ist, abgerechnet werden müssen, da denn für die vereinigten Provinzen 36,058 Quadratmeilen zwischen dem 49. und 30. Grade der nördlichen Breite übrig bleiben*)

Diesen Seitenblick wird man uns um so viel eher verzeihen, da er zur Beurtheilung des künftigen Flors der neuen Welt einen so brauchbaren Maßstab gibt. Ein fruchtbares Land, größer als Frankreich, Spanien, Portugal, die Schweiz, die Niederlande und Deutschland zusammengenommen, in einem gemäßigten Him-

---

*) Morse, American Geography, Elizabethtown, 1789. 8. p. 35.

melsstriche, von zahlreichen, schiffbaren, leicht zu verbindenden Flüssen und Seen nach jeder Richtung durchschnitten, mit vielen geräumigen sicheren Häfen versehen, reich an Produkten des Bodens, die unter gesitteten Menschen zu den allgemeinsten Bedürfnissen gehören, bewohnt von drei Millionen (3,083,600) thätiger, unternehmender, arbeitsamer, Handel treibender, freier Bürger, europäischer Herkunft und einfacher Sitten, deren Anzahl sich außerordentlich schnell vermehrt: welch ein Schauspiel verspricht es nicht unserem Welttheil und seinen Bewohnern, die auf dem langen Wege von der ursprünglichen Wildheit zur Cultur, sich durch die Gräuel der Knechtschaft und der feudalischen Barbarei hindurcharbeiten mußten und manche unvertilgbare Narbe davon getragen haben, um ihre Brüder jenseits des atlantischen Meeres in Stand zu setzen, dort anzufangen, wohin sie bis jetzt mehrentheils vergeblich strebten! —

II.

Physische Beschaffenheit.

§. 8. Wassersammlungen.

Man kann es nicht oft genug wiederholen, daß der Norden von Amerika ein wasserreiches Land ist, und von seinen unzähligen Flüssen und Seen den unterscheidenden Charakter entlehnt, der ihn vor allen anderen Ländern der alten und neuen Welt besonders auszeichnet. In Europa ist Schweden nebst Finnland, was diesen Punkt betrifft, dem Lande, das wir beschreiben, noch am ähnlichsten; doch unterscheidet es sich theils durch seine höheren und steileren Gebirgsketten, theils durch seine Lage, die, Schonen ausgenommen, größtentheils innerhalb des 60. Grades der Breite eingeschlossen ist, theils endlich durch seinen verhältnißmäßig unbedeutenden Umfang. In Asien findet man zwar auch eine Kette von Landseen zwischen dem schwarzen und dem ochotskischen Meere; aber nur in weiten Entfernungen hingestreuet. Von diesen ist der caspische See bei weitem der beträchtlichste, und hat zugleich die südlichste Lage. Der Aralsee, in geringer Entfernung gegen Osten, und nach jenem der größte, hing wohl unstreitig ehedem mit ihm zusammen; so wie einst vermittelst des Möotis das schwarze Meer vermuthlich mit dem caspischen See

zusammenfloß. Die kleineren Seen, Telegul, Kabankulak, Schakurlik, Balchasch, Aluktugul und Kjurga führen von hier im Bogen hinaufwärts zum Saissan, durch den der Irtischfluß seinen Lauf nach Tobolks nimmt. Der Oleitusee, aus welchem der Selengofluß entspringt, der Tschintalas und der Kosogolsee liegen ebenfalls nordöstlich über einander nach dem weit größeren, noch nördlicher gelegenen Baikal hin, von welchem südöstlich einige andere kleinere Seen angetroffen werden. Allein, wenn man bedenkt, daß außer dem caspischen See, dem Aral und dem Baikal, die übrigen von unbedeutender Größe sind, und zwischen 40° und 50° N. Br. auf einer Strecke von 75 Längengraden vereinzelt und ohne Verbindung liegen, so bedarf es keiner weitläuftigen Erörterung, um die Verschiedenheit zwischen Asien und Amerika in Absicht der Wassermenge darzuthun. Dazu kommt noch, daß der Aral und der caspische See, vielleicht auch einige von den kleinern, die ich eben nannte, ein stark gesalzenes Wasser enthalten, weshalb man es allenfalls entschuldigen kann, daß ein Landsee, wie der caspische, so oft ein Meer genannt worden ist, obgleich schon Aristoteles die Unschicklichkeit dieser Benennung getadelt hat.

Die Gewässer in Nordamerika hat die Natur mit so freigebiger Hand gespendet, daß sie, nach aller Wahrscheinlichkeit, eine Fläche von mehr als 15,000 Quadratmeilen bedecken. Der See Superior allein enthält 2,025 Quadratmeilen, also beinahe den siebenten Theil dieser Größe. Bei dem ersten Blick in die Karte muß die Gruppe von fünf großen Seen Jedem auffallen, die gleichsam zwischen beiden Küsten in der Mitte, jedoch der östlichen näher, zwischen 42° und 49° der N. Br. den großen Wasservorrath enthält, den der einzige St. Lorenzstrom dem Ocean zuzuführen scheint. Mehr als 40 Flüsse, Bäche und kleinere Seen, worunter der Alemipigon oder der Nipegon der vornehmste ist, stürzen ihre Fluthen in das große Becken des Sees Superior, des höchsten, größten, nordwestlichsten in dieser Gruppe. Sein reines klares Wasser besitzt eine der Luft ähnliche Durchsichtigkeit, so daß man bei stillem Wetter das ungeheure Felsenbett, worauf es ruhet, in einer Tiefe von mehr als sechs Klaftern mit allen seinen Unebenheiten deutlich erblickt. Dabei erzählt man von seiner Temperatur, daß in der Mitte des Sommers das Wasser eine Klafter tief unter der Oberfläche einen dem Gefrierpunkte nahen Grad der Kälte hat. Die Stürme, die haupt-

sächlich von Nordwesten her die furchtbarsten Wellen auf dem See erregen, kühlen die Luft, zumal an der Südseite des Sees, nachdem sie über seine ungeheure Wasserfläche hingestrichen sind, in dem bemerklichen Grade, daß daselbst gewisse Pflanzenarten nicht fortkommen, und insbesondere der sogenannte wilde Reis (Zizania aquatica?) keinen reifen Samen trägt. Die Inseln dieses Sees, Isle Royale, Maurepas, Phelypeaux und Pontchartrain, sind von beträchtlichem Umfange; die erstere ist gegen 20 deutsche Meilen lang und an einigen Stellen wohl acht Meilen breit.

Der große, längliche, nach Süden hin bis zum 41. Grade der Breite sich erstreckende See Illinois, der jetzt gewöhnlicher der Mischigan (Michigan) genannt wird, ergießt sich wenige Meilen südlicher als der See Superior, und mit diesem, in den Huron-See, welcher 200 deutsche Meilen im Umkreise hält, und ein nach Süden zugespitztes Dreieck bildet. Die Enge und die Fälle von St. Marie bilden den Zusammenhang desselben mit dem Superior, die Straße Mischillimakinak hingegen mit dem Mischigan-See. Jene Fälle tragen beinahe mit Unrecht ihren Namen, indem sie in einem Kanot, wenn ein erfahrner Steuermann es führt, ihrer Abschüssigkeit ungeachtet befahren werden können; der indianische Name der anderen Durchfahrt aber bezeichnete ursprünglich eine kleine Insel in ihrer Mitte, die einer Schildkröte an Gestalt ähneln soll, und deshalb von den Tschippewähs Mischillimakinak genannt worden ist. Der feste Posten dieses Namens, der Sammelplatz vieler südlichen, westlichen und nordwestlichen Stämme der Eingebornen, die dort mit den Rauchhändlern ihre Waare umzusetzen pflegen, liegt auf einer Landspitze, in welche sich die hohe Ebene zwischen dem Huron- und dem Mischigan-See endigt. Eine lange schmale Insel erstreckt sich im Huron-See nahe am nördlichen Ufer von Osten nach Westen; sie ist den Indianern heilig, und heißt in ihrer Sprache: Manitu-alin, der Aufenthalt der Geister.

Aus der Südspitze des Huron ergießen sich die vereinigten Gewässer des Sees Superior und des Mischigan-Sees durch den Huronfluß in den kleinen runden See St. Clara (St. Claire), der gegen 20 deutsche Meilen im Umkreise hat, und von ansehnlicher Tiefe ist. Unglücklicher Weise erschwert den Waarentransport eine Sandbank, die seine Mitte ganz durchschneidet, und über welche kein beladenes Boot gehen kann. Unterhalb

dieses Sees führt ein ruhiger, langsamer, tiefer Strom, Detroit, oder die Enge genannt, an dessen westlichem Ufer die Stadt gleiches Namens liegt, die Wassermasse weiter in den See von Oswego, der jetzt durchgehends Erie heißt.

Der Erie-See hat zwischen 41° und 43° N. Br. eine Länge von sechzig Meilen von Südwesten nach Nordosten, bei einer Breite von 10 bis 12, wo er am breitesten ist. Die Gewässer nehmen hier allmälig eine, ihrer bisherigen beinahe entgegengesetzte Richtung; denn der Fluß, durch welchen sie sich nunmehr in den See Ontario ergießen, kommt aus der Nordostspitze des Erie-Sees, und geht in gerader Richtung nach Norden. Seine ganze Länge beträgt nur sechs bis sieben deutsche Meilen; und etwa viertehalb Meilen nordwärts von dem Orte, wo er aus dem Erie-See hervortritt und 500 Schritte breit ist, bildet er jenen bewunderungswürdigen Wassersturz von Niagara, wo die Gewässer der vier obern Seen unaufhörlich über einen senkrechten Abgrund von 140 Fuß — ein Anblick von unnennbarer Größe! — hinunterrollen und das brausende Getöse ihres Falles auf 10 deutsche Meilen weit im Umkreise erschallen lassen. In der nächstfolgenden Strecke von anderthalb Meilen hat das Erdreich noch einen Abhang von 150 Fuß, wodurch hier eine schnelle ungestüme Strömung über die zerstreueten Felsenstücke hin, im Flusse Niagara verursacht wird. Das Fort dieses Namens liegt bei seinem Ausfluß in den Ontario, am östlichen Ufer. Dieser länglichrunde See, kleiner als die bisher beschriebenen, indem er nur 120 Meilen im Umkreise hält, empfängt noch an der Südostseite durch den Oswegofluß die Gewässer des kleinen Onondago-Sees, und ergießt sich dann an seiner nordöstlichen Spitze in den Fluß Iroquois, der sonst, wie der Ontario-See, Cartaraqui zu heißen pflegte, und etwa 40 Meilen weiter (bei der Stadt Montreal) den Namen des St. Lorenzflusses annimmt. Auf seinem nordöstlichen Laufe längs der ganzen Provinz Canada nimmt er die Gewässer verschiedener Seen auf, die theils innerhalb der Grenzen der vereinigten Staaten, wie die Seen Champlain und George (ehedem (St. Sacrement), theils nordwärts, wie der Nipissing, der Temiskaming, der Beauharnois, der Schwan-, der St. Peter, der St. John-, der Peritibi, der Manikuagon-See, und andere mehr, an der Grenze von Labrador und dem Gebiete der Hudsonsbai-Compagnie belegen sind.

Wenn man die Wassermenge berechnet, welche in diesen

Seen enthalten ist, und damit vergleicht, was der einzige Kanal des St. Lorenzflusses davon in den Ocean ableiten kann, so scheint es außer Zweifel zu sein, daß die Verdünstung der Seen der Sammlung der Wassertheilchen ziemlich das Gleichgewicht halten müsse. Augenscheinlich kann, weil der See Superior viel größer als die folgenden, niedriger gelegenen Seen ist, nur derjenige Theil des Wassers abfließen, welcher über dem niveau der Fälle von Ste. Marie liegt; allein es gibt nach aller Wahrscheinlichkeit beträchtliche Vertiefungen in dem Boden des Sees, aus welchem folglich das Wasser durch diesen Weg niemals verrinnt. Dasselbe gilt auch von den anderen Seen, und die Natur treibt also hier unaufhörlich ihr großes, dem Menschen unerreichbares Werk, das Wasser in Dünste aufzulösen, die Dünste in Luft zu verwandeln, die Luft wieder zu zersetzen und durch die Anziehungskräfte der Erde die Feuchte nochmals in jenen großen Behältern zu sammeln!

Nordwestwärts vom See Superior zwischen 50° und 59° der Breite sehen wir eine zweite Anhäufung von frischen Wassern, wovon das Hauptreservoir der große Winnipeg-See genannt wird, den die französischen Canadier Ouinipique aussprechen, und der in älteren Karten der große See der Assiniboils zu heißen pflegte. Seinem Flächeninhalte nach dürfte er in Amerika nur dem See Superior nachstehen, so wie die durch schmale Landzungen von demselben getrennten, westlicher gelegenen Seen, der Minitopa, der kleine Winnipeg, (ehedem Killistino oder Christinaux) und der Cedern-See nach dem Ontario zu den größeren Seen gezählt werden müssen. Der große Winnipeg verengt sich um die Mitte, und bildet daselbst viele Inseln, so daß die älteren französischen Pelzhändler wahrscheinlich daher Anlaß genommen haben, dem oberen Theile einen besonderen Namen zu geben und ihn den See Bourbon zu nennen. Mit der Hudsonsbai ist er durch drei Kanäle, die aus an einander hangenden Flüssen und Seen bestehen, bei Fort York und Severnhaus in Verbindung. Seinem südöstlichen Ende führt der große, einem schmalen See ähnliche Fluß Winnipeg die Gewässer des Wälder- oder Waldsees *(Lac des Bois)* zu; dieser hängt wieder in Südosten mit dem langen Regen-See (*Lac la Pluye*, Rain-Lacke) zusammen, von dem eine Kette von unzähligen kleineren Seen bis in die Nähe des westlichen Ufers des Sees Superior führt, mit welchem sie jedoch keinen unmittelbaren Zusammenhang hat. Hier ist die Stelle,

die bei allen canadischen Rauchhändlern unter dem Namen Grand Portage, oder des großen Trageplatzes, so berühmt ist, indem alle Waaren, womit man aus Canada nach Nordwesten auf den Pelztausch zieht, hier mit den Kanots eine Strecke von zwei deutschen Meilen über Land getragen werden, um sie auf die kleinen Seen, von diesen in den Regen-See, und so allmälig weiter nach dem Winnipeg und den vor Kurzem noch undurchdrungenen Wildnissen in Nordwesten zu bringen. In dieser letzten Richtung hat man bereits eine sehr große Anzahl nahe an einander liegender Seen entdeckt, die zum Theil mit dem Winnipeg und dem Cedern-See in Verbindung stehen und wovon einige, z. B. der See Clair, von ansehnlicher Größe sind. Ein Fluß, welcher in die Nordwestspitze des Cedern-Sees tritt, verbindet ihn mit dem Pine- oder Fichten-See, an welchem Cumberlandhaus gelegen ist, und der an seinem südwestlichen Ufer einen großen aus Südwesten kommenden Strom, den großen Pasquia, aufnimmt. In diesen fällt von Westen her ein anderer ansehnlicher Fluß, der Saskaschawan, an welchem, wie bereits erwähnt worden ist, die Hudsonsbai-Compagnie ihre westlichsten Posten in dieser Gegend, das Hudsonshaus und das Manchesterhaus, angelegt hat.

Der große Sclaven-See, von dem wir schon mehrmals gesprochen haben, kann als der Hauptbehälter des frischen Wassers in der noch nördlicheren Gegend von Amerika, zwischen 60° N. Br. und dem Eismeer, angesehen werden. Seine noch nicht genau bestimmte Größe ist gleichwohl bekannt genug, um ihn unmittelbar mit dem Winnipeg-See in Eine Klasse, und nur dem See Superior nachzusetzen. Seine größte Ausdehnung geht von Westen nach Osten, ein wenig nordöstlich, und gegen Norden bildet er einen großen Busen, der einen ansehnlichen Fluß aufnimmt und westwärts von diesem sich noch in eine 40 Seemeilen tiefe Bai verlängern soll. Aus seiner Südwestspitze geht der bereits beschriebene große Mackenziesfluß hervor, welcher nach einem mehr als 200 deutsche Meilen langen Lauf ins Eismeer fällt. Dagegen empfängt er an seiner Südostspitze den großen Sclavenfluß, der eigentlich nur eine Verlängerung des Arathapeskowflusses heißen sollte, indem dieser letztere von seinem Ursprung ungefähr in 55° N. Br. nach Norden steigt, in den Arathapeskow-See an dessen westlichem Ende tritt und dann seiner Mündung gerade gegenüber wieder in derselben nördlichen Rich-

tung unter dem Namen des Sclavenflusses seinen Lauf nach Norden fortsetzt. Der Arathapeskow-See, den man auch Arabaska nennt*), wiewohl er ungleich kleiner ist, als man ihn noch vor Kurzem ausgegeben hatte, gehört dennoch zu den größeren amerikanischen Seen. Er erstreckt sich von Westen nach Osten, wo er noch mit einigen andern Seen zusammenhängt. Die vielen beträchtlichen Seen, die Hearne auf seiner merkwürdigen Reise nach dem Eismeer berührte, die theils nördlich, theils östlich vom Sclaven-See liegen, stehen zum Theil mit diesem letzteren in Verbindung. Auch fällt ein dritter großer Fluß, der Clowey, aus der östlichen Gegend, unweit der Mündung des Sclavenflusses, in diesen See. Die Quellen des Dubant- (*Doobaunt*) Flusses, welcher in den großen See dieses Namens fällt, liegen von den Quellen des Cloweyflusses nicht weit entfernt: wenigstens wird die Communication, vermittelst der dazwischen befindlichen Gewässer, bis auf einige Trageplätze, sehr erleichtert; und da der Dubant-See wahrscheinlich durch den Chesterfields-Einbusen mit der Hudsonsbai zusammenhängt, so ist auch hier dem Rauchhändler ein Weg ins Innere geöffnet.

Nach der Analogie des bereits entdeckten Striches im nördlichsten Amerika, nach der Beschaffenheit der Küsten um Nepeansund und Fitzhughsund, wo alles offenbar die Anwesenheit großer Flüsse verräth, läßt sich mit einem hohen Grade der Wahrscheinlichkeit folgern, daß auch die noch unbekannten Gegenden in Westen und Norden dereinst großen Ueberfluß an frischen Gewässern zeigen werden. Die Ostküste der Hudsonsbai und das ganze Labrador weichen darin von der Beschaffenheit des übrigen Nordens von Amerika nicht ab. Der Mistassins-See und der See Atschi-Kunipi sind hier die großen Wasserbehälter, mit denen eine Menge kleinere im Umkreise verbunden sind. Von Grönland und den übrigen Polarländern ist uns das Innere gänzlich unbekannt; allein hier lassen die besondere Lage zwischen zwei großen Meeresflächen, die große nordische Kälte und die Höhe der Gebirgsrücken allerdings eine verschiedene Beschaffenheit vermuthen.

---

*) Arrowsmith hat diese letztere Benennung in der neuen Ausgabe seiner Karte vorgezogen; auf der unsrigen ist die erstere beibehalten.

§. 9. Gebirge.

Grönland scheint nach aller Beschreibung ein hohes felsiges Alpenland zu sein, auf dessen über einander gethürmten, schroffen Gebirgsrücken ewiger Schnee sich häuft, und ungeheure Eismassen die Thäler füllen. Nur an den westlichen Seeufern, längs der Baffinsbai bis etwa zum 70.° der Breite, findet man im Sommer das niedrige Land von Eis und Schnee entblößt; doch liegen auch hier die unermeßlichen Gletscher zwischen den Gipfeln hoher Alpengebirge, und drohen durch alljährliche Zunahme, bald, wie auf der gegenüberliegenden Ostküste, das noch unbewohnbare Land zu bedecken. Wo dieses Gebirge sich gegen Norden verliert, ist uns noch unbekannt; eine in den Seekarten fortgepflanzte Tradition erwähnt in 74° N. Br. eine Ansicht des östlichen Grönlands vom Jahr 1665, wo die Höhen von Schnee entblößt waren, und die Witterung milde gewesen sein soll. Nach dieser Angabe zu schließen, können die Berge hier nur von unbedeutender Höhe sein, und vielleicht ist dies mit dem ganzen übrigen Polarlande und der Küste des Eismeers in Amerika der Fall. Die allgemeine nautische Bemerkung, daß die Tiefe des Meeres sich mehrentheils wie die Höhe der Küsten verhält, scheint diese Muthmaßung einigermaßen zu bestätigen; denn im Norden über der Behringsstraße, und auf der amerikanischen Seite des kamtschatkischen Meeres ist die Tiefe des Wassers sehr gering, und die Küsten erheben sich nur in flachen Sandhügeln. Auch Hearne's und Mackenzie's Entdeckungen geben Beweise von der unbedeutenden Höhe der dortigen Gebirge. Sie fanden überall Wohnsitze der Menschen, überall jagdbare Thiere, und bis zum 68.° der Breite noch Bäume.

In der physikalischen Beschreibung desjenigen Theils von Nordamerika, der die vereinigten Staaten und die hier in nähere Betrachtung gezogenen Nordwestgegenden enthält, kann überhaupt die eigenthümliche Beschaffenheit der Gebirge, neben der außerordentlichen Wassermenge, für den zweiten characteristischen Zug gelten. Sowohl die Bergrücken, die sich von der Mitte des Landes Labrador nach dem St. Lorenzfluß und rund um Jamesbai nordwärts über den See Superior hinziehen, als die vom Cap Rosieres in Neubraunschweig anfangende, längs dem südlichen Ufer des St. Lorenzflusses, und sodann an der Ostseite des Sees Champlain und des Hudsonsflusses fortsetzende Reihe,

besteht verhältnißmäßig aus kleinen, selten über 1500 Fuß hohen und größtentheils weit niedrigeren Bergen und Hügeln. Selbst jene große Kette von Gebirgen, die sich in mehreren hinter einander liegenden Rücken zwischen dem atlantischen Meere, dem Mississippistrom und den fünf großen Seen erstrecken, denen man emphatisch den Namen eines Rückgrats der vereinigten Staaten gegeben hat, die aber sonst auch mit der allgemein angenommenen Benennung der Alleghenny-Gebirge bezeichnet werden, selbst diese sind nicht unordentlich hingestreuet, oder in hohe zackige Spitzen und Zinnen, wie die Alpen, zerrissen, sondern bilden regelmäßige Wälle, deren Abhang sich allmälig verflächt und deren senkrechte Höhe selten drittehalb 1000 Fuß übersteigt. Dies ist auch der Fall mit den nordwestwärts gelegenen Bergen zwischen den Gewässern, die mit dem Winnipeg-See in Verbindung stehen, und jenen, die nach dem Arathapeskow- und Sclavensee ihren Zug haben. Es ist auch keineswegs wahrscheinlich, daß in dieser mittleren Region von Nordamerika noch irgendwo ein höherer Gebirgspunkt entdeckt werden könne, indem der gemeinschaftliche Entstehungsort der größten Flüsse dieses Landes unfehlbar auch die höchste Gegend desselben bezeichnen muß. Nun entspringt aber, wie wir gesehen haben, der St. Lorenzfluß aus dem See Superior, der Mississippi etwa 30 Meilen westwärts von demselben, und der Oregan nur wenige Meilen weiter; die Flüsse Nelson oder Bourbon, Severn und Churchill nicht zu rechnen, die, indem sie aus dem Winnipeg und den damit verbundenen Seen abgeleitet sind, ebenfalls von jener gemeinschaftlichen Höhe ihre Quellen erhalten. Es verdiente die Aufmerksamkeit eines einsichtsvollen und mit Scharfsinn begabten Orographen, der zugleich in jeder anderen Beziehung Physiker wäre, hier die besonderen Umstände in Erwägung zu ziehen, wodurch dieses wasserreiche Plateau sich von den höheren Gebirgspunkten unseres Welttheils auszeichnet, und zu untersuchen, welchen Einfluß diese eigenthümliche Beschaffenheit des Nordens von Amerika auf sein Klima und seine Erzeugnisse haben könne.

Die Nordwestküste oder, was wir hier unter dem Namen Neu-Albion verstehen, scheint wenigstens vom 57.° der Breite an, mit höheren Gebirgen besetzt zu sein. Der Berg Edgecumbe, der Berg Fairweather, der Berg St. Elias, und die Gebirge, welche um Prinz Wilhelms-Sund und um den Cooksfluß liegen, haben jene schroffere, picähnliche Gestalt, wodurch sich die höch-

sten Alpen unseres Welttheiles auszeichnen, und, wenn man die Entfernung, in welcher sie über dem Horizont sichtbar sind, in Erwägung zieht, unstreitig auch eine beträchtliche Höhe. Vielleicht also läßt es sich als wahrscheinlich annehmen, daß die Fortsetzung der mächtigsten Gebirgskette im amerikanischen Welttheile sich von Mexico nordwärts längs der westlichen Küste hinaufzieht. Allein verhältnißmäßig gegen die Andes oder unsere Alpen, oder die kaukasischen und tibetanischen Gebirge bleibt im Ganzen genommen jene nordwestliche Kette von einer sehr untergeordneten Höhe. Eine wichtige Bemerkung für den Geologen ist hier noch anzuführen übrig: im ganzen Norden von Amerika findet man nirgends eine Spur des vulkanischen Feuers und seiner Wirkungen, bis man in den Cooksfluß kommt und dort auf dessen westlichem Ufer einen feuerspeienden, kegelförmigen Berg erblickt. Die Kette der Inseln, welche, von der Halbinsel Alaska an, das kamtschatkische Meer gleichsam verschließen, und die gegenüber liegende Halbinsel Kamtschatka selbst auf der asiatischen Seite, gehören schon mehr zum plutonischen Reiche. So liegt auch auf der Nordostseite Island mit seinen Vulkanen in der Nähe von Amerika.

Bei der unbedeutenden Höhe der Gebirge und ihrer sanfteren Verflächung bleibt in dem großen Lande, welches wir hier übersehen, der größte Theil der Oberfläche den bewohnbaren Thälern, den Ebenen, den unabsehlichen Wiesen an den Ufern der Flüsse, den Sumpfgegenden und Niederungen zugemessen. Die Gegend um die fünf großen Seen ist eine erhabene Bergfläche, oder Platteform (plateau) welche über alle benachbarten Gebirgsrücken hinausragt, und von welcher sie eigentlich nach verschiedenen Richtungen ausgehen. Ihre verhältnißmäßig geringe Höhe, ihr Wasserreichthum, ihre Lage in dem gemäßigten Erdstriche zwischen 40° und 50° der Breite, ihr üppiger, stolzer, mannigfaltiger Pflanzenwuchs machen sie zum Lieblingsaufenthalte verschiedener Gattungen von Thieren, und zugleich der zahlreichsten und mächtigsten unter den eingebornen Menschenstämmen. Schaut man von ihrer Höhe nach Süden hinab, so sieht man längs dem Laufe des Illinois, des Wabasch, des Ohio, des Schawano und des Tscherokiflusses, welche sämmtlich von Osten her in den Mississippi fallen, ein unermeßliches, zum Anbau reizendes, mit allen Bedürfnissen des Lebens reichlich versehenes Wiesenland, in dessen Wäldern unzählige Heerden von

wilden Rindern und Rehen umherstreifen, wo die Biber an den Ufern der Bäche ihren kunstreichen Bau vollführen, wo die Gattungen des wilden Geflügels in endloser Verschiedenheit des glänzendsten Gefieders die Wipfel der Bäume bevölkern, und ein mildes Klima den Herrn der Schöpfung anlockt, sich einen Wohnsitz zu wählen und in der Anwendung seiner Kräfte auf ein fruchtbares Land den reinsten Genuß, dessen er fähig ist, einzuernten. Hier ist es, wo die Republik der vereinigten Staaten 220 Millionen Morgen Land, zu künftigen Niederlassungen bestimmt, gegen Erlegung eines geringen Ankaufpreises den neuen Ansiedlern überläßt, und wo sie ihren in dem Kampf um Unabhängigkeit verdient gewordenen Heeren ein Eigenthum zur Belohnung angewiesen hat. Der Verkehr mit den spanischen Colonien am jenseitigen Ufer des Mississippi und an dem Meerbusen von Mexico, welcher bald den unmittelbaren Handel nach den westindischen Inseln erzwingen wird, bietet diesen neuen Anlagen die sicherste Aussicht auf einen schnellen Zuwachs von Macht und Bevölkerung und dauerhaftem Wohlstand dar.

Nordostwärts von der großen Berg=Ebene erstrecken sich die des Anbaues fähigen Länder zu beiden Seiten des St. Lorenzstroms; minder reich und üppig zwar, als an jenen von der Natur begünstigten Gestaden des Ohio, dessen Name schon vom unwiderstehlichen Eindruck des Schönen auf die Empfindung selbst des rohen Indianers zeugt, *) — aber gleichwohl noch ergiebig genug, um die Mühe des Pflanzers mit Ueberfluß zu belohnen. — Im Westen scheint ein unermeßliches Thal den Oreganfluß zu begleiten, und wahrscheinlich erweitert es sich zu großen Ebenen, ehe dieser Strom das westliche Meer erreicht. — Hingegen nach Nordwesten hin verräth die Zahl und Lage der Seen, nebst dem Laufe der Flüsse, daß in dieser Richtung die große Bergebene mit geringen Abänderungen ihrer Höhe bis jenseits des Sclaven=Sees fortsetzen muß, und diese erstaunliche Verlängerung derselben erklärt zugleich die sonst unbegreifliche Kälte des Nordwestwindes, die besonders auf das Klima der am atlantischen Meere belegenen, mittleren Provinzen einen so nachtheiligen Einfluß hat.

---

*) Ohio heißt der Schöne.

§. 30. Amerikanische Kälte.

Es wäre sicherlich für die Grenzen dieses Aufsatzes ein viel zu weitumfassendes Unternehmen, die Ursachen der verschiedenen Erscheinungen, wodurch sich der neue Welttheil von dem unsrigen auszeichnet, aufsuchen und auseinander setzen zu wollen. In den meisten Fällen würden uns überdies die unüberwindlichsten Schwierigkeiten an der Erreichung unserer Absicht hindern, da die Thatsachen, worauf sich eine jede Untersuchung dieser Art gründen muß, noch so vielem Widerspruch unterworfen sind. Alles, was wir also thun können, wird darin bestehen, über die allgemeine Beschaffenheit des nordamerikanischen Nordens das Zuverlässigste auszusondern, um es den Lesern hier vorzulegen und ihnen zugleich die Anwendung davon zu überlassen. Anstatt also zu untersuchen, in wiefern die Abwesenheit der Vulkane, wovon wir vorhin gesprochen haben, dort zur Hervorbringung einer verhältnißmäßig weit größeren Kälte mitwirken könne, wollen wir uns begnügen, dieses Phänomen zuerst in nähere Betrachtung zu ziehen und aufs Reine zu bringen.

Alle Entdecker und Ansiedler von Nordamerika bemerkten bald, daß daselbst unter gleichen Graden der Breite eine weit strengere Kälte, als in unserm Welttheile, herrschte. In Canada, in Neuschottland, in Neufundland südwärts vom 50.° der Breite erstarren die größten Flüsse, selbst der St. Lorenzstrom, des Winters mehrere Monate hindurch mit mehr als klafterdickem Eise; indeß in Frankreich und Deutschland unter gleichen Graden der Breite der Winterfrost im Durchschnitte weit gelinder ist. In Pensylvanien sogar, dessen Hauptstadt unter 40° der Breite liegt, ist die Kälte des Winters so strenge, wie bei uns im 50. Grade. Geht man aber noch weiter nach Norden, an die Küste Labrador und die Ufer der Hudsonsbai, die mit dem nördlichen Deutschland und den brittischen Inseln in gleicher Breite liegen, so findet man ein trauriges Klima, einen Boden, der zum Anbau schlechterdings unfähig ist, und einen Grad des Frostes, wobei die stärksten geistigen Getränke sogar in geheizten Zimmern gefrieren. Etwa 100 Meilen weiter gegen Norden, in Grönland, liegt ewiges Eis längs den Küsten und auf den Gebirgen. Aus diesen Angaben erfolgte nunmehr der Schluß, daß Amerika überall weit kälter als Europa unter gleichen Graden der Breite sei; allein uns kommt es dennoch so vor, als ob in dieser allgemei-

nen Ausdehnung des Satzes einige Uebereilung liege. Das Innere von Nordamerika jenseits der Alleghenny-Gebirge genießt ein ungleich milderes Klima, als die Ostküste unter einerlei Polhöhe. Der wilde Reis (Zizania), der, wie gesagt, am südlichen Ufer des Sees Superior nicht reifen will, wächst häufig und bringt reifen Saamen oberhalb des Winnipeg, beinahe fünf Grade weiter gegen Norden. So viel hängt von besonderer Lage und localen Umständen ab. Hearne und Mackenzie fanden auf ihren Reisen die Länder des Inneren bis zum 68.° mit Waldung bedeckt; und weiter erstreckt sie sich auch in unserem Welttheile nicht. Die Westküste endlich, oder Neu-Albion, soll, nach dem Zeugnisse der älteren sowohl als der neuesten Entdecker, ihrer höheren Gebirgsketten ungeachtet, ein sanfteres Klima als die Ostküste genießen. Diese Verschiedenheit zwischen den zwei entgegengesetzten Küsten eines Welttheiles findet auch in dem unsrigen Statt. In Ochotsk unter dem 60.° Grade der Breite sieht man zuweilen die Sonne nicht drei oder viermal in einem Sommer; keine Art von Anbau ist daselbst möglich, und die Winterkälte, die bis in den Mai fortdauert, bedeckt den Hafen und den ganzen Meerbusen mit Eis. Noch ungleich südlicher, bis an die chinesische Mauer, gestattet der Himmelsstrich keinen Kornbau, und in Pecking selbst, das mit Philadelphia und mit Toledo in 40° der Breite liegt, ist der Winter außerordentlich strenge. Die Ursache dieses Unterschiedes zwischen der Temperatur der östlichen und westlichen Küsten sei welche sie wolle, so ist wenigstens das Faktum so beschaffen, daß es den anfänglich so auffallenden Unterschied zwischen der Temperatur beider Welttheile merklich vermindert. Allerdings bleibt zwar, auch wenn man diesen Punkt erwägt, ein Unterschied des Himmelsstriches zum Vortheile von Europa noch übrig; allein hier treten nun so viele Ursachen ein, von denen keine für sich hinreichend wäre, das Phänomen zu erklären, die aber zusammengenommen mehr als hinreichend zu sein scheinen, es wirklich hervorzubringen. Dahin gehören die ungeheure Menge Wassers, welche die Luft sehr feucht erhalten muß; die flache Beschaffenheit des höheren Landes, auf welchem die kalten Nordwestwinde ungehindert fortstreichen können; die Menge der Wälder, der Mangel der Einwohner und des Anbaues, endlich und zuletzt, auch ohne zu spotten, die gänzliche Abwesenheit eines vulkanischen Heerdes. Vielleicht also, wenn die Cultur hier große Fortschritte macht, wenn neue

Niederlassungen nach allen Seiten hin angelegt werden, wenn das Menschengeschlecht sich von drei bis zu einigen 100 Millionen vermehrt, wenn die Wälder ausgerottet sind, wenn die ungepflügten Aecker ausdünsten können, wenn die Seen aus Mangel an Zufluß und Anziehungskraft allmälig austrocknen; — dann ändert sich das Klima von Amerika, und wird dem unsrigen ähnlicher, so wie das unsrige vor 2000 Jahren nicht nur dem jetzigen amerikanischen an Kälte glich, sondern auch die Thiere hervorbrachte, die gegenwärtig nur dem erstarrten Norden eigen sind. Es kann indessen auch sein, daß die besondere Gestalt der Länder in Amerika und ihre relative Lage auf ihren Himmelsstrich einen gewissen Einfluß hat. Unstreitig wäre Neufundland als Insel nicht so kalt, wenn Labrador ihm nicht unmittelbar zur Seite, und Grönland im nahen Norden gegenüber läge; unstreitig wirken auch die tiefen Busen der Baffins- und der Hudsonsbai zur Mittheilung einer kalten Temperatur, vermittelst der darüber hinstreichenden Winde.

§. 11. Produkte des Mineralreichs.

Das Innere von Nordamerika ist in Absicht der Bestandtheile seiner Gebirgsmassen noch ein unerforschtes Land. Theils die gänzliche Unbekanntschaft der wenigen Kaufleute, die jene großen Einöden durchwandert haben, mit den Körpern des Mineralreiches, theils auch die Schwierigkeit, in einem überall mit Pflanzen und Bäumen bekleideten Lande solche Stellen anzutreffen, wo die Schichten und Gebirgslager genau erkannt und unterschieden werden können, wird vielleicht noch lange Schuld sein, daß in diesem Theile der Gebirgslehre eine große Lücke bleibt. Ein paar allgemeine Bemerkungen, die ich hier aufzeichnen werde, sollen daher nicht sowohl von der wirklichen Beschaffenheit der nordamerikanischen Gebirge Rechenschaft geben, als vielmehr künftige Mineralogen auffordern, sie zu bestätigen oder zu berichtigen und zu ergänzen. Im höchsten Norden, z. B. in Grönland und in den hohen, schroffen Felsengebirgen an der Küste Neu-Albion und am Cooksfluß dürften wahrscheinlich Granit und Schiefergebirge von der ältesten Entstehung zu suchen sein. Asbest und Amianth werden uns häufig von Neugrönland zugeführt, und als Schiefergebirge scheint Cook die Bergart am Nutkasund zu beschreiben. Nach Kalms Berichten

ist in Canada eine aus Quarz, Glimmer und Kalk gemischte Felsart, folglich ein Gemenge von verhältnißmäßig späterer Entstehung, häufig anzutreffen. Labrador enthält unstreitig dem Granit verwandte Gebirge, wie sich aus einigen Worten, die Curtis in seiner Beschreibung fallen läßt, und aus dem Feldspath ergiebt, der wegen seines schönen schillernden Glanzes so bekannt geworden ist. Bereits in den ältesten Reisebeschreibungen finde ich eine Spur, daß dieser so genannte Labradorstein auch in dem Meerbusen Fundy, zwischen Neuschottland und Neuengland, drei Viertelmeilen weit von der Insel Menan, eine Klippe bildet, die mehrentheils vom Wasser bedeckt ist. Ihr Entdecker, de Razilli, hielt sie zwar für echten Lasurstein; allein ein solcher Irrthum ist einem Abentheurer von seiner Art verzeihlich, und war es vor 150 Jahren noch mehr als jetzt.

Von Neufundland an über Cap Breton und Neuschottland bis in die mittleren vereinigten Staaten erstrecken sich Schiefergebirge von einer späten Entstehung mit unermeßlichen Kohlenflötzen vermischt. Alle die verschiedenen Rücken und Zweige des großen Alleghenny-Gebirges bestehen aber aus Quarzfels und darüber geschichtetem Sandstein, an deren Verflächungen die Kalk-Schiefer- und Kohlenflötze aufsitzen. In allen diesen Gebirgen sind Eisen und Kupfer die gewöhnlichsten und häufigsten Metalle; Blei wird ungleich seltener angetroffen, und von den sogenannten edlen Metallen hat man, so viel ich weiß, noch keine Spur. Alles, was man in Gebirgen von später Entstehung anzutreffen pflegt, Pflanzenabdrücke und Petrefakten, Steinöl, Kohlen, Schwefel, Mittelsalze, phosphorsaures Eisen, Marmorarten u. s. w. besitzen die vereinigten Staaten an verschiedenen Stellen zwischen den Alleghenny-Gebirgen und dem atlantischen Meere. Kochsalz, oder wenigstens zahlreiche Salzquellen liegen an der entgegengesetzten Westseite dieser Gebirge zwischen dem Ohio und Mississippi, und werden bereits in dem neuen Staate Kentucky von den Colonisten gradirt und benutzt.

Unstreitig aber scheint von allen Metallen im Norden von Amerika das Kupfer am häufigsten vorhanden, und am allgemeinsten verbreitet zu sein. Der Gebrauch des Eisens war den ursprünglichen Einwohnern jenes Welttheils gänzlich unbekannt; dagegen hatten sie überall das in Menge zu Tage liegende gediegene Kupfer zu mancherlei Werkzeugen, Geräthen und Zierrathen angewandt. Hearne fand noch Kupferberge am Rande

des Eismeeres im 71.° der Breite; Carver und andere Pelzhändler entdeckten erstaunlich große Massen dieses Metalls theils am südlichen Ufer des Sees Superior, theils auf den darin befindlichen Inseln. Meares erwähnt großer Klumpen von Kupfer, die er in den Händen der Einwohner des Nutkasundes, und nach ihrer Aussage aus dem Inneren des Landes geholt, erblickte. Endlich erstreckt sich die kupferreiche Gegend auch bis in die Nähe von Kamtschatka, wie die davon benannte Kupferinsel (Mednoi=Ostrow) beweiset. Auch in der alten Welt kannte man den Gebrauch dieses Metalls unstreitig schon lange, ehe noch die Kunst in Eisen zu arbeiten erfunden ward. Die Natur bietet Kupfer häufig in seinem gediegenen, dehnbaren Zustande dar; das Eisen hingegen, zufällige Ausnahmen nicht gerechnet, ist überall verkalkt und nicht ohne Zusatz von brennlichen Stoffen zur Metalleität zurückzuführen. Es erforderte also einen nicht geringen Grad der Cultur und der durch sie allein zu erlangenden Entwickelung der Geisteskräfte, um in der Schmelzkunst auch nur so weit fortzuschreiten. — Von den Mineralien der westlich und nordwestlich vom See Superior liegenden Länder ist übrigens nicht das mindeste bekannt. Die Indianer sprechen von felsigen Gebirgen (rocky mountains) nordwärts vom Oreganfluß, und einer von ihnen hat auf einer Karte die so genannten Berge von glänzenden Steinen (Mountains of shining stones) angedeutet, die vielleicht Quarzkristall und Glimmer von glänzender Metallfarbe enthalten. Auch Mackenzie fand an seinem Fluß einen Berg mit solchen glänzenden Steinen; allein schon diese unbestimmten Ausdrücke verrathen zur Genüge, wie wenig wesentliches Licht sich für die Wissenschaft aus diesem täuschenden Schimmer sammeln läßt.

§. 12. Pflanzenwuchs.

In den leblosen Gestalten des Mineralreiches bleibt die Natur einförmiger und sich selbst überall ähnlicher, als im organischen Pflanzengebilde oder in den unzähligen Formen des Thierreichs. Die Zahl der chemischen Grundstoffe ist beschränkt, ihre möglichen Zusammensetzungen lassen sich berechnen; diese aber sind nicht in gleicher Menge vorhanden, sondern neben einigen seltenen Mischungen giebt es andere, die in allen Weltgegenden häufig anzutreffen sind und deren geringe Modificationen eben darum weniger Eindruck machen, weil die Einförmig=

keit großer Massen das Auge und den Geist ermüdet. Weit sichtbarer ist die Verschiedenheit der einem jeden Lande zugetheilten Naturkräfte in den charakteristischen, ihrem Urbilde stets getreuen Formen der Pflanzen und Thiere. Entfernung, Lage, Klima setzen hier Unterschiede fest, die nur der Mensch auf der höchsten Stufe seiner Bildung wahrnehmen, untersuchen und durch seine künstlichen Vorkehrungen gewissermaßen wieder abändern kann, indem er die Erzeugnisse aller Welttheile um sich her versammelt.

Amerika, auch sogar dessen nördliche Hälfte, ist in Absicht seines Pflanzenreichthums gänzlich verschieden. Seine Wälder prangen mit Nadelhölzern, die mit den unsrigen nur eine entfernte Aehnlichkeit verrathen; unter den dortigen Laubbäumen haben viele bei uns nicht einmal eine verwandte Gattung; die Stauden, die Kräuter, die Blumen, die Farren und Moose sind dem Beobachter, der nur europäische Pflanzen gesehen hat, völlig fremd und unbekannt. Mit Recht erstaunt unser Geist, mit Recht versinkt er in stille Bewunderung bei diesem Anblick, der von einer uns unbegreiflichen, unser ganzes Fassungsvermögen weit übersteigenden Kraft und Wirksamkeit der Natur Zeugniß gibt, wodurch einst auf der Grundlage von harten, leblos zusammengehäuften mineralischen Substanzen das Heer der organischen Wesen, mit unendlicher Fortpflanzungskraft begabt, hervorging. Es ward, was bis dahin noch nicht gewesen war, und diese Kraft des Werdens erfüllte den Erdball; denn wohin wir uns wenden, in jedem engen Bezirk, erblicken wir Pflanzen und Thiere, die nur für ihn geschaffen, die nirgends außer ihm zu finden sind, und oft sogar an keinem andern Orte leben können.

Wie ein Sonnenstäubchen entstehe, begreifen wir nicht; wir fassen es nicht, nach welchen Gesetzen die Elemente sich zu Weltkugeln ballten; es bleibt uns unergründlich, wie Kalk und Thon und Eisen, überall so reichlich gespendet, aus der Verbindung ihrer Grundstoffe wurden, und wir erblicken mit heiligem Schauer den Abgrund zwischen zweien Welten, von denen eine uns verborgen ist, so oft wir uns das erste Werden der organischen Schöpfung versinnlichen wollen. Nur diese einzige Vorstellung bleibt uns übrig: wie einst an 1000 Millionen Punkten zugleich eine solche Mischung der Elemente entstand, wodurch die Formation der Mineralien möglich und wirklich ward, so kam ein Zeitpunkt, wo jene anderen Kräfte, von denen die organische

Bildung abhängt, überall in Wirksamkeit geriethen. Die Oberfläche der Erde bedeckte sich mit Gräsern, Kräutern und Bäumen, und auch im Pflanzenreiche wurden gewisse Formen — nach menschlicher Weise zu reden — von der Natur leichter hervorgebracht; Tausende von diesen sproßten in verschiedenen Punkten des Erdreichs auf, für eine, die ihr Entstehen einer bloß localen Modification verdankte. Vereinzelt konnten wenigstens weder Thier- noch Pflanzenarten stehen; sonst wäre die organische Schöpfung im Augenblick ihres Werdens verschwunden. Den Zeugungskräften, der Unerschöpflichkeit, dem Reichthume der Natur ist das einfache, erhabene Bild des Unbegreiflichen angemessen: „Die Erde lasse aufgehen Gras und Kraut, das sich besame nach seiner Art;" — und weiter: — „es errege sich das Wasser mit webenden und lebendigen Thieren!" —

Wenn nun in den Wäldern von Canada im Schatten jener einheimischen Bäume, die jedem anderen Erdboden fremd sind, hin und wieder einige Pflänzchen aufsprossen, (Linnaea borealis, Pyrola rotundifolia, Arbutus uva ursi, Myrica Gale) die auch im Norden von Europa angetroffen werden; was nöthigt uns, sie von den Wesen ihrer Art in unserem Welttheil abstammen zu lassen? Was hindert uns zu glauben, daß dieselbe unbekannte Energie, wodurch gerade diese Formen bei uns sich erzeugten, einst auch jenseits des atlantischen Meeres wirksam gewesen sey? Welch einen Vorzug haben die schwedischen und deutschen Heiden vor den canadischen, daß, wenn auf beiden einerlei Pflanzen sich unter verschiedenartigen eingemischt finden, wir die amerikanischen von europäischen Samen herleiten sollten? Unstreitig ist es nicht schwerer sich zu denken, wie in Canada ein Wintergrün (Pyrola) zwischen den Wurzeln der Weymouths-Kiefer oder der Sproßtanne, und durch dieselbe Kraft mit diesen, als wie es in Deutschland unter den gemeinen Kiefern und Weißtannen, und durch dieselbe Kraft mit diesen, zuerst hervorgehen konnte. Wo die Natur es vermochte, den Erdboden mit Millionen Weymouths-Kiefern, Weißcedern, Sproßtannen zu schmücken, konnte es ihr ein Leichtes sein, zugleich andere Pflanzengestalten zu bilden, die, vermöge einer völligen Aehnlichkeit der Umstände, auch in unserem Welttheil entstanden. Die scholastische Grübelei, die in einem dunkeln Zeitalter, aus Unkunde der im äußern Sinne gegebenen Welt, auf halbwahre einseitige Beobachtungen allgemeine Gesetze zu gründen sich erkühnte, hat

mit dem Satze der Sparsamkeit in der Natur, dem man eine bloß relative Zulässigkeit wohl gönnen kann, die Verwirrung gestiftet, die wir hier bestreiten. Wie die Natur von einer Seite sparsam und einfach genannt werden darf, so ist sie auch in einer anderen Hinsicht verschwenderisch und von unendlicher Mannigfaltigkeit. Wer im Frühling einen Obstbaum mit Blüthen überschüttet sah, wovon unmöglich der zehnte Theil Frucht ansetzen kann — wird der noch an dem üppigen Ueberflusse zweifeln, den die Natur nicht zu achten scheint, um ihres Zweckes gewiß zu sein? Der Drang ist bewundernswerth, womit sich alles Elementarische bestrebt, Gestalten anzunehmen; auch scheint es fast, daß, wie die Urstoffe der Natur zu höherem Leben gradirt sind, dieses Bedürfniß nur desto dringender werde. Ist dieses aber jetzt der Fall, da alle Formen bereits gebunden sind — mit welcher unaufhaltsamen Gewalt mußten sie nicht diese Urstoffe aus einem Chaos an sich reißen, worin noch nichts organisch Gebildetes vorhanden war, und worin sie zum erstenmal ihre Anziehungskräfte äußerten? Man möchte sich den Augenblick als den erhabensten in der Geschichte unseres Planeten denken, den Augenblick, da Form und Stoff sich plötzlich auf dem ganzen Erdenrund ergriffen und Millionen organischer Wesen seine Tiefen und seine Berggipfel mit der Götterfreude des jungen Lebens und der Spontaneität, wie auf ein ausgesprochenes Zauberwort, mit einemmal erfüllten!

Kraftloser, unfruchtbarer und einförmiger erscheint die Natur zur Hervorbringung der Pflanzen in kalten Gegenden. Sowohl auf den Gebirgen eines jeden Himmelsstriches, als um die beiden Pole verringert sich die Anzahl der Gewächse; ihr Wuchs wird krüppelhaft, ihre Größe unansehnlich, und man findet mehr ähnliche oder völlig gleiche, als von einander verschiedene Gestalten. Diese Regel bestätigt sich an Allem, was wir von der nordamerikanischen Flora wissen. In den allerkältesten Gegenden trifft man selten jene Pflanzenarten an, deren Fortpflanzung die Natur mit dem lieblichen, aber schnell vorübergehenden Phänomen der zarten farbigen Blüthe und des unsichtbaren Duftes verherrlichte. Vegetabilische Körper von einer einfacheren Struktur, in denen der wuchernde Saft höchstens ein Knötchen bildet, das beim Absterben der Pflanze den Keim des Lebens und der Entwickelung aufbewahrt, und, wie der Körper, in welchem es entstand, sich ausbreitet und stirbt — Flechten, Steinschörfe, Gallerte, Wat-

ten und Staubpflanzen bekleiden dort die wenigen von Schnee und Eis entblößten Felsen. In Grönland fand der sorgfältige Cranz, außer diesen so genannten kryptogamischen Pflanzen, nur 24 Gattungen, welche Blüthen trugen und darunter den Wachholder, die Birke und einige Weiden, wovon jedoch keine über 10 Fuß hoch war. Davis fand Weiden und Birken bis zum 65., und Mackenzie bis zum 68. Grade.

Um die südlichen Ufer der Hudsonsbai, in Canada, in Neufundland und Neuschottland findet man bereits einen kräftigen Pflanzenwuchs und einen mannigfaltigen Reichthum der Gestalten, unter denen verschiedene den Erzeugnissen des europäischen Nordens vollkommen gleichförmig sind. Einige wenige kommen mit den Pflanzen des nordöstlichen Asiens überein; und so wie man sich der Nordwestküste von Amerika nähert, nimmt die Zahl der Arten, welche dieser Welttheil mit Sibirien gemeinschaftlich besitzt, ansehnlich zu. Dagegen verlieren sich diese Aehnlichkeiten und Verwandtschaften sowohl mit Asien als mit Europa, je weiter man in Amerika südwärts kommt, dergestalt, daß an der Mittagsseite der großen Seen und in den Wiesenflächen am Ohio und Mississippi nur äußerst selten noch eine Pflanzenart gefunden wird, die unserer alten Welt nicht völlig fremdartig wäre. Wo Steller (ein Name der keinen Beisatz bedarf) mit Behring an den Küsten von Nordwestamerika landete, fand er diese, auch in unserm Norden bekannte Pflanzen:

Plantago major.
Polemonium caeruleum.
Lonicera Xylosteum.
Ribes alpinum.
- - Grossularia.
Vaccinum Myrtillus.
- - Vitis Idaea.
Rubus Idaeus
Adoxa Moschatellina.
Fragaria vesca.
Leontodon Taraxacum.
Artemisia vulgaris.
- - Absynthium.
Guaphalium dioicum.
Erigeron acre.
Chrisanthemum Leucanthemum.

Achillea Millefolium.
Empetrum nigrum.

Portlock fügt ihnen in einem seiner Reise angehängten Verzeichnisse noch folgende, um den Cooksfluß wachsende Arten bei:

Angelica sylvestris.
Alisma Plantago.
Ledum palustre.
Arbutus uva ursi.
Rubus chamaemorus.
Astragalus alopecuroides.
Orchis latifolia.
Populus alba.
Lupinus luteus.
Allium vineale.
Sisymbrium monense.
Draba verna.
Sedum verticillatum.
Rumex acetosa.
- - acutus.
- - aquaticus.
Myrica Gale.
Aconitum Napellus.
Polygonum Bistorta.
Betula nana.
- - Alnus.
- - alba.
Saxifraga granulata.
- - nivalis.
Polypodium vulgare.

Die wichtigsten Pflanzenarten die Asien mit Amerika gemeinschaftlich besitzt, sind: das Ginseng (Panax quinquefolium Linn.) dessen Wurzel in China officinell ist; die eßbare Lilie, Sarann (Lilium Kamtschatkense Linn.), und die süße Bärenklau (Heracleum Panacles Linn.). Diesen können wir noch hinzufügen.

Plantago asiatica.
Chrysanthemum arcticum.
Astragalus uralensis.
Arnica maritima.

Sinapis juncea.
Convallaria stellata.

Von den eigenthümlichen Pflanzenarten des nordamerikanischen Bodens ausführlich zu handeln, liegt außerhalb der Grenzen dieses Aufsatzes. Die unermeßlichen Wälder des Landes, das wir hier hauptsächlich betrachten, sind mit den herrlichsten Kiefer- und Eichenarten zum Schiffbau und anderen Bedürfnissen angefüllt. Amerika ist, mit dem Ausdrucke des besten Beobachters, der dessen Wildnisse bereisete, des Leibarztes Schöpf, das Vaterland der Eichen, deren es zwar nicht die unsrigen, aber dagegen wenigstens 16 andere Arten hervorbringt. Dasselbe könnte man nicht mit Unrecht von den Kiefern, Tannen und sogenannten Cedern wiederholen, deren Nordamerika zwischen 40° und 60° N. Br. wohl zwölf ihm eigene Arten zählt. Auch seine Ahornarten sind zahlreich, und darunter zeichnet sich der Zuckerahorn aus, den man im Frühling anzapft, um seinen süßen Saft zu erhalten, der sich zu einem vortrefflichen Zucker verdicken läßt. Ein zahlreiches Heer von Bäumen, außer den eben genannten, liefert den Canadiern und den Einwohnern der vereinigten Staaten das beste Nutzholz zu Verfertigung von allerlei Hausgeräth, worin ein großer Theil ihrer Ausfuhr nach den westindischen Inseln besteht. Noch andere Baumarten, die Tulpen- und Lilienbäume, die Bignonien und Magnolien schmücken die Wälder mit ihren breiten, schön geformten Blättern und außerordentlich großen Blüthen; andere, wie z. B. der Sassafras, geben ihr würzhaftes Holz zum medicinischen Gebrauch in unsere Apotheken; noch andere sind merkwürdig wegen ihres ökonomischen Nutzens, wie der Gerberbaum, oder wegen ihrer schädlichen Eigenschaften, wie der Giftbaum. Einige bringen eßbare Früchte, andere tragen Nüsse von vortefflichem Geschmack. Eine Menge verschiedener blühender Staudengewächse und Gesträuche wachsen in Nordamerika wild, und werden um ihrer Schönheit willen allmälig in unsere Gärten und Parks aufgenommen. Die kleineren Kräuter aller Art wetteifern mit den unsrigen in Menge, Verschiedenheit und eigenthümlichen Vorzügen. Das sogenannte türkische Korn oder der Mais (Zea Mays) ward uns zuerst aus Nordamerika zugeführt, wo es von der Linie an bis zum 45.° der Breite, am besten aber zwischen 30° und 40° N. Br. fortkommt, und die Hauptnahrung eines großen Theils der gesitteten und einiger wilden Einwohner aus-

macht. Auch das unter dem unschicklichen Namen wilder Reis bekannte Kappengras (Zizania aquatica) gehört zu den Getreidearten, welche jener Welttheil dem umherstreifenden Indianer von selbst und ohne allen Anbau darbietet. Als eine härtliche Pflanze findet man es noch jenseits des 50.° der Breite, wenn es gleich am südlichen Ufer des Sees Superior nicht fortkommen will. Von den verschiedenen Gattungen unseres Getreides, welche man aus Europa hinübergeführt und daselbst angebauet hat, gedeihen die meisten vollkommen so gut, wie diesseits des atlantischen Meeres. Unsere ausdauernden Grasarten haben zwar einen entschiedenen Vorzug vor den in Amerika einheimischen Futtergräsern; allein sie werden auch schon mit gutem Erfolg im dortigen Boden ausgesäet. Endlich unsere Obstsorten und Küchengewächse belohnen dort ebenfalls den Fleiß des sorgfältigen Pflanzers.

§. 13. Fischerei an den Küsten.

Wenn die Pflanzenschöpfung im hohen Norden aufzuhören scheint, so liegt der Grund davon so sichtbar in ihrer Organisation, daß es beinahe überflüssig ist, daran zu erinnern. Ihre Säfte bewegen sich so langsam, und erzeugen durch ihre Bewegung so gar keine Wärme, daß sie schlechterdings des Reizes einer warmen Luft bedürfen. Wo diese fehlt, verliert sich allmälig alle Bewegung; Pflanzenarten vom stolzesten Wuchs schwinden zu unansehnlichen Zwergen, und endlich starrt der flüssige Tropfen in den subtilen Haarröhrchen, oder dem nicht minder zarten Netze des Zellengewebes. Ganz anders verhält es sich mit gewissen Abtheilungen des Thierreiches. Es gibt einen Punkt, wo die vegetabilischen und animalischen Gebilde sich einander nähern, und wo es manchmal zweifelhaft sein kann, zu welchem Reiche sie zu rechnen sind. Die höchste Einfachheit der Organisation ist dieser Vereinigungspunkt. Gewisse gallertartige Seegewürme sind wenigstens nur um eine unmerkliche Stufe über die einfachen vegetabilischen Substanzen hinaus gerückt, die man im unwirthbaren Polarlande jenseits der Grenzen der zusammengesetzteren Vegetation noch antrifft. Beide bedürfen oft nur der Nässe zur Erhaltung ihres Lebens, oder gar zur Auferweckung nach einem jahrelangen Tode. Auch die Struktur gewisser Wasserinsekten und Fische begünstigt ihren Aufenthalt in der beeisten Zone; bei einer sehr geringen Blutmasse, ist ihnen dennoch ein hoher Grad des Muskellebens eigen, und überhaupt

das Princip der animalischen Sensibilität in allen Theilen ihres Körpers gleichförmiger und inniger inwohnend. Gewisse Gattungen von Vögeln sowohl, als von vierfüßigen Thieren, hat ferner die Natur zum Aufenthalt im kältesten Klima besonders vortheilhaft mit einer warmen Bedeckung ausgerüstet, und ihrem Blute, wie es scheint, dasjenige Verhältniß der Bestandtheile gegeben, welches zur Erzeugung einer größeren innerlichen Hitze durch den Kreislauf geschickt ist. Den Wallfischen endlich und einigen verwandten Säugethieren, die ihren Hauptaufenthalt im Wasser haben, dient die ungeheure Menge Fett, womit sie ganz umflossen sind, zu einem beständig angefüllten Wärmebehälter, indem die Zersetzung desselben und der chemische Proceß, den die Natur in den Lungen unaufhörlich treibt, einen hohen Grad von empfindbarer Hitze entwickeln. Das Schauspiel des willkührlichen thierischen Lebens und Regens ist daher keineswegs aus den kältesten Gegenden unserer Erde verbannt, und so weit man auch bis gegen den Pol gedrungen ist, hat man noch Wallfische gesehen. Der Fang dieser ungeheuern Thiere beschäftigt sowohl im Norden als im Süden eine große Anzahl Menschen aus allen Seehandel treibenden Nationen; allein wir erwähnen hier nur insbesondere des dänischen Wallfischfanges in der Baffinsbai, und der Jagd der Eingebornen, sowohl in Grönland und Labrador, als an der Nordwestküste, vom Nutkasund bis hinauf in die Behringsstraße. Die Wallfische sollen insbesondere an dieser Küste so zahlreich sein, daß dereinst, wenn die uns näher liegenden Meere erschöpft sein werden, die Fahrt dorthin den Eifer des unternehmenden Seemannes noch lange reichlich wird belohnen können.

Wenn es gleich eine richtige philosophische Maxime ist, sich über keine Einrichtung der Natur bloß zu verwundern, weil hier alles so offenbar nach unwandelbaren Gesetzen bestimmt und geordnet, als Ursache und Wirkung gegenseitig in einander greift; so bleibt es doch darum nicht minder der erste Eindruck, den große Naturbegebenheiten auf den unbefangenen Zuschauer machen, daß sie Staunen und Bewunderung erregen, ihr Zusammenhang mit dem Ganzen sei bekannt oder nicht. Unstreitig gehört dahin jener unsägliche Reichthum an vielerlei Gattungen von Fischen, wovon die nordischen Meere wimmeln, und der die Menschen oft veranlaßt hat, auf unfruchtbaren Küsten ihren Wohnsitz aufzuschlagen. Nicht nur längs der asiatischen Umgrenzung des

Eismeers, und an den asiatischen Ufern des kamtschatkischen und ochotskischen Meeres, sondern auch an den Fuchsinseln, beim Cooksflusse und dem Prinz Wilhelmssunde bis hinab in die Gegend von Juan de Fuca's Einfahrt, bemerkt man im Sommer die Ankunft von Millionen Fischen, insbesondere von mehreren Arten der Lachsgattung, in den Flüssen dieser Küste, in denen sie bis an ihre ruhigste Gegend hinan schwimmen, um für die Fortpflanzung und Erhaltung ihrer Art zu sorgen und ihren Laich dem süßen Wasser anzuvertrauen. Jede besondere Art hält sich auf ihrem Zuge von allen übrigen getrennt, und wählt auch wohl einen besonderen Fluß. Die Menge der Fische, die aus dem Meere heraufkommen, übersteigt allen Begriff; sie stauchen das Wasser vor sich her, dämmen die Flüsse zu, und verursachen große Ueberschwemmungen. Fällt hernach das Wasser, indem es einen anderen Abfluß findet, so bleiben sie in so ungeheurer Anzahl liegen, daß ihre Verwesung die Luft vergiften würde, wenn der Sturm sie nicht zerstreute. Auch gibt es gewisse Arten, die nur einmal in ihrem Leben laichen und noch innerhalb desselben Jahres sterben. Die Kabeljauarten, die Heilbutten, die Heringe, nebst mehreren Fischen, die das Seewasser nie verlassen, sind ebenfalls zu gewissen Jahreszeiten an der Nordwestküste von Amerika häufig, nnd von diesen sowohl als den vorhin erwähnten machen die Eingebornen ihren trocknen Vorrath auf den Winter.

Der besondere Umstand, daß im atlantischen Meere in einiger Entfernung von den Küsten von Neufundland und Cap Breton verschiedene Untiefen liegen, deren schlammiger Sandboden dem Laiche gewisser Seefische eine sichere und zum Ausschliefen vortheilhafte Stätte gewährt, hat zu einem der blühendsten Handelszweige die erste Veranlassung gegeben. Eine zweite lag besonders darin, daß ein sehr beträchtlicher Theil des christlichen Europa es sich zur Pflicht machte, in einer Jahreszeit, wo die Säfte am meisten zur Auflösung und Stockung geneigt sind, den gesunden Genuß des frischen Fleisches gegen eine höchst unverdauliche und die Fäulniß befördernde Nahrung von gedörrten und gesalzenen Fischen zu vertauschen. Die Thunfischerei im mittelländischen Meere und der Heringsfang in der Nordsee waren nicht hinreichend, das religiöse Bedürfniß des südlichen Europa zu befriedigen; man entdeckte die unerschöpflichen Vorrathskammern der Natur auf jenen Bänken im Norden von

Amerika; und seit der Zeit hat man sich nur darum gestritten, welchem glücklichen Volke der Besitz dieses Reichthums ausschließlich gehören sollte. Die Ansprüche der Portugiesen und Spanier, die zuerst daselbst fischten, gingen zugleich mit ihrer Thätigkeit bei dem überhandnehmenden kirchlichen und weltlichen Despotismus in beiden Ländern verloren. Der freien englischen Betriebsamkeit gelang es, alle Mitbewerber zu entfernen, bis ihre Macht und ihr Uebermuth an der Unterjochung der Colonien scheiterte, und sie sich genöthigt sah, im Frieden von 1783 sowohl an die vereinigten Staaten als an Frankreich einen Theil dieser einträglichen Fischereien wieder abzutreten. Man rechnet, daß sich 18000 Engländer jährlich mit dem Stockfischfang auf den Untiefen von Neufundland allein beschäftigen, von denen jedoch die meisten dort überwintern. Die Ausfuhr in englischen Schiffen beträgt zuweilen 700,000 Centner. Die Fischerei auf den Bänken um Neuschottland beschäftigt ebenfalls 10,000 Menschen und die amerikanischen Colonien verkauften schon lange vor ihrer Independenz im Jahre 1771 mehr als 300,000 Centner Stockfisch, nebst 36,000 Fässern gesalzener Fische, nach den westindischen Inseln. Seit der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit hat dieser Zweig ihres Handels und ihrer Betriebsamkeit, wie fast jeder andere, unglaubliche Fortschritte gemacht; und da bekanntlich ihre Mäßigkeit, ihr geduldiger Fleiß und ihr unternehmender Muth, sie in Stand setzen, dieselbe Waare wohlfeiler als alle andere Nationen zu verkaufen, so läßt sich leicht abnehmen, welch eine gefährliche Rivalität für England aus ihrer Theilnahme an dieser Fischerei entstehen wird.

§. 14. Thierreich.

In der thierischen Schöpfung wie im Pflanzenreiche bemerken wir einige Gestalten, welche bloß auf kleine Bezirke eingeschränkt sind und deren Entstehung von bloß localen Bildungsursachen abhängen mußte; daneben aber andere, die sich in den entferntesten Punkten der Erde unserem Auge darbieten, und von denen sich also vermuthen läßt, daß gewisse allgemeinere Bildungsursachen bei ihrer ursprünglichen Hervorbringung wirkten. Es ist allerdings merkwürdig, daß sich in dem gemäßigten Striche von Nordamerika wilde Ochsen aufhalten, welche mit den asiatischen und europäischen Bisons oder Auerochsen, von denen unser zahmes Hornvieh abstammt, völlig gleich gestaltet sind. Sie

weiden zwischen 30° und 55° N. Br., und sind am häufigsten in den fetten Gräsereien am Ohio und Mississippi. Nie hat man sie jenseits des 60.° der Breite angetroffen, so daß die ernstliche Bemühung mancher Zoologen, ihnen über die Behringsstraße eine Brücke zu bauen, vermittelst deren sie aus Adams Paradiese nach Luisiana und Neumexico gewandert sein sollten, ein Denkmal ihrer einseitigen Vorstellungsart bleibt. Außer diesem großen Thiere, welches oft zweitausend Pfund wiegt, hat Amerika noch eine ihm ausschließlich eigene Art Ochsen, die nur wenig größer, als Dammhirsche, und noch niedriger auf den Füßen sind. Ihre Hörner haben das Eigenthümliche, daß sie an der Wurzel dicht aneinander stehen, in einer platten breiten Gestalt zu beiden Seiten des Kopfes flach anliegen und nur mit den Spitzen sich wieder hinaufwärts kehren. Diese Thierart, die sich außerdem noch durch verschiedene wesentliche Kennzeichen von dem Bison unterscheidet, hat auch das Besondere, daß sie am liebsten den hohen Norden bis zum 73.° der Breite hinauf bewohnt, wiewohl man auch Spuren hat, daß sie sich zuweilen bis zum 40.°, in die Gegend von Quivira, verläuft. Die genauere Beschreibung und Abbildung derselben, welche Pennant zuerst nach einigen Mittheilungen von den Beamten der Hudsonsbai-Compagnie lieferte, klärt die Verwirrung auf, welche natürlicher Weise aus der Verwechselung dieser kleinen mit den vorhin erwähnten ganz verschiedenen großen Ochsen entstehen mußte. Ihr schwarzes Fließ ist seidenweich, und hängt vom Bauch bis an die Erde; auf dem Rücken ist ein weißer Fleck, ein anderer zwischen den Hörnern, und unter dem langen Haare sitzt eine, der Vicugnawolle allein zu vergleichende, zarte aschgraue Wolle. Man findet sie in Heerden von 20 und 30 beisammen, dergleichen Hearne auf seiner Reise an das Eismeer an einem Tage mehrere erblickte.

Das Elenn- und das Rennthier (oder Muus und Caribu, wie sie in Amerika heißen) sind zugleich Bewohner unseres und des amerikanischen Nordens. Jenes sieht man fast niemals an den südlichen Ufern der fünf großen Seen; es liebt die kalten, dichten Wälder des nördlichen Canada und der westlichen Gegend von Hudsonsbai bis an das stille Meer. Das Rennthier wählt seinen Aufenthalt dem Pole noch näher, und wird diesseits des 55.° fast gar nicht gesehen. Um die Hudsonsbai sind seine Züge oft 10,000 stark, wenn es im Frühling, um den Mücken und

Stechfliegen zu entgehen, aus den Wäldern an die Seeufer wandert und der Nahrung und des Gebährens wegen zugleich ein milderes Klima sucht. Der Hirsch im südlichen Canada, am Mississippi, am Missuri und in den vereinigten Staaten ist vom europäischen fast gar nicht verschieden, und das Reh, welches von Canada an bis nach Nutkasund in unzähligen Heerden die unabsehlichen Wiesenländer bewohnt, weicht ebenfalls nur wenig von dem unsrigen ab. Wo das Erdreich mit Salz geschwängert ist, in den weitläuftigen Ländereien zwischen dem Ohio und Mississippi, versammeln sich diese Thierarten und Ochsenheerden, und lecken die gesalzene, von Gießbächen aufgerissene und entblößte Erde. Das wilde Schaf, das Stammthier unserer nützlichsten und zahlreichsten Heerden, und, wenn den neuesten Nachrichten des Umfreville zu trauen ist, auch die wilde Ziege, wird im amerikanischen Norden angetroffen. Vom ersteren ist es nunmehr ausgemacht, daß es an der Nordwestküste von Prinz Wilhelms-Sund bis nach Californien die felsigen Gebirge bewohnt.

Wir würden in ein weitläuftiges wissenschaftliches Feld gerathen, wenn wir die Thiere, die beiden Welttheilen gemein, und jene, die dem neuen ausschließend eigen sind, hier aufzählen wollten. Was wir bereits davon angeführt haben, kann als Beispiel von ersteren hinreichend sein. Unter den Raubthieren gibt es ebenfalls einige gemeinschaftliche Arten, wie den Wolf, den Fuchs, den Weißfuchs, den Luchs, den Eisbär, den braunen Bär, den Vielfraß, den Dachs, verschiedene Wieselarten, und die Seeotter nebst den beiden Ottern des frischen Wassers. Unter den Nagethieren besitzen wir mit Amerika zugleich den Biber, den veränderlichen Hasen, das Zieselchen und einige Razzenarten. Die Wallrosse, die Robben und die mit ihnen verwandten Thierarten, die das Eismeer bewohnen, sind auch auf seinen europäischen, asiatischen und amerikanischen Umgrenzungen ohne Unterschied anzutreffen. An der so allgemein verbreiteten Gattung des Pferdes, und der nicht minder allgemeinen Gattung des Schweins hingegen ist Nordamerika leer ausgegangen; auch fanden dort die Europäer bei ihrer Ankunft nicht den Gefährten des Menschen, den Hund, der ihn in den übrigen Welttheilen, bis in den beeiseten Norden nicht verläßt, und wovon wenigstens eine verwandte Art auch in den westindischen Inseln und in Südamerika gefunden ward. Hingegen hatte Nordame=

rika, außer unserem gemeinen Fuchs, auch eine eigene Art Füchse und außer dem gemeinen Luchs noch zwei andere Arten; selbst das Thier, welches man so oft irrig mit dem Löwen verwechselt hat, der Puma, der von Quito an bis nach Mexico und Florida und den Mississippi hinauf, seine räuberische Herrschaft erstreckt, wird zuweilen noch weiter im Norden, in den Wäldern von Canada gesehen. Der Rakkuhn oder Waschbär, ein Thier, das gleichsam zwischen den Koatis und den Bären in der Mitte steht, bewohnt die gemäßigteren Gegenden von Nordamerika, und wird auch an der Nordwestküste gefunden. Das virginische Beutelthier endlich, dessen verwandte Arten nur im warmen Amerika und in den heißen Strichen des östlichen Asiens zu Hause sind, gehört auch zu den Thieren von Canada. Die auffallende Einrichtung der Natur, vermöge deren die Jungen dieses Thieres, ehe sie noch größer als Stecknadelköpfe sind, schon an den Zitzen des Weibchens festsitzend gefunden werden, und die eigene Struktur der Haut des Bauches, welche durch Verdoppelung gleichsam einen Beutel oder eine Tasche um die Zitzen bildet, worin die Jungen auch, nachdem sie schon laufen können, sich noch vor einer äußeren Gefahr verkriechen, verdiente die nähere Untersuchung eines geschickten Physiologen.

Unter den Merkwürdigkeiten des Thierreiches in dem Theile von Amerika, den wir hier vor Augen haben, können wir die Ueberreste einer ausgestorbenen Gattung nicht übergehen, die man anfänglich mit dem Elephanten verwechselt, nach einer näheren und vollständigeren Untersuchung aber als wesentlich davon verschieden erkannt hat. Sie scheint an den östlichen Küsten, wo jetzt die vereinigten Staaten liegen, gewohnt zu haben, indem man Spuren von ihrem Gerippe in Neu-Jersey gefunden haben soll. Allein ihr Hauptaufenthalt war unstreitig der schöne inländische Bezirk zwischen den Flüssen Ohio und Mississippi, wo große Strecken mit ihren zerstreueten Knochen bedeckt sind. Die ungeheure Größe der Zähne, sowohl der Backenzähne als der Hauer, bezeichnet ein Thier von drei- bis viermal der kubischen Größe des Elephanten, und von einem gänzlich verschiedenen Bau. In Amerika hat man eine Sage, daß vielleicht jenseits der großen Seen diese Thierart noch lebendig angetroffen werden könnte; allein seitdem man von mehreren Seiten so weit nach Westen vorgedrungen ist, ohne nur eine muthmaßliche Spur davon gewahr zu werden, scheint alle Hoffnung dazu verschwun-

den zu sein. Wenn ein Land, wo die Auerochsen, die Elennthiere, die Bären vollkommen so groß wie in unserem Welttheile werden, wo die aus Europa zuerst dahin verpflanzten Thierarten, wie z. B. Schweine und Pferde, nicht im geringsten ausgeartet sind, gegen den Vorwurf der Unvollkommenheit, der Unreife und der Schwäche, die seinen Erzeugnissen ankleben soll, nicht bereits vollkommen gerechtfertigt wäre; so würde die Hervorbringung eines Säugethiers, welches alle bekannten Thiere des festen Landes an Größe und (nach dem Baue der Theile des Gerippes zu urtheilen) auch an Stärke so weit übertrifft, jene ungegründete, und höchsteus von einem kleinen Punkte des mittägigen Amerika veranlaßte Behauptung zum Ueberfluß widerlegen.

In eben diesem Lande wo die hervorbringende Natur einst so kräftig wirkte, hat sie sich auch in der Erzeugung unzähliger lebendiger Geschöpfe von anderen Klassen, nämlich von Vögeln, Amphibien, Fischen, Insekten und Gewürmen, in mannigfaltigen Formen wirksam gezeigt. Es herrscht zwar weniger Uebereinkunft zwischen diesen Produkten von Amerika und denen unseres Welttheiles, vielleicht, weil die vollkommene Gleichförmigkeit nur bei wenigen Wesen möglich ist, und die Organisation der Säugethiere, sie etwa besonders erleichtert; allein was auch die Ursache der Verschiedenheit sein mag, so viel ist gewiß, daß, wenn man schon Mühe hat, die zufällige Aehnlichkeit einiger vierfüßigen Thierarten in beiden Welttheilen durch Wanderungen zu erklären, es diese Erklärungsmethode sehr erschwert, wenn man sie bei fliegenden Thieren nicht anwenden kann. Verhältnißmäßig gibt es nur wenige Vögel und geflügelte Insekten, die den unsrigen gleich gebildet sind; aber auch in den Seen des innersten Amerika finden wir Karpfen und Hechte, die doch freilich weder durch die Luft aus Europa oder Asien hinüber geflogen, noch durch das gesalzene Meerwasser hineingeschwommen sind. Die eigenthümlichen Gattungen amerikanischer Vögel und Insekten prangen oft mit dem schönsten und mannigfachsten Farbenglanze; die daselbst, wie in jedem unbebaueten Lande, zahlreicheren Schlangen- und Eidechsenarten zeichnen sich ebenfalls durch vielfältige Schattirungen aus. Für unser zahmes Geflügel, welches wir zuerst aus Indien erhielten, bot uns Amerika seine Truthühner zum Tausch. Dem Bedürfnisse des Menschen aber, der jene ungemessene Wildniß zuerst betrat, strömte von allen Sei-

ten der Ueberfluß der Natur zu seiner Befriedigung entgegen. Im ersten Anfange war dies vielleicht ein Hinderniß, das sich seiner Cultur widersetzte, und bald hernach, als seine Gattung sich vermehrte, als er die Thiere um sich her verscheucht und getödtet hatte, entstand die Nothwendigkeit, sich auf weiteren Jagdzügen seinen Unterhalt zu sammeln.

III. Bevölkerung.

§. 15. Ursprung der Amerikaner.

Ob die edlere menschliche Form nur einmal auf der Erde vorhanden sein konnte, ehe sie durch das Gesetz der Fortpflanzung vervielfältigt ward, ob sie aus- oder abarten konnte in so manche verschiedene, schwerlich, oder vielleicht gar nicht wieder zur ursprünglichen Stammform zurückzubringende klimatische Mißgestalt; oder ob, den Zonen und den Erzeugnissen, die sie beherrschen sollte, angemessen, an verschiedenen Punkten des Erdballs eine menschliche Organisation entstand, die sich bald durch größere bald durch geringere Verschiedenheit von den verwandten Formen anderer Länder unterschied, und jedesmal, dem Klima angeeignete, aus dem harmonischen Verhältnisse mit ihm geschöpfte Lebenskräfte besaß: das ist die große Frage, die uns jetzt aus gänzlichem Mangel glaubhafter und hinreichender Urkunden unauflöslich bleibt. Der Vernunft scheint allerdings die eine Hypothese nicht faßlicher und begreiflicher, als die andere, und den Philosophen, der die Unmöglichkeit eines Experiments anerkennt, zu dessen Abwartung mehrere Jahrhunderte und eine unter den tugendhaftesten und aufgeklärtesten Völkern noch nie erlebte Reinheit der Sitten unentbehrlich sind, wird auch der Beweis a posteriori unmöglich dünken.

Was die Menschen von dem nächsten Thier unterscheidet, ist der göttliche Funke der selbstbewußten, durch Sprache zurückwirkenden Vernunft. Menschen sind, und Menschenrechte fordern von uns, alle vernünftige Wesen, in Kraft dieses Vorzuges, und nicht durch einen unerweislichen Stammbaum. Bei der Entdeckung von Amerika wollte man in allem Ernste den Bewohnern jenes Welttheils den Anspruch auf Menschennamen und Menschennatur versagen, weil man es unmöglich fand, daß Adam

diese Raçe gezeugt haben könne. Seitdem man der Vernunft auch in Gestalt eines amerikanischen Wilden hat huldigen müssen, bemühet man sich durch tausend falsche Induktionen einen Beweis zu Stande zu bringen, daß Adam allerdings ihr Stammvater war: Adam, das Geschöpf irgend einer orientalischen Phantasie, die sich zur Erklärung des Ueberganges aus dem Unbereiflichen ins Begreifliche, so gut wie jeder andere endliche Geist, ne Hypothese schaffen mußte. Wir lassen diese Träume, um s an Thatsachen zu halten.

§. 16. Polarmenschen.

In beiden Welttheilen gibt es eine Menschenart, die den ersten Norden, gewöhnlich nur jenseits des 60. Grades, beynt, von kleiner untersetzter Statur, mit großem Kopf, breim Gesicht, kleinen Nasen und Augen, hervorstehenden Jochbeinen, gelbbrauner Farbe und schwarzem, schlichtem Haar. Ungeachtet dieser gemeinschaftlichen Bezeichnung aber finden wir unsere Lappländer und die Samojeden in dem nordwestlichen Asien von den Grönländern und Eskimos des anderen Welttheils so wesentlich an Bildung, Sprache, Sitten und Lebensweise verschieden, daß es uns nicht einfallen kann, mit dem berühmten Robertson die letzteren aus Europa nach Grönland hinüber wandern zu lassen. Die kleinen Menschen unseres Welttheils bilden Hirtenvölker, deren einziges zahmes Vieh, die Rennthiere, ihnen Nahrung und Kleidung geben, und zugleich zum Zuge gebraucht werden. Unbegreiflich wäre es daher, wenn sie bei ihrer Wanderung in eine Weltgegend, wo sie das Rennthier eben so häufig wie in ihrem Vaterlande, in Heerden von Zehntausenden erblicken mußten, nicht alsobald die alte Lebensweise fortgesetzt, diese Thiere eingefangen, vor ihre Schlitten gespannt, gezähmt und zu allen Bedürfnissen des Lebens angezogen hätten. Die Polarmenschen in Amerika sind aber lediglich Küstenbewohner; sie leben vom Fisch- und insbesondre vom Wallfischfange, und sind mit dem Aufenthalt im Wasser und seinen Gefahren so vertraut, daß sie gewissermaßen Amphibien genannt zu werden verdienten. Die südlichsten Punkte, wo man sie noch gefunden hat, sind: an der Westseite von Amerika die Gruppe der Fuchsinseln, die zwischen 52° und 54° nördl. Breite liegt, und an der Ostseite die Insel Neufundland, die sich bis zum 50.° nördl. Breite nach Süden erstreckt. Zwischen diesen beiden Punkten bewohnen

sie die Küsten des Eismeers, des Landes Labrador und der Halbinsel Grönland, nebst den Ufern der Baffinsbai und des nördlichsten Theils der Hudsonsbai. Ob auch die Einwohner des Prinz Wilhelm-Sundes und des Cooksflusses zu dieser Raçe gehören, bleibt immer noch zweifelhaft; wenigstens sind sie schon größer, wohlgebildeter, den südlicheren Küstenbewohnern ähnlicher, und wer weiß aus welcher Vermischung der Raçen entsprungen, da diese Horden noch bis jetzt die gefangenen Weiber und Mädchen anderer feindlichen Stämme zu Genossen ihrer Umarmungen machen.

Die Kälte ist diesen Polarmenschen so angemessen, daß sie den Aufenthalt in einem milderen Klima nicht lange vertragen. Der beschleunigte Umlauf der Säfte in ihrem kleineren Körper erhält den höheren Grad der Wärme darin, welcher sie in Stand setzt, gegen den furchtbarsten Grad des Frostes beinahe unempfindlich zu sein. Ihre phlogistische Nahrung, die aus Wallfischfett, faulem Fleisch und faulen Fischen besteht, ist in jenen nordischen Ländern nicht nur nicht gefährlich, sondern vermehrt ebenfalls ihre innere Wärme, während das Fett, womit sie sich beschmieren, die Ausdünstung verhindert und die Haut geschmeidig, aber auch zugleich unempfindlich erhält. Man erstaunt, wie die Unreinlichkeit, bis auf den höchsten Grad getrieben, dort die Wirkung unserer pünktlichsten Sorge für die Reinlichkeit haben kann; die Ausschließung der frischen Luft aus den unterirdischen Gruben, die ihnen zum Winteraufenthalte dienen, und worin eine vom Hauche vieler Hausgenossen verpestete Atmosphäre herrscht, ist das bewährteste Mittel, eine ihrem Körper zuträgliche Wärme hervorzubringen.

Ihre Kleidung, die aus Vogelfellen und Thierhäuten bereitet wird, und ihre wenigen Geräthschaften verrathen den Fleiß und die Erfindsamkeit des langen, ruhigen Aufenthaltes im Hause. Eben diese Nothwendigkeit des Himmelsstriches, die ihnen eine halbjährige Nacht und einen halbjährigen Tag zu durchleben befiehlt, hat auch vermuthlich einigen Einfluß auf ihre milde, gesellige Stimmung und ihre Gesprächigkeit. Ihre eingeschränkten Bedürfnisse und die gewiß auch der Entfernung von der allbelebenden Sonne zuzuschreibende geringe Heftigkeit ihrer Leidenschaften scheinen es bewirkt zu haben, daß ihre Familienvereinigung beinahe patriarchalisch geblieben ist, daß sich keine angemaßte Autorität darin emporschwingt, daß kein bürgerlicher Zwang,

außer etwa dem des Spottes und der Verachtung, den freien Willen eines jeden Einzelnen zügelt, daß kein Oberherr, kein Heerführer, kein Machthabender unter ihnen bekannt ist, und daß selbst der Kunstgriff, sich zum Angekok oder Zauberer zu erklären, noch kein regelmäßiges System des Betruges und der Unterjochung nach sich gezogen hat. Ihre Phantasie trägt den Abdruck des Bodens, den sie bewohnen, des Himmels über ihnen, der Schwäche ihrer Gestalt und der Farbe ihres Lebens. Unkriegerisch und unfähig den stärkeren amerikanischen Wilden Widerstand zu leisten, sind sie nur in jenen nordwestlichen Gegenden elend und beklagenswerth, wo die Wuth dieser Unerbittlichen sie verfolgt, und ihnen am äußersten Rande des Eismeers kaum eine Stätte vergönnt. Dort, vereinzelt und zerstreuet, gezwungen ihrer Lebensart in unterirdischen Löchern zu entsagen, erliegt endlich auch ihr Körper, so sehr er dem Norden angemessen scheint, der alles verzehrenden Kälte; Krankheit und Mangel werden das Loos der einzeln herumirrenden Familien, die endlich, wie jenes von Cook im Nortonsund gefundene Paar, wenn sie dem Tomahak der Amerikaner entgehen, dem Hungertode zur Beute werden müssen. In Grönland, wo kein anderes amerikanisches Volk sie stört, und wo die norwegischen Ansiedler ihnen einst das Beispiel europäischer, freilich damals auch noch roher, Künste gaben, haben sie sich am stärksten vermehrt. Dort herrscht in ihren häuslichen Einrichtungen gewissermaßen ein Sinn für die Bequemlichkeiten des Lebens; dort haben sie endlich seit 1721 an vielen Stellen, durch die Bemühung dänischer Missionarien, ihre Mythologie gegen ein Christenthum, wie sie es fassen konnten, vertauscht. Von 30,000 Menschen sind indessen nach 60 Jahren nur 10,000 noch übrig; denn mit der heilsamen Lehre verpflanzten die Dänen und Norweger zugleich das Gift der Kinderblattern, welches in einem mit Fett so verschlossenen Körper fast ohne Ausnahme tödtlich ist, nach Grönland. Auf den Küsten von Labrador zählte Curtis im Jahre 1774 nur noch 1595 Eskimos.

§. 17. Amerikanische Eingeborne oder sogenannte Indianer.

Die Eingebornen des ganzen übrigen Amerika, die man gewöhnlich, wiewohl nicht schicklich, Indianer zu nennen pflegt, weil Indien das Ziel der ersten Entdecker dieses Welttheils war, haben mit den Polarmenschen, den eben erwähnten Grönlän-

dern, Eskimos und Aleyuten, außer der Bartlosigkeit, schlechterdings nichts Charakteristisches gemein. Diese so verschriene Bartlosigkeit der Amerikaner ist aber, nach dem einstimmigen Zeugniß aller glaubwürdigen Reisenden, kein angeborner Naturcharakter, sondern sie wird lediglich durch Kunst hervorgebracht und gehört zu den Sitten dieser, über einen ganzen Welttheil ausgebreiteten Raçe von Menschen.

Nichts ist mißlicher, als jene von Naturbeschreibern, Philosophen und Historikern so oft gemisbrauchte Kunst, aus einzelnen Angaben der Beobachter in verschiedenen Punkten dieses großen Landes, einen allgemeinen Charakter der Eingebornen abzuziehen, der als Ideal der ganzen Raçe soll betrachtet werden können. Zwar scheint es mir nicht zweifelhaft, daß der schwarze Guianeser und Brasilianer, der große, starkgebaute Chilese, der zarte, schlanke Peruaner, der dicke Mexicaner, der handfeste Irokese, der schwammige Nutkaer und wie die unzähligen Zwischenschattirungen heißen und bezeichnet werden mögen, die Spur einer gewissen Verwandtschaft an sich tragen, welche sie insgesammt zu einer großen Familie vereinigt; allein in wie fern es möglich sei, das Kennzeichen, welches sie zu Amerikanern stempelt und von allen anderen Menschenraçen unterscheidet, so bestimmt, so unzweideutig anzugeben, daß es auf alle die eben genannten verschiedenen Nationen anwendbar bliebe: — dies ist eine Frage, zu deren endlicher Aburtheilung es uns vielleicht noch immer an zweckmäßigen, mit Sachkenntniß angestellten Beobachtungen fehlt. Die Farbe der Amerikaner, die man sich allgemein als kupferroth und in allen Zonen unveränderlich vorgestellt hatte, ist, nach den zuverlässigsten Berichten nichts weniger als gleichförmig dieselbe bei allen amerikanischen Völkern. An der Nordwestküste haben die Stämme, die sich vom Fischfange nähren, wenn man ihnen den Schmutz, der ihre Haut bedeckt, abgewaschen hat, eine der zarten europäischen ähnliche Gesichtsfarbe; in Chile und in dem gebirgigen Theile von Peru sieht man ebenfalls den Teint, zumal des anderen Geschlechtes, dem unsrigen sich nähern. In Mexico, an der Moskitoküste, in Florida und auf den westindischen Inseln hatten die urspünglichen Einwohner die gelbliche indische Schattirung, und in Brasilien waren sie, wie der treue Lery erzählt, beinahe von schwarzer Farbe. Der rothe Kupferglanz, den ihnen die Leichtgläubigkeit angedichtet hat, konnte vielleicht die Wir-

kung der Schminke sein, womit die wilden Stämme sich überall, entweder zum Kampf oder bei anderen festlichen Veranlassungen, schmücken.

Die Völkerschaften, die den Norden von Amerika bewohnen, unterscheiden sich schon merklich von einander, je nachdem sie ihren Aufenthalt an der Küste oder in den Wäldern gewählt haben, und folglich entweder Ichthyophagen (Fischesser), oder umherstreifende Jäger geworden sind. Die feuchte Witterung, die in jenen noch uncultivirten, mit Wäldern und mit Gewässern so reichlich versehenen Gegenden herrscht, scheint ihnen wenigstens einen gemeinschaftlichen Charakter verliehen zu haben; ich meine ihr so auffallendes, schwarzes, grobes, glänzendes, langes und starkes Haupthaar, und vielleicht eine damit verbundene Beschaffenheit des Körpers, eine gewisse zähe Elasticität, die zwischen der Abspannung unserer Sumpfbewohner und der verschrumpften Trockenheit der tatarischen Steppenvölker die Mitte hält. Ihr Wuchs kommt durchgehends dem unsrigen an Höhe gleich und ist folglich, was wir von mittlerer Statur zu nennen pflegen; oft aber geht er auch noch über diese hinaus. Ihre Gliedmaßen sind gemeiniglich, ohne sich der idealischen Schönheit zu nähern, wohlproportionirt und insbesondre bei den Jagdvölkern zu ihren behenden Uebungen und zu langer Anstrengung geschickt. Ihre Sinne sind, wie bei den meisten uncultivirten Nationen, sehr geübt und einer uns unbegreiflichen Zartheit der Unterscheidung fähig, die, wenn sie sich mit einer geübten Vernunft zusammen gedenken ließe, die höchste Vollkommenheit der menschlichen Natur bezeichnen würde. Allein da die Entwickelung eines Organs immer nur auf Kosten eines andern geschieht, so ist auch überall auf dem Erdboden mit dem Fortschritte der sittlichen Kultur die Abnahme dieser unbegrenzten Empfänglichkeit der äußeren Sinne verbunden. Irrig hat man daher in unserer Organisation den Grund jener ins Unendliche gehenden Klassificirung der sinnlichen Eindrücke gesucht, wovon der Wilde nur darum nichts zu wissen und nichts zu unterscheiden scheint, weil sie eine Wirkung der entwickelten Vernunft und der bereicherten Sprache ist, wodurch sich unser Bewußtsein in mehreren Modificationen vervielfältigt.

Wenn wir nicht gegen das Zeugniß unserer Erfahrung und der Analogie annehmen wollen, daß die Natur in der Bildung des Menschen willkürlicher, als bei anderen Thieren zu Werke

gegangen sei, so folgt unausbleiblich, daß theils seine Organisation, oder der Bau des menschlichen Körpers, theils die Verhältnisse, unter denen sich ein jedes menschliches Individuum auf die Welt gesetzt findet, an der Bestimmtheit seiner Handlungen und Aeußerungen einen sehr wesentlichen Antheil haben müssen. Hätte man diesen Satz mit seinen natürlichen Folgerungen gehörig bedacht, so wären unstreitig jene übereilten Schlüsse und Abstammungs-Hypothesen unterblieben, die man so oft auf bemerkte Aehnlichkeiten in der Lebensweise und den Sitten der verschiedensten Völker gegründet hat. Ich rede hier nicht sowohl von den unsinnigen Träumen eines Moraez und eines Adair, die ohne Bedenken die Juden zum Stammvolke der Amerikaner annehmen, sondern von den bis zum Ekel wiederholten Parallelen zwischen den Bewohnern der Tatarei und denen des neuen Welttheils. Ohne es geradezu leugnen zu wollen, daß Amerika von Asien her bevölkert worden sei, sind die zufälligen Aehnlichkeiten, auf welche man sich beruft, keinesweges hinreichend, etwas anderes als die natürliche Verwandtschaft darzuthun, welche überall aus den Handlungen vernünftiger Thiere von ähnlicher Organisation hervorleuchten muß. Charlevoix hat freilich die merkwürdige Anekdote aufbewahrt, daß einst ein Jesuit, der P. Grollon, in der Tatarei eine Huronin angetroffen habe, die er zuvor in Canada gekannt hatte; allein was diese Herren finden können, geht so oft über den Maßstab des Begreiflichen hinaus, daß es nur da zur Autorität werden kann, wo ihre Unfehlbarkeit noch gilt. Unerklärbar wird es dagegen immer bleiben, daß die asiatischen Völker, da sie gleichsam nur einen einzigen Schritt zu machen hatten, um über Behring's Meerenge nach Amerika hinüber zu kommen, mit diesem Schritte zugleich auch alle Gewohnheiten ihres vorigen Aufenthaltes von sich geworfen, und nicht entweder ihre zahmen Thiere mit sich hinüber gebracht, oder von den wilden Heerden der in Amerika so häufigen Rennthiere und Bisamochsen sich neues Zug- und Mastvieh zugezogen haben sollten. Je näher beide feste Länder an einander grenzen, je leichter es den Menschen werden konnte, von dem einen zum anderen hinüber zu gehen; desto unauflöslicher wird dieser Einwurf, da die Zähmung der Thiere allen Amerikanern jederzeit so fremd geblieben ist, daß man selbst in Mexico, bei einem sonst schon merklichen Fortschritt in den Künsten der Regierung, auch nicht eine Spur davon wahrgenommen hat.

Die neulichen Entdeckungen in der Landschaft Kentucky, in dem amerikanischen Mesopotamien, zwischen den Flüssen Ohio, Tscheroki und Mississippi, scheinen auf ganz andere Spuren zu führen. Hier, gewöhnlich dicht am Wasser, auf gut gewählten, von Natur durch ihre Lage schon festen Plätzen, findet man eine Anzahl uralter kreisförmiger Festungswerke von Stein. Die ältesten Indianer wissen nichts davon zu erzählen; jede Sage von ihrer Entstehung ist erloschen und die Bäume innerhalb ihres Bezirkes sind nicht jünger oder schmächtiger, als die im Umkreise derselben emporgewachsenen. Unstreitig waren sie das Werk eines Volkes, das einer weit anhaltenderen Anstrengung fähig war, als die jetzigen Eingebornen von Amerika, und man begreift es kaum, wie es möglich gewesen ist, sie ohne eisernes Handwerksgeräth zu erbauen. In einer bequemen Entfernung von einer jeden Feste steht immer ein kleiner Erdhügel in pyramidalischer Gestalt, der mit der Größe der benachbarten Festungswerke in Verhältniß zu sein scheint. Wenn man ihn aufgräbt, findet man eine kalkartige Substanz darin, die man für Ueberbleibsel von Knochen, und zwar vermuthlich von menschlichen Gebeinen, hält.

Wer vermag die Dunkelheit zu durchdringen, welche die Zeitalter des Daseins von Amerika vor dem Anfange seiner Geschichte deckt? Diese Geschichte geht in den organisirten Reichen von Peru und Mexico kaum 2- oder 300 Jahre über den Zeitpunkt der spanischen Entdeckung zurück. Aber in jenem allgewaltigen Kreisen der Natur, da sie das ungeheure erloschene Incognitum und alle die unzähligen Thier- und Pflanzengestalten gebar, die jetzt noch die Oberfläche des amerikanischen Bodens schmücken — wer wagt es zu leugnen, daß nicht auch die Menschengestalt unter günstigen Bedingnissen daselbst auf irgend einem bequemen Mittelpunkte der Länder hervorgehen und sich nach allen Richtungen hin verbreiten konnte? Von Norden her kamen die Völker, die sich in Mexico civilisirten; am Mississippi und in Florida errichteten die Natsches und die Apalaschen ihren Sonnendienst; am Ohio liegen jene merkwürdigen Trümmer; im höchsten Norden verdrängt die Raçe der wohlgebildeten Amerikaner erst seit Kurzem die kleinen zwergartigen Polarmenschen, und die Hundsrippen-Indianer (Dogribbed Indians, Fr. *Plats-côtés de chiens*) und die Kupfer-Indianer, die jetzt bis an das Eismeer in 71° nördl. Br. jagen, scheinen vor diesem

weit südlicher gewohnt zu haben. Mehrere Data von dieser Wichtigkeit, die sich vielleicht noch künftig sammeln und zu einem historischen Lichtpunkte vereinigen lassen, zumal wenn die Beobachter selbst, mit Vorkenntnissen ausgerüstet und gegen Vorurtheile auf ihrer Hut, den eigentlichen Punkt, warum es zu thun ist, kennen und im Auge behalten werden, erleichtern einst dem künftigen Geschicht- und Menschenforscher die Beantwortung jener dunkeln Frage, woher die Amerikaner entsproßten.

Es klingt Anfangs widersinnig, wenn man die Engländer behaupten hört, daß die Ichthyophagen, oder Fischesser, an der Nordwestküste an sittlicher Bildung vor den Jagdvölkern im Innern von Canada und um die Hudsonsbai den Vorzug verdienen, da man gleichwohl die Schilderung von ihrer ekelhaften Lebensart und ihrem Geschmack am Genusse des Menschenfleisches nicht ohne Schauder lesen kann. Allein von einer Seite scheint dennoch die Behauptung völlig gegründet, und eine oder die andere barbarische Gewohnheit, die noch aus roheren Zeiten übrig geblieben ist, darf uns im allgemeinen Urtheile nicht irre leiten. Der ruhige Aufenthalt der Küstenbewohner in einem bestimmteren Bezirk, die Regelmäßigkeit der Beschäftigungen, womit sie im Sommer ihren Lebensunterhalt gewinnen und ihren Wintervorrath einsammeln, der höhere Grad des Fleißes und der Sorgfalt, die sie auf den Bau ihrer Kähne und Häuser verwenden müssen, die winterliche Muße, die ihnen zur höheren Vollendung ihrer Kunstarbeiten, an Kleidern, Zierrathen, Geräthschaften und Waffen dient, die leichtere Communication endlich auf dem Meere, diesem Elemente der menschlichen Kultur, wodurch sich ihnen die Gelegenheit zum Verkehr und Tauschhandel mit entfernten Nachbarn und folglich zur Einsammlung eines größern Ideenvorrathes darbietet: dies alles trägt dazu bei, sie auf der Bahn zur Entwickelung ihrer schlummernden Geisteskräfte ihren Brüdern im Walde zuvorkommen zu lassen, und die Grundbegriffe aller Moralität, die richtigen Bestimmungen des Verhältnisses zwischen Mensch und Mensch ihnen näher zu legen.

Die Jagd gestattet keine Vereinigung der Menschen in so großer Anzahl, wie der Aufenthalt an einer fischreichen Küste. Unaufhörlich in kleine Familien zertheilt, die sich immer wieder abzweigen, so wie das Bedürfniß der Nahrung sie auseinander treibt, werden die nächstverwandten Horden durch diese Lebensart

von einander entfremdet, und die Bande gelöset, die doch sonst unter den Völkern von einerlei Mundart und Sitte wirksam sind. In der Einöde des Waldes, fern von einander, verändert sich allmälig auch die Sprache der verschiedenen kleinen Haufen; die wenigen Worte, welche sie vor ihrer Trennung kannten, verlieren sich unter der Menge der neuen, die sie sich nach und nach für neue Gegenstände in ihrem neuen Jagdbezirke, für neue Verhältnisse, für zufällige Ereignisse selbst bilden müssen. So entsteht eine endlose Verschiedenheit der Sprachen, wie sie im inneren Nordamerika so häufig angetroffen und von Reisebeschreibern erwähnt worden ist. Eine merkliche Abweichung unter den Gebräuchen der mancherlei Völkerschaften von einander, läßt sich leicht aus eben dieser Vereinzelung erklären; selbst der Umstand, daß die verschiedenen Stämme ihren Kindern den Kopf bald so, bald anders zu formen suchen, ist eine Folge von der Beibehaltung eines Grundbegriffes, der sich nur nach den Umständen immer modificirt.

Jagd und Krieg sind die einzigen Hauptbeschäftigungen des Indianers; er jagt, wenn sein Vorrath zu Ende geht, und macht sich auf den Weg eine benachbarte Horde zu beschleichen, wenn er dem alten Hader nachdenkt und für eine vermeinte Beleidigung Rache fordern zu müssen glaubt. Die Völkerschaften, welche den europäischen Niederlassungen näher wohnen und mit ihren Emissarien bekannt sind, haben sich bereits an neue Bedürfnisse gewöhnt; sie brauchen Messer und anderes Eisengeräth, Tuch zur Kleidung, Zierrathen zum Putz, Flinten, Pulver und Blei zur Jagd, und vor Allem das unentbehrlich gewordene hitzige Getränk, den schlechten, ungesunden Branntwein, der sie bis in die Wurzel des Lebens vergiftet und ihre Raçe gänzlich auszurotten drohet. Sie jagen aber auch schon nicht blos, um sich Speise und Decke zu verschaffen, sondern um Pelzwerk zusammen zu bringen, wogegen sie jene ausländischen Waaren eintauschen können. Durch den Umgang mit den Europäern, die sich lange Zeit ihre Einfältigkeit zu Nutze machten, hat ihr Charakter endlich viel von seiner ehemaligen Redlichkeit verloren; das Beispiel des Betruges mußte sie ergreifen, und jetzt suchen sie ein Verdienst darin, ihre habsüchtigen Bundesgenossen zu überlisten. In trunkenem Muthe äußern sich ihre Leidenschaften gewaltsamer als sonst; und selbst die Abspannung, die darauf folgt, wechselt mit Anfällen von kranker Reizbarkeit, die vielleicht noch

furchtbarer sind, als ihre überlegten Grausamkeiten. Kalte, empfindungslose Rache ist allen rohen, wilden Völkern gemein. Sich an die Stelle eines Anderen setzen, kann nur der Mensch, den die Erziehung auf eine höhere Stufe der Besonnenheit hob. Daher ist auch der Begriff des Mein dem Wilden, wie dem Kinde, so viel geläufiger, als der damit verschwisterte Begriff des Dein. Ein Fortschritt in der Bildung des Geistes, in der Entwickelung moralischer Gefühle, in der Uebung der Urtheilskraft ist auf diesem Wege, bei dieser Lebensart, und durch diesen verderblichen Verkehr mit den verworfensten Menschen unserer europäischen Raçe nicht möglich. Die alten Indianer selbst hatten noch angebornes Gefühl genug, um einzusehen, daß die Moralität ihrer Jugend durch den Umgang mit gewissen angeblichen Lehrern des Christenthums, und durch das Beispiel ihrer zügellosen Ausschweifungen zerrüttet würde. Sie baten daher die Statthalter der Colonien, daß man diese Elenden von ihnen entfernen möchte. Allein wie leicht es dennoch sei, mit den amerikanischen Wilden auszukommen, in welcher natürlichen Achtung die Gesetze der Billigkeit bei ihnen stehen, dies beweisen alle die verschiedenen Unterhandlungen, welche die vereinigten Provinzen, die Canadier und die Franzosen mit ihnen gepflogen haben. Fast ohne Schwertschlag, fast ohne Streit, hat man ihnen das Eigenthum der Ländereien abgehandelt, auf denen jetzt die Macht der amerikanischen Republik mit so vielem Glanze zu einem Range in der politischen Welt heranwächst.

Die beiden wichtigen Angelegenheiten des Menschengeschlechtes, die in anderen Welttheilen jeder anderen Sorge vorhergehen, und denen die Summe aller Geschäftigkeiten untergeordnet zu sein pflegt, Regierungsform und Gottesdienst, haben dem wilden Amerikaner nie viel Kopfbrechens gekostet. Er bedarf keines Herrn und keiner Priester; wenn er in den Krieg zieht, wählt er den Tapfersten seines Haufens zum Führer, und wenn er an einen großen Wasserfall kommt, bewundert er die Macht des Unsichtbaren, der dort im Brausen der Fluthen, wie einst dem ägyptischen Hirten in der entzündeten Sumpfluft, ihm näher zu sein scheint. Bei gewöhnlichen Ereignissen des Lebens wendet er sich aber nicht an diesen obersten, wohlthätigen Geist; da genügt ihm der Genius, den er sich zum Schutz erkohren hat und dessen Ebenbild er in irgend einem Thiere zu erkennen glaubt. Bei den Küstenbewohnern wird man bereits den An-

fang eines Despotismus gewahr: die Oberhäupter herrschen mit einer beinahe uneingeschränkten Macht über das gemeine Volk; sie bewohnen geräumigere Häuser, sie besitzen einen erlesenern Hausrath, sie genießen die Leckereien und die fetten Bissen, sie werden von zahlreichen Sclaven bedient, sie halten sich sogar Sclaven zum Abschlachten für ihren Tisch, sie kennen den Luxus der Vielweiberei, sie erlauben oder verbieten endlich den Verkehr mit den Fremden, und eignen sich die besten im Tausche gewonnenen Waaren zu. Vom hierarchischen Despotismus hingegen, von einem abgesonderten, privilegirten Priesterstande, hat man daselbst noch keine Spur bemerkt.

Das mannigfaltige Sittengemälde, die Schilderung aller verschiedenen Gewohnheiten und Gebräuche, wodurch ein Stamm sich vom anderen unterscheidet, oder worin sie alle mit einander übereinstimmen, so anmuthig und anlockend dies Alles auch scheinen mag, führte uns hier zu weit von unserm Ziele. Es ist genug, daß wir hier auf die Reisebeschreiber verweisen.

§. 18. Europäische Ansiedler.

Zur Vollständigkeit dieses Aufsatzes gehört es noch, mit einigen Worten die übrigen Bewohner des neuen Welttheils zu erwähnen, deren Ueberkunft aus unserem Welttheile bekannt ist, und die sich folglich von den ursprünglichen beiden Raçen in Amerika absondern lassen.

Schon früh im Mittelalter, um das Jahr 988 oder 989 nach Christi Geburt, entdeckten die kühnen norwegischen Abentheurer das östliche Ufer von Grönland und ließen sich daselbst nieder, weil aller Wahrscheinlichkeit nach damals das Klima noch ungleich milder war, als es jetzt durch die Anhäufung des Eises an den Küsten geworden ist. Von hier aus besuchten und besetzten sie auch die Insel Neufundland. Wenige Jahre nach der ersten Entdeckung (um das Jahr 1000) nahmen die dortigen Normänner das Christenthum an, und ungefähr nach Verlauf von hundert Jahren hatten sie an der Ostküste zwölf Kirchen und zwei Klöster, so wie an der Westküste vier Kirchen erbauet, und wählten ihre eigenen Bischöfe, von denen man eine Folge von siebzehn aufzählen kann. Merkwürdig ist aber die um das Jahr 1376 erwähnte erste Ueberkunft der Eskimos oder jetzigen Grönländer aus dem südlicher gelegenen Lande Labrador, welches sie wahrscheinlich wegen des Andringens der anderen ame-

rikanischen Stämme verlassen mußten. Diese den Normännern schon längst in Neufundland bekannt gewordenen und wegen ihrer unansehnlichen Statur von ihnen mit dem verächtlichen Namen Skrellinger oder Zwerge bezeichneten Menschen waren die einzigen Bewohner der Westküste von Grönland, als man sie 1576 wieder entdeckte. Ob die zunehmende Kälte, oder die im Anfange des 15. Jahrhunderts eingerissene epidemische Krankheit (der sogenannte schwarze Tod), oder die Skrellinger, oder endlich alle diese Ursachen zusammengenommen, die Ausrottung des norwegischen Pflanzvolkes bewirkt haben, bleibt wahrscheinlich unserer Kritik auf immer ein unauflösliches Problem.

Nachdem Cabot 1497 die Insel Neufundland wieder gefunden hatte, folgten die verschiedenen Entdeckungsreisen im Norden schnell auf einander. So oft indeß die Westküste von Grönland berührt ward, so wenig lockte das kalte Land irgend ein europäisches Volk an, sich daselbst niederzulassen, bis der Prediger Egede im Jahr 1721 seinen Hof bewog, Missionsanstalten daselbst anzulegen und zu unterstützen, die zum Theil noch fortdauern und den Wallfischfang der Dänen erleichtern. Auf Hudson's Entdeckung des großen Meerbusens, der seinen Namen trägt, folgte 1669 die Errichtung der Hudsonsbai-Compagnie, als einer privilegirten Handelsgesellschaft, welche vermöge ihres Freibriefes von König Karl II. das ausschließliche Recht erhielt, ihre Faktoreien, an beiden Ufern der Hudsonsbai sowohl, als im Innern des Landes anzulegen. Dem zufolge begründete sie am Churchillfluß das Fort Prinz von Wales, am Nelsonfluß das Fort York, am Albanyfluß Henley Haus und auf der Küste von Labrador, oder dem sogenannten East Main, die Forts Rupert und Richmond. Im Innern erstrecken sich, wie wir gesehen haben, ihre Stationen oder Faktoreien bis jenseits des Arathapeskow- oder Arabaska-Sees. Ihre Ausfuhr nebst den Kosten der Unterhaltung für ihre Beamten beträgt, ein Jahr ins andere, etwa 20,000 Pfund Sterling; die Einfuhr an Pelzwerk dagegen etwa 27,000 Pfund Sterling, welches einen jährlichen Gewinn von 7000 Pfund abwirft. Allein nach anderen Berechnungen gewinnen die Interessenten ohne allen Vergleich eine größere Summe. Auch haben sie seit einiger Zeit ihren Handel sehr zu erweitern und mit den Canadiern zu wetteifern gesucht, um dem Vorwurfe zu entgehen, daß ihre Unthätigkeit dem brittischen Handel Abbruch thäte.

Auf Cartier's Entdeckung von Canada im Jahr 1536 folgten bald die ersten Versuche anderer französischer Abentheurer, die sich dort sowohl, als in der benachbarten Halbinsel Acadien, niederlassen wollten; allein diese unreifen Versuche blieben ohne allem Erfolg, bis Champlain 1668 den Grund zur Stadt Quebek legte. Nunmehr hätte Canada in den Händen der französischen Regierung eine wichtige Colonie werden können, zumal da man im Innern derselben eine Communication mit Luisiana, welches ebenfalls der Krone Frankreich gehörte, vermittelst der fünf großen Seen und Flüsse Illinois und Mississippi eröffnet hatte; allein die groben Fehler der Colonial-Administration vereitelten diese Aussichten in dem Grade, daß man sich 1763 glücklich schätzte, Canada und Acadien oder Neuschottland an die Engländer abzutreten.

Nach dem Verluste der übrigen Colonien schenkte die brittische Regierung den bisher vernachlässigten und freilich auch von der Natur etwas stiefmütterlicher behandelten nordischen Provinzen, die sich ihrer Botmäßigkeit nicht entreißen konnten, besondere Aufmerksamkeit. Canada enthielt beim Friedensschlusse von 1783 genau 113,012 englische und französische Colonisten, und außerdem noch gegen 10,000 Flüchtlinge aus der amerikanischen Republik, oder sogenannte Loyalisten, denen ein eigener Bezirk in der oberen Gegend von Canada am Cataraquifluß und am Ontariosee angewiesen worden ist. Die Bevölkerung von Quebek bestand damals aus 6472 Seelen, und die von Montreal mochte nur um wenig geringer sein.

Die sogenannte Quebek-Bill, eine Parlamentsakte vom 14. Regierungsjahre Georgs III., enthielt die Grundverfassung dieser Provinz, nach welcher die gesetzgebende Macht dem Statthalter und einem ihm zugeordneten Rathe übertragen war. Der Unterstatthalter, der Oberrichter, der Regierungssecretair und zwanzig andere Mitglieder, von denen die Hälfte französischer Abkunft sein mußten, waren die Mitglieder jenes Rathes und erhielten einen Jahrgehalt von 100 Pfund Sterling. Allein obgleich die meisten Funktionen der Regierung ihnen oblagen, so hatte sich doch Großbritannien das Recht, die Auflagen zu erkennen, vorbehalten, und dagegen die in 25,000 Pfund Sterling bestehenden jährlichen Kosten der Civilliste zu bestreiten versprochen.

Diese Verfassung konnte aber nicht lange Bestand haben; es war natürlich, daß von allen Seiten Reclamationen dawider

einliefen: theils von den Einwohnern der unteren Provinz, die das billige Recht sich selbst zu taxiren, und ihre eigene Provinzialversammlung verlangten; theils von den Loyalisten im höheren Canada, die schon in ihrem vorigen Vaterlande freiere Grundsätze geschöpft hatten, und sich an das in Quebek von dem französischen Adel eingeführte Lehnssystem nicht gewöhnen konnten. Die Klugheit rieth daher dem brittischen Minister Pitt, dem Uebel abzuhelfen, ehe noch die Klagen recht zur Sprache kämen; und so entstand bereits im Jahr 1790 die neue Quebek-Akte, vermöge deren Canada in zwei ganz von einander unabhängige Provinzen abgetheilt wird, die nach Maßgabe des verschiedenen Bedürfnisses der Einwohner eine merklich verschiedene Verfassung erhalten haben. Auffallend ist es, daß eine englische gesetzgebende Versammlung an der Neige des 18. Jahrhunderts in dem Entwurfe dieser Verfassungen eine privilegirte Adelsklasse in Canada förmlich über die anderen Bürger erhob, ihr besondere Immunitäten bewilligte, ihre Lehnsrechte heiligte und bestätigte, und aus ihrer Mitte ein erbliches Oberparlament stiftete, welches, wie das brittische, zugleich einen geistlichen Adel in sich schließt. Diese von der Oppositionsparthei vergeblich gerügte Barbarei unseres Zeitalters kann in jenem Welttheile nicht leicht die schlimmen Folgen, wie im unsrigen, nach sich ziehen. Das mächtige, glänzende Beispiel der Gleichheit und Freiheit in der benachbarten Republik der vereinigten Staaten, verbreitete eine so helle Masse von Licht, daß die Werke der Finsterniß unmöglich lange daneben bestehen können.

Die ganze Ausfuhr von Quebek betrug im Jahre 1786: 343,262 Pfund, 19 Schilling, 6 Pence Sterling, und die Einfuhr dieses Jahres 325,116 Pfund Sterling. Von der Ausfuhr war das Pelzwerk der Hauptartikel; denn er belief sich auf 285,977 Pfund. Die übrigen Artikel waren Weizen, Mehl, Zwieback, Leinsamen, allerlei Hausrath von Holz, Fische, Pottasche, Oel, Ginseng und andere Arzneigewächse. Dagegen wurden eingeführt: Rum, Branntwein, Melassen oder Syrup, Kaffee, Zucker, Wein, Tabak, Salz, Chocolade, Lebensmittel für die Truppen und allerlei trockene Waaren.

Neuschottland und Neubraunschweig bilden jetzt ebenfalls zwei abgesonderte Provinzen, deren vorzüglichster Handel in der Verfertigung von allerlei Hausrath aus ihrem guten, dauerhaften Holze besteht, den sie sodann nach den westindischen Inseln

führen, um allerlei Artikel des Luxus, als Rum, Zucker, Kaffee u. s. w. dafür einzutauschen. Ihre Fischerei ist nächst der von Neufundland die beträchtlichste und ward im Jahr 1743 schon auf mehr als 900,000 Pfund Sterling angeschlagen. Der Kornbau bleibt dagegen noch zu unbedeutend, um dem Bedürfnisse der Einwohner zu genügen. Ihre Verfassung ist nach der englischen gemodelt, und für einen Staat in seiner Kindheit mag sie leicht hinreichend sein, bis die größere Bevölkerung ihre Mängel aufdeckt. Durch die Auswanderang der Loyalisten aus den unabhängig gewordenen Provinzen hat sich die Volksmenge von Neuschottland schon ansehnlich vermehrt. Der Hauptort Halifax zählt gegen 20,000 Einwohner; Annapolis mit seinem unvergleichlichen Hafen hat sich seit dem Frieden um fünf Sechstheile vergrößert; Barrington hat 4000, und Shelburn 13,000 Einwohner erhalten.

Ich habe diese beiden Provinzen hier erwähnt, weil die Grenzen des Theils von Nordamerika, den wir zu betrachten hatten, sie natürlich mit einzuschließen scheinen. Ueberdies gewinnen wir auch so viel durch diesen Zusatz, daß wir das wichtige Factum der schnellen Fortschritte der hiesigen Bevölkerung am Schlusse dieser Uebersicht vor Augen behalten, und von demselben auf die Benutzung des ganzen unermeßlichen Landes, im Westen von Canada, welches des Anbaues so fähig ist, die Anwendung machen können.

Neuholland und die brittische Colonie in Botany-Bai.

Quidam magnus videlicet vir et sapiens cognovit, quae materia esset, et quanta ad maximas res opportunitas in animis esset hominum, siquis eam posset elicere et praecipiendo meliorem reddere.

Zuerst im historischen Calender von 1786.

Wer die Vorzüge des gesitteten Lebens ohne Vorurtheil erwägt, wird nicht in Abrede sein, daß der Mensch in diesem Zustande erst eigentlich der Natur, die ihn mit Fähigkeiten ausrüstete, ein Genüge zu leisten anfängt, und wahrer Mensch, das ist, ein denkendes Wesen wird, welches mehr im Genusse seines Bewußtseins und seiner Vorstellungen, als in der Befriedigung blos sinnlicher Begierden und blinder Triebe glücklich ist. Zwar hat die Natur in ihrer Erdeschöpfung, soweit wir sie noch kennen, kein unglückliches Thier gebildet. Alle genießen froh die Lebenskraft, die sich in ihnen auf unzählig mannigfaltige Weise äußert, die so unablässig, so geschickt ohne Lehrmeister, ihre Individualität zu behaupten und in ihrer Art des Seins zu beharren strebt. Empfänglichkeit und Behagen stehen in ewiger Harmonie; und Lebensgenuß wohnt eben sowohl im Wurm, der zehnfach zerschnitten in jedem Stücke sich ergänzt und in zehn Einheiten abgesondertes Dasein empfindet, wie im Menschen, der statt jener plastischen Reproductionskraft die zarteren Sinne zu Hütern seines Wesens erhielt. Allein die Rangordnung der Geschöpfe wird darum nicht minder durch das Maß der Em-

pfänglichkeit bestimmt. Wer möchte wohl nur Eines Sinnes entrathen, nur Eine Anlage preis geben, um auf jene vegetirende Fortdauer Anspruch machen zu dürfen? Jeder, eh' er Wurm werden sollte, würde lieber als Insect umherschwirren, und so weiter sich dem Zustande nähern wollen, wo er mehreren und mannigfaltigeren Eindrücken offen bliebe. Sie entrüsten über den Mängeln der bürgerlichen Gesellschaft, und ihr den Stand der Wildheit vorziehen, heißt demnach vergessen, daß der verfeinerte Mensch, so gut wie der Wilde, im Genusse seines Daseins lebt, und daß der Unterschied nur in der Art des Genusses besteht, der bei jenem auf Fertigkeiten beruht, wozu in diesem die Anlage schläft. Doch der Grübelei wird kein Irrthum leichter, als da unterscheiden, wo nichts abzusondern ist; und so erdichtet sie sich einen Widerspruch zwischen Natur und Kultur, der höchstens in einem willkürlichen Gebrauch der Worte liegt. Die Fähigkeit zum Denken, mit allen ihren Folgen, ist unserer Natur so wesentlich inwohnend, als der Trieb zur Nahrung und Fortpflanzung, wenn sie gleich nicht in jedem Einzelnen nach Möglichkeit entwickelt wird. Was der Gattung zukommt, entwickelt sich nicht nothwendig in jedem Einzelnen. Die Blattläuse legen Eier im Herbst; diese überwintern und aus ihnen geht eine Reihe lebendiggebärender Generationen, so lange der Sommer währt, hervor. Wer übrigens die Thiergeschichte kennt, wird wissen, daß, wo eine Mehrheit der Anlagen statt findet, eine oft die andere unterdrückt oder in engere Schranken zurückweiset. Die Vernunft streitet nicht mehr wider die übrigen Anlagen im Menschen, als in den Thieren der Instinkt.

Wo demnach Fähigkeiten vorhanden sind, da wird Vollkommenheit durch ihre Entwickelung erreicht. Fortschritt der Kultur ist also Interesse der Menschheit, und Bevölkerung der ganzen Erde mit gesitteten Bewohnern das große Ziel, welches wir zunächst, als unseres Erringens werth, vor uns sehen. Und wie merkwürdig ist nicht die Schnelligkeit, womit Alles diesem Ziel entgegeneilt! Zu fern zurück ins graue Alterthum verliert sich der Anfang der Kultur in unserm Welttheil, als daß wir mehr als muthmaßen oder glauben könnten, was ihr den ersten Stoß verlieh. Wie von Epoche zu Epoche ihr Fortschritt durch Verkettung der Begebenheiten vorbereitet war, nur dies lehrt uns die Geschichte. Allein in späteren Jahrhunderten wird sichtbarlich schneller ihr Gang. Auch in jeder Hälfte von Amerika entspan-

nen sich die ersten Fäden der Sittlichkeit zu einem zarten Gewebe der Kultur; nur wirkte dieser Bildungstrieb zu schwach, zu langsam für das Bedürfniß der Zeiten; und groß, vielleicht unüberschreitbar, blieb die Kluft zwischen Quippos und Buchstabenschrift. Columbus kam; und die Kultur that Riesenschritte in beiden Welten. Schöner grünte sie nirgends, als in dem neuen mit Europa wetteifernden Freistaat.

Die Erscheinung eines neuen Entdeckers, des unsterblichen Cook, bezeichnet in unsern Tagen eine zweite ähnliche Epoche. Seine drei kühnen Reisen haben das Feld geographischer Kenntnisse von Pol zu Pol erweitert und keine bedeutende Insel liegt noch unerkannt im Ocean. Die Folgen des mächtigen Schwunges, den Ein großer Mann seinem Jahrhundert zu geben wußte, fangen bereits an sich zu offenbaren. Schon knüpft der Handel eine Gemeinschaft zwischen China und der neuentdeckten Nordwestküste von Amerika; und schon macht Großbritannien Anstalt, einen großen neuen Welttheil durch Colonien anzubauen.

Neuholland, eine Insel von ungeheurem Umfange, oder wenn man will, ein drittes festes Land, ist der künftige Wohnort einer neuen bürgerlichen Gesellschaft, die, so unbedeutend ihr Anfang zu sein scheint, gleichwohl in kurzer Zeit sehr wichtig zu werden verspricht. Wir wollen nicht die Tausende von Beispielen aufzählen, wodurch diese Vermuthung, auf den Gang der Natur und das Zeugniß der Geschichte gegründet, den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit erhält. Es ist hinreichend für unsern Zweck, daß aus ähnlichen geringen und fast unmerkbaren Entstehungspunkten in weniger als 150 Jahren ein Staat vor unsern Augen entstanden, der troz Englands äußerster Anstrengung die Unabhängigkeit errungen hat. Zwar sind die ersten Ansiedler von Neuholland ein verworfener Haufe, den in seinem Vaterlande weder das Recht, noch selbst die Furcht vor Strafen im Zügel hielt. Allein zu geschweigen, daß der Dieb gemeiniglich das mitleidenswerthe Opfer einer zwecklosen Erziehung, eines todten Buchstabengesetzes und einer mangelhaften Staatspflege ist; so beweiset ja die alte und die neuere Geschichte, daß er aufhört ein Feind der Gesellschaft zu sein, sobald er wieder in die vollen Rechte der Menschheit tritt, ein Landeigenthümer und Landbauer wird. Jene vermeinte Nothwendigkeit, auf Kosten des reicheren Bürgers leben zu müssen, die Triebfeder zum Stehlen, die als Grundsaz dem Staate gefährlich werden kann,

ist oftmals nur die Schule, wo die Kräfte des Menschen sich schnell und außerordentlich entwickeln. Gewaltsamer Druck, wie im andern Extrem die gänzliche Ungebundenheit des Wilden, erstickt die Thätigkeit des Körpers und des Geistes; ein gewisser Grad des Zwangs, ein gelinderer Druck ruft sie hervor und reift sie für den künftigen Gesetzgeber. Die Räuberbande auf den sieben Hügeln ward durch Numas Vorschriften das erhabenste und bewundernswürdigste Volk der Erde. Ein roher Hirtenstamm, der Jahrhunderte lang das ägyptische Joch getragen, und, wie jeder Sclave, den Adel der Menschheit, Sinn für Tugend und Scheu des Lasters, darüber eingebüßt hatte, ward durch seinen großen Heerführer, trotz jener Halsstarrigkeit, worüber er oft in Wuth gerieth, von einem Auswurf der Erde zum erwählten Volke gebildet. Die Nachkommenschaft der ersten Delinquenten, die Jacob I. nach Virginien schickte, hat Rang und Stimme unter den Nationen und wird durch Franklin und Washington die freie Bundesgenossin der mächtigsten europäischen Staaten. — Täuscht die Zukunft dennoch unsere Erwartung, und wird die Colonie auf Neuholland zum Meteor, das nur einen Augenblick glänzt und verschwindet, so hatte uns wenigstens alles Vorhergegangene das Gegentheil zu ahnen berechtigt. Der Leser, der sich in die Ereignisse der Menschengattung überhaupt und namentlich seines Zeitalters verflochten fühlt, wird der möglichen und wahrscheinlichen Wichtigkeit dieser neuen Anstalt leicht ein Interesse abgewinnen; er wird es uns vielleicht Dank wissen, daß wir ihn vorläufig auf den Schauplatz führen, und ihm mit wenigen Umrissen die ungestörte Natur jenes Landes schildern, welches nur noch seines Anbauers rege Kräfte erwartet, um dereinst in der Geschichte zu glänzen. Dampier und Cook sollen bei Allem, was wir davon erzählen, unsere Gewährsmänner sein.

Neuholland, soweit sich sein Umfang für jetzt auf der Karte bestimmen läßt, enthält einen Raum von mehr als 162,000 geographischen Quadratmeilen, der dem Flächeninhalt des festen Landes von Europa beinah völlig gleich kommt. Das feste Land von Europa enthält nach den neuesten Schätzungen und Berechnungen etwa 163,000 Quadratmeilen, mit den dazu gehörigen Inseln aber 11,000 Quadratmeilen mehr. Neuholland bildet eine große beinahe viereckige Masse, die sich zwischen dem 20. und 35. Grade südlicher Breite durch 42 Grade der Länge hindurch erstreckt, und in der südöstlichen Gegend einen schmalen

Zipfel nach Süden bis zum 43. Grad der Breite von sich ausschickt. Auch nordwärts hat es zwei beträchtliche Vorsprünge, bis auf 11 Grade gegen den Aequator hinab, welche den tiefen Meerbusen von Carpentaria begrenzen. Das indische Meer bespült die westlichen, das stille Meer die östlichen Gestade. Gegen Norden trennt eine Meerenge Neuholland von den neuguineischen Inseln; und nordwestwärts liegt in nicht gar großer Entfernung die Reihe der Inseln, welche die südliche Grenze des großen indischen Archipels bezeichnet, von Timor an bis auf das reiche Java, den Mittelpunkt des holländischen Indiens. Fast in gleicher Nähe von der südlichen Spitze ostwärts ragen die gebirgigen Inseln von Neuseeland aus dem großen Südmeer hervor. Die westlichen Gegenden von Neuholland wurden zuerst im Jahr 1616 durch holländische Ostindienfahrer entdeckt. In den folgenden Jahren schickten die Generalgouverneure von Batavia Carpentier und van Diemen verschiedene Fahrzeuge aus, welche nach und nach die nördliche und westliche Küste, und zuletzt im Jahr 1642 die Südspitze, die van Diemen's Namen erhielt, auskundschafteten. Die Entdeckung und genaue Untersuchung der ganzen östlichen Seite war dem berühmten Cook aufbehalten, der sie im Jahr 1770 auf seiner ersten Entdeckungsreise beschiffte, und ihr den Namen des neuen Süd=Wallis ertheilte. Hier kennen wir durch seinen eisernen Fleiß verschiedene brauchbare Seehäfen, und mehrere große Buchten und Oeffnungen, wo sich noch manche sichere Rhede vermuthen läßt. Jene früheren holländischen Entdeckungen haben außer dem bloßen Umriß des Landes für die Schifffahrt und die Geographie nichts Bestimmtes geliefert. Man weiß nur im Allgemeinen, daß das ganze Neuholland gegen Abend hin, eine äußerst niedrige durch Korallfelsen und Untiefen gefährliche Küste bildet, der sich so leicht kein Schiff ohne besondern Beruf zu nähern wagt. Dampier, ein großer Seemann des vorigen Jahrhunderts, entdeckte hier einen Hafen, vermuthlich weil er Entschlossenheit mit Erfahrung in seiner Kunst verband, und dem Lande näher kommen durfte, als ein furchtsamer und weniger geübter Schiffer. Ein Stück von Neuholland, welches den Busen nach Südwesten hin umzieht, ist annoch unentdeckt geblieben, wiewohl es auch schwerlich die wichtigste Gegend enthält.

Aus den angegebenen Polhöhen sieht man bereits, daß dieses große Land unter einem schönen Himmelsstriche liegt. Die

nördlichen Gegenden desselben, welche zwölf Grade innerhalb des Wendekreises dem scheitelrechten Strahl der Sonne ausgesetzt sind, leiden zuweilen von übermäßiger Hitze; aber jenseits des Steinbockkreises, bis zum 43. Grade südlicher Breite, ist das Klima gemäßigt, und etwa mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu vergleichen. Sogar die äußerste Spitze von van Diemens Land, welche neun volle Grade südlicher als das afrikanische Vorgebirge liegt, scheint in gleichem Maße begünstigt zu sein, vermuthlich weil hier kein Schneegebirge, wie nordwärts vom Cap, die Atmosphäre kühlt, und den Winden eine durchdringende Schärfe gibt. Das Innere dieses großen Landes kann demungeachtet von ansehnlichen Gebirgsrücken durchschnitten sein. Denn höchstens erstreckt sich der Gesichtskreis vom Meerufer bis auf 30 Meilen landeinwärts, und wie ungeheuer ist nicht der Strich, der jenseits noch unentdeckt und unerkannt übrig bleibt? Die Ostküste, welche Cook beinahe 500 Meilen lang befand, ist im Ganzen höher als die westliche, und zeigt überall kleine Anhöhen, Hügel und Berge von mittler Höhe. Hie und dort, wo der große Weltumsegler mit seinen Reisegefährten landete, ist man ein paar, höchstens drei bis vier Meilen weit von der Küste in das Innere des Landes gewandert; alles Uebrige bleibt unerforscht, bis die Bedürfnisse der neuen Colonisten eine sorgfältigere Untersuchung nothwendig machen werden. Allein auch schon die bloße Kenntniß der Küste begünstigt die Vermuthung, daß die Naturgeschichte dereinst aus jenem neuen Welttheil einen großen Zuwachs zu gewärtigen hat.

Noch hat kein Europäer Neuholland als Mineraloge betreten. Cook's Begleiter schweigen von den Producten des Steinreichs und scheinen über den Reizen der dortigen Flora vergessen zu haben, daß auch der Boden, über den sie hineilten, die Blicke des Kenners verdiente. Der Wundarzt Anderson, der van Diemens Land mit Cook im Jahr 1777 besuchte, fand dort einen feinkörnigen weißen Sandstein, ein sandiges Erdreich, mit leichter gelblicher Pflanzenerde und röthlichem Thon in Strecken abwechselnd. Eine Spur von wichtigeren unterirdischen Reichthümern scheint indessen die Magnetnadel anzudeuten, die an mehreren Stellen der Küste zwischen dem 22. und 19. Grade der Breite plötzlich große Abweichungen zeigte, oder gar nicht recht traversiren wollte, mithin den metallischen Gehalt der dortigen Höhen deutlich zu erkennen gab. Ein anderer Umstand, der zu

wahrscheinlichen Vermuthungen über die Beschaffenheit der Gebirge von Neuholland Anlaß gibt, ist die Untersuchung der Insel Neucaledonien, welche ostwärts in einer Entfernung von etwa 230 deutschen Meilen zwischen dem 20. und 23. Grade südlicher Breite, auf Cook's zweiter Reise entdeckt worden ist. Diese Insel, von der uns Cook zu erzählen pflegte, daß ihr Boden und ihre Producte mit den von ihm besuchten neuholländischen Gestaden eine auffallende Uebereinstimmung zeigten, unterscheidet sich von allen östlicher gelegenen Inselgruppen des stillen Oceans durch ihre Gebirgsart. Der ziemlich hohe Bergrücken, der ihre Mitte durchzieht, besteht aus der uralten Felsgattung, welche den übrigen Steinlagen unserer Erdoberfläche zum Grunde dient. Wir fanden dort ein großes Quarzgebirge, mit starken Lagern von goldfarbigem und röthlichem Glimmer durchzogen, und an einigen Stellen Blöcke von Serpentinfels mit Hornblende, Talk und Granaten gemischt. Wenn es demnach mit der Aehnlichkeit zwischen Neucaledonien und Neuholland seine Richtigkeit hat, wie viele wichtige Aufschlüsse für die Gebirgslehre kann der Bergmann nicht dereinst aus jener ungeheuren Oberfläche von 160,000 Quadratmeilen erwarten?

Nicht eigentlicher Wassermangel, aber gleichwohl Mangel an Flüssen und beträchtlichen Strömen ist ein auszeichnender Zug des neuen Landes, welches darin den südlichen Gegenden von Afrika nicht unähnlich ist. Allein entschieden ist es bei weitem nicht, daß kein großer Fluß Neuhollands Inneres durchströmt; und wenn es darauf ankömmt, nach Analogie und Wahrscheinlichkeit eine Vermuthung zu wagen, so scheint die niedrige westliche Küste aus mehr als einem Grunde die Gegend zu sein, wo sich die Mündung eines ansehnlichen Stromes erwarten läßt. Cook, der die Ostseite von Neuholland in der Mitte der dürren Jahreszeit befuhr, urtheilt dennoch nach dem damaligen Ansehen des Landes, daß es wohl bewässert sein müsse. Ueberall fand er unzählige kleine Bäche, die in der Regenzeit zu starken Flüssen anzuschwellen pflegen; und in den Wäldern gibt es häufige Teiche stehenden süßen Wassers, die vermuthlichen Ueberreste des während der Sonnennähe fallenden Regens. Die flächere Seeküste ist oft von Buchten und Kanälen durchschnitten und mit Manglesbäumen (Rhizophora) auf weite Strecken bewachsen, zwischen denen der Boden aus Sumpf und Schlamm besteht, und mit unserm Torfmoor einige Aehnlichkeit hat. Hier ist es, wo sich

auch zuweilen kleine Seen von salzigem Wasser erzeugen, welches vermuthlich durch unterirdische Wege aus dem Meere in kleinen Vertiefungen zusammenläuft, oder durch den Sand allmälig durchsintert. Ein solcher Teich mit salzigem Wasser gefüllt, liegt in der waldigen Ebene, welche die Adventure-Bai in van Diemens Land umgibt.

Die Höhen entlang dem Meerstrande deckt ein leichtes sandiges Erdreich, welches wegen seiner großen Dürre dem Pflanzer keinen Ertrag verspricht, und durchgehends zum Anbau untauglich ist. Doch findet man auch Hügel mit besserem Erdreich bedeckt, wo Wälder mit grasigen Plätzen wechseln; und Ebenen sowohl als Thäler prangen oft mit einem reichen, üppigen Graswuchs, den die Hand des Landmannes leicht zu Wiesen und Auen umschaffen kann. Hier findet man einen Boden von schwarzer Erde, die sich ungestört, seit vielen Jahrtausenden vielleicht, durch die jährlich verwesende Pflanzenschöpfung angehäuft hat. In der dürren Jahreszeit ist nichts leichter, als das trockne Gras, welches Manneslänge erreicht, in Brand zu stecken und dadurch weit und breit die Gegend einzuäschern. Als Cook einst den elenden Wilden, welche in geringer Anzahl diese Küste bewohnen, eine Schildkröte abgeschlagen hatte, rächten sie sich damit, daß sie die Gegend mit Feuer verheerten, und seine Gezelte anzustecken versuchten. Wer den Steppenbrand in Rußland kennt, wird sich von der furchtbaren Geschwindigkeit, womit das Feuer sich durch jene dürren Gräsereien fortpflanzt, einen Begriff machen können. Die Länge des Grases ist übrigens das einzige Hinderniß, welches dem Wanderer in diesem Lande beschwerlich fällt; denn überall, die mit Manglesbäumen durchflochtenen Sümpfe ausgenommen, ist die Waldung offen; die Bäume stehen zerstreut in geraumer Entfernung, und zwischen ihnen bemerkt man wenig oder gar kein Strauchwerk. Der Reichthum an verschiedenen Gattungen von Bäumen und andern Gewächsen, die in Europa unbekannt sind, ist beträchtlich genug, um den Namen Botany-Bai zu rechtfertigen, den Cook einem dortigen Hafen gab. Die Herren Banks und Solander sammelten daselbst in Zeit von wenigen Tagen zwischen drei- und vierhundert Arten, die vor ihnen kein Kräuterkundiger beschrieben hat. Zu den gewöhnlichsten Bäumen gehört der Cajoputibaum (Melaleuca Leucadendra) aus dessen Blättern man das gewürzhafte Oel dieses Namens brennt; ferner mehrere mit diesem Baume

verwandte Arten, deren Holz zum Theil mit Vortheil für den Schiffbau gebraucht werden kann, und die vortrefflichsten Masten abgeben würde, sobald man ein Mittel einzuschlagen wüßte, es leichter zu machen. Einige von diesen Bäumen vergleicht Cook, was das Holz betrifft, mit der immer grünen amerikanischen Eiche. Eine andre Art hat ebenfalls eine Aehnlichkeit mit unsern Eichen; ihr schweres, hartes Holz, ist wie Guajak (lignum vitae) von dunkler Farbe und liefert ein röthliches Gummi, welches dem Drachenblut ähnlich ist. Das schöne Baumgeschlecht, welches der jüngere Linné, nach seinem Erfinder, Banksia genannt hat, prangt hier mit seinen großen gelben Blumen; die Sinnpflanze (Mimosa) erscheint hier in verschiedenen baumartigen Gattungen mit einfachen Blättern, wovon die eine auch in Neucaledonien zu Hause ist; die Kohlpalme (Areca sapida) und zwei andere Palmenarten sieht man häufig in den Gegenden, die den Meerstrand angrenzen; zwei derselben sind dem nördlichen, heißeren Theile des Landes eigen, die dritte findet man auch gegen Süden in Menge, und ihr Kohl, oder eigentlich das Herz, welches den zarten Keim der neuen Blätter und Blüten enthält, ist von vortrefflichem Geschmack. Eine Art schlechte, unschmackhafte Feigen, ein Baum mit einer plattgedrückten Frucht, und noch ein anderer, der purpurfarbene Aepfel trägt, imgleichen ein wilder Pisang, welcher reife Saamen in seinen Früchten enthält, eine Pflanze, welche mit der Aronswurzel verwandt ist, zwei Gattungen von Yamswurzeln, eine Art Fasolenbohnen, eine Art Petersilien und Portulak, sind die einzigen zur Noth eßbaren Pflanzen. Doch erfordern auch diese eine Zubereitung; der Apfel, zum Beispiel, muß einige Tage liegen, ehe er eßbar wird, und die Wurzeln müssen mehreremal abgesotten werden, um ihre brennende Schärfe zu verlieren. Der Manglesbäume an den Küsten haben wir bereits erwähnt. Noch findet man in sandigen Strecken den Pandang, dessen Frucht der Ananas ähnlich sieht, aber kaum genießbar ist; das orientalische anacardium (Semecarpus orientalis) und eine Menge kleine Gewächse, Farrenkräuter und Moose.

Die Untiefen und Klippen, die bei weitem den größten Theil von Neuholland umringen, und hauptsächlich in der nördlichen Gegend die Schifffahrt äußerst unsicher machen, sind bekanntlich das Werk kleiner polypenartiger Thierchen, denen man erst seit Peyßonels Untersuchungen das thierische Leben zuerkennt.

Man erstaunt über den wunderwürdigen Zellenbau dieser weichen und dem Anschein nach so vergänglichen Geschöpfe. Aus der unergründlichen Tiefe des Meeres, die kein Senkblei erreicht, wachsen Felsenmauern zugleich mit ihren Einwohnern hervor und breiten ihre Aeste immer weiter in allerlei Richtungen aus, je näher sie der Meeresfläche kommen. Hier schlägt die brandende Woge unaufhörlich an das lockere Wurmgehäuse, welches gleichwohl ihrer Gewalt widersteht, und innerhalb seiner Grenzen ruhige Häfen bildet. Strecken von mehreren hundert Meilen sind mit diesen Korallenriefen umringt, und oft erstrecken sie sich so weit ins offene Meer hinein, daß das Auge außerhalb ihrem Bezirk die Küste nicht erreicht. Der beherzteste Seefahrer erschrickt bei ihrem überraschenden Anblick, wenn der herrschende Seewind sein Schiff darauf zutreibt, und verzagt, wenn vollends eine gänzliche Windstille ihn der Willkür der Wellen preis gibt und nur das Brausen der schäumenden Brandung die feierliche Pause der Natur unterbricht. Der erste Entdecker solcher furchtbaren Felsenwände kämpft gemeiniglich mit zehnfacher Gefahr, und wagt sein Leben für die Sicherheit nachfolgender Schiffer. So mußte Cook, als er an der Küste von Neuholland hinschiffte, seiner Wachsamkeit ungeachtet, auf einen verborgenen Felsen stoßen, der, wäre er nicht im Schiffe stecken geblieben, seinen unvermeidlichen Untergang verursacht hätte. Dem Naturforscher sind inzwischen diese Riefe in aller Absicht merkwürdig; denn nicht nur die Gattungen der Korallen selbst sind auf mannigfaltige Art verschieden, sondern auf diesen Bänken lagern sich auch die Menge der Conchylien von unzähligen Gattungen, und manche andere Sorten weicher Gewürme. An den Küsten von Neuholland gibt es Austern, Miesmuscheln, große Gienmuscheln, wovon jede für zwei Mann mehr als hinreichend zur Mahlzeit ist, Perlmutterschalen, Hammeraustern, Patellen, Seesterne, Saugeschwämme, Medusenköpfe, Seehasen, nebst allerlei anderm Gewürme und Schalenthieren in unglaublicher Menge. Auf den Schlammbänken an der Bustard-Bai (Trappenbai) in 24 Graden südlicher Breite, liegt es so voll von Perlenaustern, daß Cook's eigener Vermuthung zufolge, eine vortheilhafte Perlenfischerei daselbst angelegt werden könnte. Dem Seemanne, dem es freilich gleichviel ist, ob eine seltene Tubipora musica, oder ein ganz gewöhnliches Korall seinem Schiffe den Untergang droht, würde die Hoffnung eines reichlichen Gewinnstes Muth und Ent-

schlossenheit einflößen, sich zwischen jene Klippen auf den Perlenfang zu wagen; und bald würde dort jede Sandbank und jede Untiefe so genau bekannt und so leicht vermieden sein, wie in den persischen und arabischen Meerbusen, an den Küsten von China, in Westindien und überall, wo der kühne Unternehmungsgeist und die Gewinnsucht oft weit gewagtere Thaten ausführen, und drohenderen Gefahren Trotz bieten.

Das Meer, welches um Neuholland einen solchen Reichthum von Schnecken und Muscheln besitzt, wimmelt auch von allerlei Fischen, Wasserinsekten und Amphibien. Es gibt an den dortigen Küsten die seltensten Krabben und Krebse, darunter sich vorzüglich zwei bisher wenig bekannte Arten, durch ein brennendes Ultramarinblau und einen völlig wie Porcellan weißglänzenden Unterleib auszeichnen. Die Fische trifft man in allen Häfen und Buchten im größten Ueberfluß und in beträchtlicher Verschiedenheit der Gattungen an. Selten that Cook einen Netzzug, ohne von 50 bis 200 Pfund Fische zu fangen. Es gibt deren außer den Meeräschen, den Elephantfischen (Chimaera Callorynchus), den Rochen, Haifischen, Zungen, Flündern, Seehähnen, Aehrenfischen und andern etwas bekannten, auch eine beträchtliche Menge neuer zuvor noch nie beschriebener Arten. Dahin gehört unter andern auch ein seltsames kleines Fischchen, mit sehr starken Brustflossen. das sich zu Zeiten auf dem Trocknen aufhält, woselbst es vermuthlich die Ebbe zurückläßt. Weit entfernt durch diese Veränderung des Elements entkräftet zu werden, hüpft er hurtig wie ein Frosch von einem Steine zum andern, ohne eben die stehen gebliebenen Pfützen aufzusuchen. Unter den Rochenarten ist der Stachelroche deswegen merkwürdig, weil sein Stachel den Einwohnern von Neuholland, an einen hölzernen Schaft befestigt, statt des Wurfspießes dient. Auf den Riefen und Bänken, zumal in der nördlichen Gegend, gibt es eine unglaubliche Menge von den besten grünen Schildkröten (Testudo Mydas), zugleich aber auch eine Art Crocodile, die sowohl die Buchten als die Mündungen der Flüsse besuchen. Am Lande sieht man eine Menge große und kleine Eidechsen und Schlangen von vielerlei Gattungen, worunter einige giftige befindlich sind. Ein Heer von Insekten von mannigfaltiger Bildung wohnt in diesen großen Wüsteneien, wie in den Einöden des heißeren Afrika, und beunruhigt den Wanderer mehr durch seine Menge, als durch andere schädliche Eigenschaften. Indes-

sen gibt es darunter auch Scorpionen, Scolopendern, Mücken und Ameisen, deren Stich oder Biß sehr schmerzlich ist. Die Ameisen zeichnen sich durch ihre Nester aus, welche bald aus Baumblättern zusammengeleimt, bald in dem Innern der Aeste eines gewissen Baumes angebracht sind, dessen Mark sie allenthalben herauszuschaffen wissen, dergestalt, daß man kein Spitzchen abbrechen kann, wo nicht Ameisen herausstürzen, und sich am Störer ihrer Ruhe rächen. Eine dritte Art bewohnt die Wurzel einer Schmarotzerpflanze, die wie unser Mistel an Eichen, aus der Rinde eines dortigen Baumes hervorwächst. Die erste dieser Ameisen ist grasgrün, die beiden letztern sind schwarz. Außer diesen bemerkt man noch die Holzämse (Termes), ein äußerst merkwürdiges Insekt, welches zweierlei Wohnungen, eine an den Aesten der Bäume, die andre in kegelförmiger Gestalt, oft sechs Schuh hoch, unten an der Erde anlegt, und beide durch einen bedeckten Weg verbindet. Schmetterlinge sind an einigen Orten so häufig, daß Cook einst in einem Raume von drei oder vier Morgen Landes auf allen Seiten Millionen in der Luft herumflattern sah, indeß zu gleicher Zeit die Aeste und Gewächse voll davon saßen. Auf den Manglesbäumen fand er eine Art von haarigen Raupen, die, wenn man sie berührte, eine Empfindung wie Brennnesseln verursachten. Welch eine Menge der seltensten Käfer, Cicaden, Wanzen, Bienen, Wespen, Fliegen und andrer Insekten aller Art in Neuholland angetroffen werden, dies lehren Herrn Fabricius Novae Species Insectorum, ein Werk, in welchem alle in Herrn Banks Museum befindliche Gattungen verzeichnet sind.

Die Klasse der Vögel ist nicht minder zahlreich und mannigfaltig. Es gibt daselbst einen schönen weißen Adler, verschiedene Falken, große und kleine Papagaien von ausnehmender Schönheit, sowohl schwarze als weiße Cacadus, Tauben, Trappen, Wachteln, Raben, Reiher und Kraniche. Die Tauben fliegen in großen Scharen beisammen und unterscheiden sich durch einen zierlichen Federschopf auf dem Kopfe. Die Wachteln und Raben sind von den europäischen, wenigstens laut Cook's Bericht nicht zu unterscheiden. Die See= und Wasservögel sind Möwen, Seeraben, Rothgänse, Tölpel, Meerschwalben, Brachhühner, wilde Gänse, Enten und ungeheuer große Pelikane. Des kleineren Geflügels wird außer einer Art von Ammern nichts besonders erwähnt; doch führt Herr Anderson noch an, daß auf

van Diemens Land eine Bachstelze mit himmelblauem Kopf und Halse angetroffen wird. Dort sieht man auch den neuseeländischen schwarzen Austernleser, und einen grauen Regenpfeifer mit schwarzem Kopf.

In einem Lande von so großem Umfange lassen sich auch vierfüßige Thiere vermuthen; selbst in dem Falle, daß die Entdecker, die sich nur wenige Tage an der Küste aufhielten, deren keine gesehen hätten. Es ließe sich schwerlich begreifen, wie ein Land, welches in jeder Richtung mehr als 500 deutsche Meilen hält, so leer ausgegangen sein sollte; und noch weniger, warum die etwa vorhandenen Säugethiere sich gerade an den zwei oder drei Punkten der Küste, die von Europäern berührt wurden, eingefunden haben sollten, um gleichsam die Musterung auszuhalten? Doch ohne Rücksicht auf dasjenige, was künftige Bewohner von Neuholland dort noch vielleicht entdecken können, wollen wir uns für jetzt mit der Anführung desjenigen begnügen, was wirklich schon dort entdeckt worden ist. Cook fand daselbst eine Art wilde Katzen und die Spur eines größeren Thieres, welches, nach allen Umständen zu urtheilen, dem Wolfe ähnlich gewesen sein muß, und auch von mehreren, die es von ferne sahen, dafür gehalten ward. Außer diesem erwähnt er einer Art Stinkthiere, welche von den Wilden Quoll genannt wurden. Sie sind auf dem Rücken braun mit weißen Flecken gesprengt und haben einen weißen Bauch. Die große Fledermaus, welche vermuthlich die Roussette des Herrn von Büffon ist, gehört ebenfalls in das Thierverzeichniß von Neuholland. Endlich findet man daselbst noch zwei Gattungen des Beutelthiers, die eine ist vielleicht der Phalanger des Herrn von Büffon, die andere das Känguruh, welches bereits (wie der berühmte Camper erinnert) von Cornelys de Bruyn beschrieben worden ist. Letzteres wird beinah so groß als ein Schaf und ist an der Länge seiner Hinterbeine kenntlich, auf welchen es mit unglaublicher Schnelligkeit forthüpft, ohne je die kurzen Vorderfüße zum Gange zu gebrauchen. Diese beiden Thiere geben unter andern einen Beweis für die glückliche Temperatur des Klima von Neuholland, indem sie nicht nur um Endeavour = River, im 15. Grade südlicher Breite, sondern auch auf der äußersten Südspitze von van Diemens Land, um die Adventure = Bai gefunden werden. Das Beutelthier, welches dem Phalanger so ähnlich sein soll, ist von dem Känguruh in der Lebensart sehr verschieden, es klettert auf Bäume und

nährt sich zum Theil von Beeren; vielleicht hängt es sich auch zuweilen an die Aeste vermittelst seines Schwanzes, wovon ein Drittel unbehaart ist, und zum fassen und umwickeln gemacht zu sein scheint. Der Hunde erwähnt der Capitain Cook als der einzigen zahmen Thiere; allein sie waren in geringer Anzahl und ihrer wurden nicht mehr als zwei oder drei gesehen, die manchmal die Gezelte der Engländer besuchten, um sich Knochen oder andern weggeworfenen Abgang von Speisen zu holen. Sonderbar genug, daß der Mensch, der hier auf seiner niedrigsten Stufe steht, gleichwohl dieses gesellige, treue Thier zu seinem Begleiter hat! Laßt uns sehen, ob es glaublich sei, daß seine Vernunft ihn lehrte, diesen Freund unter den Geschöpfen der Erde zu wählen; oder ob nicht vielmehr gegenseitiges Bedürfniß und blinder Trieb sie zusammengeführt haben mag?

Unter allen Raçen, welche auf den Menschennamen Anspruch machen, ist diejenige, welche Neuholland bewohnt, die armseligste. Sie lebt ohne Ackerbau, ohne Kleidung, ohne Wohnung. Nie sah man mehr als 15 streitbare Männer beisammen, selbst in Fällen, wo sie offenbar gesonnen waren, die Europäer anzugreifen, und folglich ihre ganze Macht aufgeboten hatten. Fische und Schaalgewürme sind ihre Hauptnahrung; höchstens, wenn das Glück sie sehr begünstigt, verzehren sie ein Känguruh, einen Vogel, eine Schildkröte, und zuweilen eine wilde Yamswurzel oder eine Handvoll Beeren aus dem Walde. Sie dürfen mithin die Seeküste schlechterdings nicht verlassen, und sowohl ihre geringe Anzahl, als der gänzliche Mangel an Kultur beweiset offenbar einen späten Anfang der Bevölkerung. Demungeachtet findet man bereits dieselben Menschen an den östlichen und westlichen Küsten, an der Nordspitze von Neuholland, wie im südlichsten van Diemens Land. Der Mangel an Nahrungsmitteln mußte vermuthlich diese Elenden zerstreuen, die es nicht zu wissen scheinen, daß sie durch ihre Vereinigung diesem Mangel abhelfen könnten. Alles bisher gesagte ist hinreichend, um darzuthun, daß das Innere des Landes gänzlich unbewohnt sein müsse. Ein Volk, welches vom Ackerbau lebte, würde doch an den Küsten nicht ganz unbekannt geblieben sein, da eine Art der Industrie so leicht die andere erzeugt; oder es müßte auf einen engen Bezirk eingeschränkt, von geringer Volksmenge, weit entfernt von allen Nachbaren und gänzlich unerkannt seine Felder bauen, ohne je sich dem Meere nähern zu wollen.

Die Wilden an der Seeküste sind von mittler Größe, wohlproportionirt und stark, allein nicht besonders lebhaft, und wie alle Wilde unthätig und träge. Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß ihr Haar so kraus und wollartig wie beim Neger in Guinea, und ihre Haut schwarz, wenigstens schwarzbraun und mit einer Rinde von schwarzer Unsauberkeit, wahrscheinlich von gefärbter Ausdünstung bedeckt ist. Ihre Gesichtsbildung hat indessen nicht das Widrige des Mohren. Sie haben starke Lippen, aber ihre Kinnladen stehen nicht wie beim Neger hervor, um sie noch häßlicher aufzuwerfen, und aus demselben Grunde ist ihre Nase auch nicht platt oder gleichsam eingedrückt. Ihre Zähne sind unrein, aber ziemlich eben; doch bemerkte Dampier an der Westküste, daß sie sich dort zwei Vorderzähne des Oberkiefers auszureißen pflegten, welches gegen Osten nicht geschehen soll. Ueberhaupt scheint dieser Seefahrer auf eine Familie gestoßen zu sein, die vor andern schwächlich und elend war. Das Kinn der Männer war unbärtig und ihre Augenlider stets halb geschlossen, um sich der Fliegenschwärme zu erwehren, die von ihrem Schmuz vermuthlich in größerer Menge herbeigelockt wurden. Jene hingegen, die Cook an der Ostküste beschreibt, tragen starke Bärte, die aber, wie ihr Haupthaar, mit Fett und Unflath dermaßen zusammengeklebt sind, daß sie aus lauter kleinen Zotteln, wie ein unreines Schaffließ, bestehen. Die Weiber scheeren das Haar kurz ab, und lassen nur rund um den Kopf ein schmales Rändchen stehen. Beide Geschlechter schneiden sich lange verschiedentlich gekrümmte Zeichen in die Arme und auf den Leib, welche eine erhabene Nath oder Narbe bilden, und vielleicht Zierrathen vorstellen sollen. Zum Beweise, daß der Trieb sich zu schmücken beim Menschen früher da ist, als das Gefühl der Sittlichkeit, durchbohren sich diese übrigens ganz nackend einhergehenden Wilden den Nasenknorpel und stecken ein langes Stäbchen durch die Oeffnung, malen sich mit rother Ocher, oder auch mit weißen Streifen, die gleichsam wie ein Ordensband über die Schulter und schräg über den ganzen Leib gehen, auch zuweilen übers Kreuz von andern Streifen durchschnitten werden, und tragen Halsbänder von gereihten Muschelschaalen, Armspangen von kleinen Schnüren, und eine Schnur von Menschenhaaren um den Unterleib. In van Diemens Land hatten einige Weiber einen Lappen des Kängurufells, den sie wie einen Sack um den Hals und um den Leib banden, um ihre

Kinder darin auf dem Rücken zu tragen; allein an eine Bedeckung, welche die Schamhaftigkeit nach unsern Begriffen erheischt, war schlechterdings bei ihnen nicht zu denken.

Diese Menschen ohne bleibende Stätte, ohne Eigenthum, ohne Hausrath, die nichts zu verlieren und nichts zu vertheidigen haben, die ohne Sorge für den kommenden Tag, sich einzig und allein vom Bedürfnisse des gegenwärtigen Augenblicks regieren und bestimmen lassen, diese so einzeln zerstreuten Wilden, fühlen gleichwohl eher, daß sie einander im Wege stehen, als daß sie gemacht sind, einander ihre Last zu erleichtern. Ihre Industrie reicht nicht dahin, sich das Leben zu versüßen, und die Annehmlichkeiten vervielfältigter Eindrücke zu verschaffen; sondern sie gibt ihnen nur Waffen in die Hand, womit sie theils den Nachbar von ihrem fischreichen Gestade vertreiben, theils seine Streiche abwehren können. Freilich ist auch diese feindselige, vereinzelnde Gemüthsart am Ende ein Weg zur Kultur; wie denn alle Anlagen im Menschen, die noch so widersinnig scheinen, dahin auslaufen, ihn unvermuthet zur Besonnenheit, zur Ueberlegung mit Bewußtsein, und folglich zur Geselligkeit zu führen. Allein wie langsam muß nicht dieses Mittel in einem Lande wirken, wo die Bevölkerung so unbeträchtlich ist? Jahrtausende können noch verfließen, ehe ein Stamm vom andern dergestalt in die Enge getrieben würde, daß er entweder seine Freiheit seiner Sicherheit aufopfern, und ein neues Verhältniß gegen seinen Ueberwinder annehmen, oder irgend ein eßbares Pflanzenproduct aufsuchen, und fern von seinen Verfolgern, im Innern des Landes von dessen Anbau seinen Unterhalt nehmen müßte.

Die Waffen, deren wir vorhin erwähnten, sind 8 bis 14 Schuh lange Spieße von Rohr, mit einer oder mehreren daran befestigten Spitzen von schwerem Holze, von Fischgräten, vom Stachel des Stechrochen, mit Widerhaken oder Stücken scharfschneidender Muschelschaalen besetzt. Diese Spieße werfen sie entweder aus freier Hand, oder vermittelst eines Wurfstocks, in welchem der Schaft des Spießes in einer Rinde oder Fuge liegt. Zur Schutzwehr bedienen sie sich eines länglichen drei Schuh langen und 18 Zoll breiten Schildes von Baumrinde. Der Schildkrötenfang erfordert ein eigenes Werkzeug, welches zur Noth auch zur Vertheidigung dienen könnte. Es ist ein hölzerner Nagel, der ungefähr einen Fuß lang und mit starken Wi-

derhaken besetzt ist. Dieser paßt in einen dicken Stab von leichtem Holze, in dessen eines Ende er in eine Vertiefung eingelassen ist. Eine drei bis vier Klafter lange Schnur verbindet beide Theile so, daß ein Ende an den Nagel, das andere an den Stock befestigt ist. Sobald nun das Thier getroffen ist, bleibt der Nagel im Fleische stecken, der Stock aber fährt davon zurück, und hängt nur noch an der Schnur, dergestalt, daß er zu einer schwimmenden Anzeige dient, wodurch man der Schildkröte nachspüren, und sie zugleich ermüden kann. In einem aus Garn geknüpften Sack, tragen sie Angelhaken von Muschelschaalen, welche ziemlich sauber gearbeitet sind; imgleichen rothe und weiße Schminke und ihren gewöhnlichen Putz; auch wohl einige Spitzen zu Wurfspießen und ein paar Stückchen Harz, womit sie diese Spitzen zu bekleistern pflegen. Ihre Holzarbeiten glätten sie mit den rauhen Blättern eines wilden Feigenbaumes. An den Plätzen, wo sie sich aufzuhalten pflegten, fand man eine Art von Eimer, aus Baumrinde gemacht, womit sie vermuthlich Wasser schöpfen, und es von einem Orte zum andern tragen. Auch ihre Kähne sind von Baumrinde gemacht, und nur gegen Norden hin bemerkte man ein paar, die aus hohlen Bäumen bestanden. Ein hohler Baum, der aber noch aufrecht steht und grünt, ist ihr bequemster Aufenthalt. Sie höhlen ihn durch Feuer bis auf sieben oder acht Schuh von der Erde aus und machen inwendig einen Heerd von Thon, um welchen sich, wenn der Baum groß genug ist, vier bis fünf Personen niederkauern können. Außer diesem von der Natur bereiteten Obbach, verdient es kaum einer Erwähnung, daß man hie und dort entlang dem Strande einige elende zusammen verbundene Stöcke mit Baumrinde oder Palmblättern gedeckt gefunden hat, an welche man ungern den Namen einer Hütte verschwendet. Ihre Speisen pflegen sie auf Kohlen zu rösten, oder in Löchern, die mit geheizten Steinen ausgelegt werden, zu backen. Das Feuer wird durchs Reiben angemacht; eine Erfindung, die, wenn sonst irgend etwas, einen Prometheus vorauszusetzen scheint, der sie den Göttern ablernen muß. Doch in dem brennenden Klima von Neuholland war diese Entdeckung leicht durch irgend einen Zufall gemacht.

Man hat zu wenig Gelegenheit gehabt mit diesem Volke umzugehen, um etwas Bestimmtes über seinen Charakter, seine Gebräuche und seine etwanigen rohen Begriffe liefern zu können.

Schüchternheit war der allgemeine Zug, den die Europäer an den Neuholländern, mit einer gewissen Gutmüthigkeit verbunden, bemerkten. Nur an einem einzigen Orte, in Botany-Bai, wagten es ihrer zwei, sich der Landung der Fremdlinge zu widersetzen, und hatten Muth genug, das Feuer der Schießgewehre auszuhalten, bis sie mit Schrot schmerzhaft verwundet wurden. Auf Cook's letzter Reise schien es den Männern zu misfallen, daß einige Matrosen ihren Weibern allerlei Zumuthungen thaten; sie kennen also das Gefühl der Eifersucht. Nichts von Allem, was man ihnen anbot oder schenkte, war vermögend ihre Aufmerksamkeit zu erregen; nichts erhielt ihren besondern Beifall und noch weniger ihre Bewunderung. Ihre Sprache, welche übrigens nicht sehr rauh zu sein scheint, hat dennoch einen Ausdruck des Erstaunens, der aber vielleicht allemal einen gewissen Grad von Schrecken voraussetzt. Die wenigen Wörter, welche man uns davon aufbehalten hat, scheinen keine Aehnlichkeit mit irgend einer bekannten Mundart zu haben; ein Umstand, der alle Nachspürungen über den Ursprung dieser Wilden vereitelt. Ihre schwarze Farbe und ihr krauses Wollhaar deuten indessen auf eine gewisse Verwandtschaft mit den Einwohnern einiger nahgelegenen Inselgruppen, z. B. der neuen Hebriden, der Charlotteninseln, und der Papuasinseln, worunter Neuguinea, Neubritannien und Neuirland begriffen sind. Der große Unterschied in der Lebensart dieser Inselbewohner rührt unstreitig von der Beschaffenheit ihrer Wohnorte her, die mit allerlei eßbaren Früchten und Wurzeln reichlich versehen sind, und nicht so fischreiche Küsten haben. Mistrauen, Eifersucht und Mangel an Kultur sind hingegen Eigenschaften, welche sie mit den Neuholländern gemeinschaftlich besitzen. Nichtsdestoweniger dürfte es schwer halten, selbst in der Voraussetzung, daß sie Eines Ursprungs wären, auf eine befriedigende Art darzuthun, welche von beiden, die Neuholländer oder die Inselbewohner, das Urvolk, und welche die abgeleiteten Colonien sind. Ein dritter Fall ist noch möglich; beide können verschiedene Sprößlinge eines andern gemeinschaftlichen Stammes sein.

Wie dem auch sei, so bleibt es wenigstens außer Zweifel, daß eine Handvoll Einwohner, auf einem Lande von so großem Umfange zerstreut, bei der Anlegung eines europäischen Pflanzorts in keine Betrachtung kommen, und der Colonie so wenig gefährlich sind, als diese vorerst sie selbst beeinträchtigen kann.

Wie leicht finden 40 oder 50 Menschen, die in der Gegend, wo die Niederlassung geschehen soll, herumirren, einen andern, zu ihrer Absicht eben so bequemen Aufenthalt! Und wer kann wissen, welch einen glücklichen Einfluß das Beispiel der europäischen Ansiedler selbst auf diese ungebildeten, aber gleichwohl nicht barbarischen Eingebornen haben kann? Ihr Fischergeräthe, so geringfügig es immer ist, ihre Schnüre, ihre Waffen sind Beweise von Geschicklichkeit und Fähigkeit, die vielleicht nur hervorgerufen und zweckmäßig geleitet sein will. Ihnen fehlte vielleicht nur ein wohlthätiger Triptolem, der sie mit einer nährenden Pflanze beschenkte! Doch diesen Zweck bei Seite, kann die Besitznehmung von Neuholland noch mehrere wichtige Folgen nach sich ziehen. Der Ort, den man zur ersten englischen Niederlassung daselbst gewählt hat, die von Cook, wegen ihres Pflanzenreichthums so benannte Botany=Bai, hat vor allen bisher an jener Küste bekannt gewordenen Häfen die vortheilhafteste Lage, das angenehmste Klima und das ergiebigste Erdreich. Sie liegt in der südlichen Breite von 34 Graden, und in 151 Graden 23 Minuten östlicher Länge von Greenwich; ist geräumig, sicher und bequem, hat einen Bach mit frischem Wasser an der nördlichen Seite, wo ein Schiff völlig vom Lande gedeckt vor Anker liegen und seinen Holz= und Wasservorrath ganz bequem einnehmen kann. Das Land ist daselbst von sehr mäßiger Höhe, das Erdreich leicht, und die Bäume so weit von einander aufgewachsen, daß die ganze Gegend, ausgenommen einige sumpfige Stellen, urbar gemacht werden könnte, ohne daß man nöthig hätte, einen einzigen Baum deshalb umzuhauen. Alle die vorhin aufgezählten Landesproducte sind daselbst im Ueberfluß, und die ganze Bevölkerung beläuft sich nicht auf mehr als 30 oder 40 Personen, mit Inbegriff der Weiber und Kinder. Hieher bestimmt die brittische Regierung inskünftige diejenigen Verbrecher, über welche das Verbannungsurtheil wegen verübter Diebstähle, Räubereien, Verfälschungen u. dergl. ausgesprochen worden ist. Ehedem wurden diese Züchtlinge auf Zeitlebens, auf 14, 7, oder auch nur auf drei Jahre nach Nordamerika transportirt; und da der Krieg mit jenen Colonien dieses Verfahren in der Folge verhinderte, pflegte man sie geschlossen in großen flachen Fahrzeugen auf der Themse arbeiten zu lassen, um die Untiefen aus diesem Flusse fortzuschaffen. Allein der Unterhalt einer so beträchtlichen Menge von Menschen mußte mit der Zeit

dem Publikum eine unerträgliche Last aufbürden, zumal da sich in den letzten Jahren die Anzahl dieses Gesindels in einem steigenden Verhältnisse vermehrte. Man sah sich demnach genöthigt, zu der längst gewohnten Methode der Transportation zurückzukehren und faßte den Entschluß, mit diesen Gefangenen und den unglücklichen Opfern der Wollust, welche die Straßen der großen Hauptstadt schänden, ein fernes Land zu bevölkern. Commodore Philipps führt die Flotte, welche zum Transport bestimmt ist; und ihm, als Gouverneur der neuen Colonie, hat man zugleich die ganze Einrichtung derselben anvertraut. Die Nähe von Neuseeland; die daselbst so häufig wachsende vortreffliche Flachspflanze (Phormium); das dortige unvergleichliche Schiffsbauholz; die Perlenausterbank weiter hinabwärts an der Küste von Neuholland, und vielleicht die Ausfuhr einiger noch zu entdeckenden Landesproducte, oder des Ertrags der anzulegenden Pflanzungen nach Indien und selbst nach Europa, sind gleichsam die ersten Aussichten, welche diese merkwürdige Anstalt für die Zukunft darbietet. Es kommt vielleicht Alles auf den Blick des Weisen an, der den Stoff zu großen Unternehmungen selbst im rohen und verderbten Menschen entdecken, der Gelegenheit wahrnehmen, die Funken der Thätigkeit hervorlocken, sie sammeln und in einen Punkt vereinigen, mit einem Worte, Menschen bilden und vollenden kann.

O-Taheiti.

Quod spiro et placeo (si placeo) tuum est.

Zuerst im Gött. Magazin. 1780.

Im Sommer, 1778, erhielt mein Vater eine spanische Handschrift von wenigen Blättern, welche von der Insel O-Taheiti im Südmeere handelte. Sie ward ihm durch den Direktor des königlichen botanischen Gartens zu Madrid, Don Casimir Gomez Ortega zugeschickt, und scheint es um so mehr zu verdienen, daß ich hier eine Uebersetzung davon vorlege, da die Urschrift noch nicht gedruckt ist.

Unsere Begriffe von Völkern, welche nur selten besucht werden, und uns Deutschen wenigstens nur vom Hörensagen bekannt geworden sind, dürften leicht eine schiefe Richtung bekommen, zumal wenn wißbegierige und wahrheitliebende Leser nicht den Wunsch befriedigen können, in Ermangelung des eigenen Anschauens, in so viele Gesichtspunkte als möglich geführt zu werden, von wannen Andere gesehen haben; und ihre Nachrichten unter einander zu vergleichen. Vielleicht darf ich mir also schmeicheln, daß ein geringer Versuch in dieser Rücksicht etwas zu leisten, hier nicht am unrechten Orte stehen, und daß ein Spanier doch auch nicht ohne Beifall ein ernsthaftes Wort von O-Taheiti sprechen werde, nachdem man den Erzählungen anderer Nationen schon so lange ein geneigtes Ohr verliehen hat.

Ein Jeder hat Gelegenheiten zum Sehen gehabt, die ihm eigen waren, und sich keinem Andern darboten. Ein Jeder hat

aber auch seine eigne Art zu sehen. Nationalcharakter, Nationalpolitik, Erziehung, Klima, und was sonst nicht Alles? sind eben so viele Häutchen im Auge, deren jedes die Strahlen anders bricht, wenn schon das anatomische Messer sie nicht finden kann. Allein wenn der Spanier, der Franzos, der Engländer und der Deutsche, ein jeglicher anders sehen, und sich darauf berufen ihr humor aqueus, vitreus und crystallinus sei so gut beim einen wie beim andern; — alsdann mag der Philosoph berechnen, welche Farben jene unkörperlichen Brillen spielen, und aus allen den bunten Resultaten die klare lautere Wahrheit zusammenschmelzen.

Da die spanische Nachricht von O-Taheiti vieles enthält, welches schon von vorigen Reisebeschreibern gesagt worden ist, so fällt damit ein Theil ihrer Wichtigkeit weg. Jedoch um billig zu sein, müßte man in Erwägung ziehen, daß selbst die Bestätigung des vorher Erzählten dem Wahrheitsforscher nicht gleichgültig ist. Dafür wird auch manche Beobachtung hier mitgetheilt, welche entweder den unsrigen zuwider läuft, oder gänzlich in unsern Werken fehlt, und über einige Gegenstände neues Licht verbreitet. Insofern könnte man wünschen, daß der Aufsatz weitläuftiger wäre.

Es war mir schon längst bekannt, daß die Spanier während meinem Aufenthalt im Südmeere, zweimal die Insel Taheiti besucht haben. Was ich davon, theils aus dem Munde der Einwohner, theils zuverlässiger von spanischen, am Cap gefundenen Officieren erfahren habe, will ich hersetzen, indem die Handschrift sich lediglich auf die Beschreibung der Insel einschränkt, und weder die Namen der Befehlshaber, noch die Zeit wann ihre Reisen geschehen sind, mit einer Silbe erwähnt.

Don Juan de Langara y Huarte führte das erste Unternehmen dieser Art aus. Er verließ den Hafen Callao in Peru mit einer Fregatte, höchst wahrscheinlich zu Anfang des Jahres 1773. Aheatua, der König der kleinern Halbinsel von Taheiti, berichtete, daß ein Schiff in seinem Hafen Wai-urua, ungefähr fünf Monate vor unserer ersten Ankunft daselbst, also im März oder Anfang Aprils 1773 vor Anker gelegt. Er zählte zugleich zehn Tage, als die Zeit des Aufenthaltes der Fremdlinge, an seinen Fingern ab *). Obgleich Tuahau, ein anderer Taheitier,

*) S. meine Reiseb. 1. Th. S. 214 u. 218 dieser Ausgabe.

diesen Zeitraum um die Hälfte kürzer angab, so ist doch des jungen Königs Anzeige wahrscheinlicher, indem die spanische Handschrift die Umschiffung der ganzen Insel in einem Boote meldet, welches allein schon eine längere Zeit erfordert. Es fehlte auch damals nicht an Leuten in Aheatua's Gefolge, welche von einer weit längern Zeit erzählten; allein zu wissen, ob dieses noch mit der spanischen Fregatte, oder nach ihrer Art zu reden, dem Pahei no Peppe (Schiff des Peppe) in Verbindung stand; dahin reichte unsere Kenntniß der Sprache noch nicht. Alle Nachrichten der Einwohner stimmten hingegen darin zusammen, daß ein Spanier, den sie Pahutu nannten, auf ihrer Insel zurück geblieben wäre. Dieser ward auch wirklich am 22. Aug. 1773 von etlichen unsrer Seeleute erblickt; allein auf ihre Anrede verbarg er sich unter der Menge des Volks und kam nicht wieder zum Vorschein. Meine spanische Nachricht bekräftigt diesen Umstand, und scheint sogar anzudeuten, daß man nicht nur einen Soldaten, sondern auch etliche Matrosen auf der Insel zurück gelassen hatte. Von der Rückreise dieses Schiffs und dem Lauf den es genommen, ist uns weiter nichts bekannt; doch scheint es nach den Societätsinseln nicht gekommen zu sein.

Die andere Expedition bestand aus zwei Schiffen, welche vermuthlich in demselben Peruanischen Hafen als das erste, ausgerüstet worden, und unter dem Commando des Don Domingo Buenechea ausgelaufen sind. Die Zeit ihrer Ankunft zu Taheiti wird aus folgendem Umstande leicht erhellen, und fällt zwischen den 15. und 30. Mai 1744. Wir verließen nämlich zum zweitenmale Taheiti, am 14. Mai 1774, und erreichten am folgenden Tage die Insel Huaheine, welche nur 31 Seemeilen Nordwestwärts davon liegt. Das Geschäft daselbst Erfrischungsmittel einzutauschen, erforderte, weil die Insel klein ist, nur wenige Tage. Schon am 23. konnten wir sie daher verlassen, und die nahgelegene Insel Raietea besuchen, woselbst wir nicht nur eine größere Anzahl wohlhabender Freunde und Bekannten hatten, sondern auch der Insulaner Maheine, den wir acht Monate lang mit uns herumgeführt, zu Hause war. Hier lagen wir 12 Tage lang, ruhig und unbesorgt, als am 2. Juni einige Insulaner uns erzählten, ein Kahn aus Huaheine habe die Nachricht mitgebracht, daß daselbst zwei Schiffe in eben dem Hafen lägen, in dem wir uns vor kurzer Zeit noch aufgehalten

Einer von den Huaheinern, der in diesem Kahn herüber gefahren war, kam bald hernach vor unsern Capitain, und betheuerte, er habe beide Schiffe mit Augen gesehen, sei an beider Bord gewesen, auf dem einen habe er sich sogar betrunken, und erfahren, daß Tabane (Herr Banks) das größere, welches viel größer als das unsrige sei, und Tonno (Capit. Furneaux) das kleinere commandire. Ob dies nun sein eigner Irrthum war, weil er etwa die Herren Banks und Furneaux nie gesehen haben mochte; oder ob es ihm die Spanier (die vermuthlich schon gehört hatten, daß wir noch zu Raietea lägen) aufgebunden hatten um uns desto sicherer zu machen, lasse ich gern dahin gestellt. Wie dem auch war, die meisten unter uns warens sehr wohl zufrieden, daß wir ihren Besuch nicht abwarteten, sondern am 4. Juni unsern Lauf nach Westen fortsetzten.

Der Umstand, daß sie nunmehr zum zweiten Male diese Meere besucht hatten, und zwar um die nämliche Zeit, da sie uns dort vermuthen konnten, war immerhin verdächtig genug, und schien zu beweisen, daß sie uns suchten *). War dieses in der That der Fall, so waren ihre Absichten gewiß auch nicht friedlich. Hätten sie uns erreicht, so konnten wir von ihrer politischen Eifersucht gewärtigen, entweder gleich in Grund gebohrt, oder zum mindsten gefangen nach Lima gebracht, und vielleicht in die Bergwerke geschleppt zu werden. Wem diese Besorgniß ungegründet scheint, der bedenke doch, daß die Spanier dem Beispiele der Franzosen nicht gefolgt sind, und ihren Officieren keinen Befehl, wie diese, ertheilt haben, den Capitain Cook auf seiner neuen Reise zu verschonen, und sein Schiff den Wissenschaften zu lieb, für völlig neutral zu halten. Von dem Curs, welchen Don Domingo Buenechea auf der Rückreise gehalten, wissen wir so wenig als von der Rückreise des Langara. Glücklich scheint sie indessen abgelaufen zu sein, denn der Verfasser unserer Handschrift hat beide Reisen mitgemacht, wie sich aus dem Tone der Erzählung schließen läßt. Er hat nicht für gut befunden, sich zu nennen, allein er ist entweder Officier oder Wundarzt, und wahrscheinlich das erstere gewesen.

*) Sie konnten allerdings von Europa Nachricht von unsrer Reise, welche gar nicht geheim gehalten ward, und zugleich die nöthigen Verhaltungsbefehle bekommen haben. Aus Cook's letzter Reise, I. Th. S. 366 scheint zu erhellen, daß die Spanier noch eine dritte Expedition nach Taheiti vorgenommen haben.

Ich liefere nunmehr meine Uebersetzung, und am Ende sollen einige Anmerkungen folgen, um die Vergleichung zwischen dieser und den vorigen Nachrichten von Taheiti zu erleichtern.

Beschreibung der Insel Amat, von ihren Einwohnern Otayiti genannt [1]).

„Die Mitte dieser Insel liegt in 17 Graden 30 Minuten südlicher Breite, und laut unserer Schiffrechnung, in 233 Graden der Länge; wiewohl eine andere Berechnung, wobei man die starken Strömungen des Südmeeres gen Westen in Anschlag gebracht, die allgemein befolgte Länge von zehn Stunden und fünf Minuten westlich von Paris *) angibt. Von West-Nord-West nach Ost-Süd-Osten ist die Insel am längsten, nämlich 13½ Seemeile lang; ihr Umfang beträgt 41 Seemeilen, und ihre Gestalt hat mit der Ziffer 8 viel ähnliches [2]), doch so, daß der östliche Theil etwas kleiner ist. Die beiden Hälften verbinden eine Ebene, daher man das Land in der Ferne für zwei Inseln hält.

Im östlichen sowohl als westlichen Theile sieht man hohe Waldgebirge, in deren ganzem Umkreise Cokospalmen, Pisangs und andere Obstbäume in größter Menge den Meerstrand begrenzen. Ein Rief (oder eine Ringmauer) von Korallenklippen umgibt diese Insel; an einigen Orten liegt es nur eine, an andern zwei [3]) Meilen weit vom Strande. Es ist völlig über dem Wasser sichtbar, ausgenommen gegen die nördliche Spitze hin, woselbst auf einer Strecke von sechs bis sieben Meilen das Meer drittehalb Faden tief darüber geht. Desgleichen stößt die offene See an einen Theil der südlichen Küste von eben der angegebenen Länge.

---

*) Die zuerst genannte Länge von O-Taheiti wird östlich von Ferro gerechnet. Die zweite, wenn sie auf eben diese Eintheilung zurück gebracht wird, beträgt 151 Grade 15 Minuten westlich von Paris, oder nur 228° 45′ östlich von Ferro. Zwischen Ferro und der Sternwarte zu Greenwich soll ein Unterschied von 18° 9′ in der Länge sein, (siehe meine Reisebeschr. deutsch. 1. Th. S. 8) mithin wäre die östliche Länge von Otaheiti, von eben dieser englischen Sternwarte abgerechnet 210° 36′ welches mit den Beobachtungen der englischen Sternkundigen ziemlich genau zutrifft. F.

Auf den vielen Bergen, welche durchgängig einen dürren Boden haben, ist der Anbau mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Hingegen sind die unzähligen tiefen Gründe reich an gutem Wasser und lassen sich bei ihrer großen Fruchtbarkeit ohne Mühe bearbeiten. Dem ausgebreiteten Thale an der Westseite der Insel [4]), scheint es ebenfalls an gutem Boden nicht zu fehlen, woranf sich allerlei Gesäme mit Vortheil säen ließe, obgleich es nur in seinen Gründen mit Bäumen bepflanzet ist.

Das Klima daselbst ist heiß und feucht. Während unserm Aufenthalt auf der Insel und in ihrer Nähe war das Wetter sehr regnig, und wie man uns erzählt, sollen heftige Windstöße von der zweiten oder östlichen Himmelsgegend im Juli, August und September häufig sein. November, December und Januar sind die schönsten Monate im Jahr; doch auch die übrige Zeit hindurch kommt nur dann und wann ein Windstoß und mit demselben bisweilen ein Gewitter, wovon die Einwohner gleichwohl behaupten, daß es noch niemals eingeschlagen habe. Die herrschenden Winde sind von der ersten und zweiten Himmelsgegend; (nördlich und östlich?) die Windstöße zugleich heftig genug um die Bäume samt den Wurzeln auszureißen. Man spürt aber auch des Nachts einen Landwind im ganzen Umfange der Insel, der sich als ein sanftes Lüftchen, von Sonnenuntergang bis acht Uhr des Morgens, kaum auf eine Seemeile weit von den Küsten erstreckt [5]). Was die Ebbe und Fluth betrifft, so haben wir im Hafen bemerkt, daß zur Zeit des Voll = und Neumondes um ein Uhr Nachmittags hohes Wasser ist. Das Wasser fällt alsdann nur einen Faden tief. Die Ebbe läuft aber mit großer Gewalt, und die Fluth dagegen mit geringer Stärke wegen der vielen Flüsse, welche ins Meer hinab strömen.

Die Insel besitzt einen hohen Grad der Fruchtbarkeit, hat Ueberfluß an frischem Wasser, und bringt hervor unzählige Kokospalmen [6]), denen gleich die an der Küste von Guayaquil wachsen; fünferlei Pisangs = [7]) Arten, darunter zwei sich besonders auszeichnen, die eine wegen ihrer Größe, welche im Durchschnitte drei, und in der Länge neun Zoll beträgt; die andre an Gestalt derjenigen Gattung ähnlich, welche man in Lima die Landpisangs nennt, sauersüß und sehr schmackhaft. Ferner gibt es Bataten [8]) oder süße Kartoffeln (camotes), häufiges obwohl schlecht gezogenes Zuckerrohr; Yamswurzeln welche man im Lima Atschiren [9]) zu nennen pflegt, und mit Pisang vermengt eine gewöhnliche

Speise sind; und überdies noch eine sehr große Frucht, welche in ihrer Sprache Kuro heißt [10]), wie Kartoffel (papas) schmeckt, wie eine Orange gestaltet ist, und auf großen Bäumen wächst. Die Insulaner essen sie geröstet statt des Brods.

Gleichermaßen fanden wir noch andere Früchte, die uns unbekannt waren, denen wir aber die Benennung unseres Obstes beilegten, je nachdem sie damit eine gewisse Aehnlichkeit hatten. Hierher gehören der rosenfarbige Monzano [11]), welcher die Figur einer Guajave und einen steinigen Kern in der Mitte hat, zugleich aber wässerig von Geschmack ist; die Kastanien [12]) welche wie die unsrigen schmecken, aber anders gebildet sind; die Nüsse [13]) welche den unsrigen zwar ähnlich sehen, jedoch sehr ölig sind, und Magenbrennen verursachen. Endlich hat man noch eine Art Früchte [14]), welche der Tschirimoya gleichen, und nach dem Berichte derer, die auf der Insel geblieben waren, sehr gut schmecken sollen, und einen Strauch, dessen Früchte [15]) die Figur von Mandeln haben. Unter dem Gewürzen hat man nur den Ingwer dort gefunden. Zimmet, Würznelken und Piment, wovon wir den Einwohnern zu schmecken gaben, waren ihnen ganz fremd, und sie versicherten, daß ihre Insel nichts von dieser Art hervorbrächte.

Das dortige Bauholz hat mit dem Guayakan [16]), mit dem Rohr und dem Mariaholz viel Aehnlichkeit; es ist biegsam genug, hat aber der Länge nach ein schwammiges Mark in der Mitte, einen Zoll im Durchschnitte. Die Einwohner nennen es Fabuy, und finden es von überaus großem Nutzen; denn sie verfertigen daraus nicht nur ihre Kähne, sondern erhalten auch, indem sie den Stamm verwunden, eine flüssige Materie, die unserm Theer sehr ähnlich ist [17]), und in der Landessprache Tapau genannt wird, womit sie die Fugen ihrer Kähne bestreichen.

Außer den Schweinen, einigen wenigen Hunden, und einer Menge von Ratten, hat man weder wilde noch zahme (vierfüßige) Thiere auf O=Taheiti gefunden [18]). Von Geflügel gibt es daselbst große und kleine Papagaien [19]), wilde Tauben [20]), Königsgänse [21]), und einige andere Arten, deren keine besonders merkwürdig ist. Die See rings umher liefert verschiedene Gattungen von Fischen, als da sind Boniten [22]), fliegende Fische [23]), See=Aale [24]), Aale [25]), Forellen [26]), hareles, dentones, cabrillas, palometas, pulpos, janqui, rodaballo, und einige andere [27]).

Von Seegewürmen gibt es Austern, Perlenmutterschaalen,

und andre Schnecken von besondrer Figur und Größe, Krebse, Seeigel und Hummern. Die Fischerei der Einwohner ist fünffach: mit Netzen [28]), mit Wurfspießen [29]), mit der Leine [30]), mit der Angelruthe und mit Fackeln [31]). Ihre Fischangeln sind aus Perlenmutter, einige aus Schildkrötenschale, und für große Fische von Holz gemacht [32]).

Man hat bei ihnen kein einziges Metall oder Edelgestein [33]) gefunden, wohl aber einige Perlen [34]), deren Schaalen ganz eigener Art, und zwar sehr flach sind. Auf dieser Insel sollen sie selten, hingegen laut dem Bericht der Einwohner, auf andern Eilanden häufig sein, wohin sie sich aus Mangel an kleinen Fahrzeugen selten wagen, indem auf solchen Reisen ihre Kähne leicht verloren gehen [35]).

Meines Bedünkens enthält die Insel 15000 bis 16000 Einwohner [36]): andre machen die Zahl weit größer. Wir unterschieden sie in viererlei Arten: wahre Indianer [37]), Mulatten [38]), Mulattenfarbige [39]) und Albinosfarbige [40]). Von den letztern kamen nur drei zum Vorschein. Fast durchgehends übertreffen sie uns an Statur; viele sind sogar ungewöhnlich groß, und alle sehr wohl proportionirt. An der Corpulenz finden sie besondern Wohlgefallen; Leute von kurzer Statur hingegen, und solche, die irgend ein natürliches Gebrechen an sich haben, sind ihnen lächerlich, ohnerachtet es dergleichen auch unter ihren Landsleulen gibt [41]).

Sie tragen große, obwohl nicht gar zu dicke Bärte, und kurzes Haar. Wenn sie an Bord unsers Schiffes kamen, legten sie oft einen Beweis ihrer Gutherzigkeit ab, und baten, daß man ihnen den Bart scheeren möchte, weil sie uns damit einen Gefallen zu erzeigen glaubten [42]). Männer und Weiber punktiren sich Arme und Beine, einige sogar den Leib, und bemalen sie mit schwarzblauer Farbe. Doch haben wir bemerkt, daß diese Handlung vor dem 18. oder 20. Jahre [43]) nicht vorgenommen wird. Sie durchbohren ein Ohrläppchen und stecken durch die Oeffnung eine sehr wohlriechende Blume [44]) die der Suche ähnlich ist; andere hängen zwei bis drei kleine Perlen, oder sonst eine Kleinigkeit, an einem Faden drein, weshalb sie auch unsere Glaskorallen, die bei ihn Pue [45]) heißen, sehr heftig begehrten. Den ganzen Leib und das Haupt salben sie mit Kokosöl, welches sie Monoy nennen, und bei ihnen, so wie überhaupt alle Wohlgerüche, in sehr hohem Werthe steht [46]).

Ihre Kleidung besteht in einem Schaamtuch [47]), einem kleinen Anzuge von feinen Matten [48]), und einer Art Mantel oder Hülle von der Größe eines sehr vollständigen Bettlakens [49]). Letztere sind von allerhand Farben, weiß, roth, gelb, wie verwelkte Rosen, wie starker Kaffee, u. s. w. Mit unsern gewirkten Zeugen haben sie so viel Aehnlichkeit, daß wir anfänglich zweifelten, ob sie nicht im Weberstuhl verfertiget wären. Einige unter den Einwohnern tragen einen Kranz von weißen oder rothen Federn oder Blumen; andre schmücken sich mit Tulbands, wiewohl keine von beiden Trachten für das Abzeichen eines besondern Ranges gehalten wird.

Die Männer tragen meistens das Schaamtuch allein; zuweilen auch das Unterkleid oder den Mantel, und bisweilen alle beide zugleich. Die Weiber gürten ein Stück Zeug um ihre Lenden, welches ihnen bis an die Knie reicht, und vielmal umgewickelt wird. Ein anderes Stück schlagen sie kreuzweise über den Hals, und decken damit den Busen, doch so, daß sie die Arme von den Schultern an entblößen. Endlich hüllen sie sich noch in ein sehr großes weitläuftiges Stück Zeug, welches ihnen vom Nacken bis an die Beine reicht. Sehr viele gehn aber bis an den halben Leib ganz nackend, welches wir der äußersten Armuth [50]) zuschrieben.

Sie verfertigen den Zeug zu diesen Kleidungsstücken aus der Rinde eines Baumes, der dem Maria [51]) zu vergleichen steht. Die äußere oder erste Rinde wird wegen ihres groben und rauhen Gewebes ganz verworfen. Die folgenden sind feiner, und werden immer besser, sodaß die innerste Haut, welche zunächst auf dem Holz anliegt, die feinste ist, und in diesem Betracht einer guten Leinwand wenig nachgibt.

Die Zubereitung geschieht folgendergestalt. Die Rinde wird auf ein Bret gespannt, und nachdem sie recht ausgedehnt worden mit einer sehr weißen klebrigen Flüssigkeit, wie eine Art Stärke, bestrichen. Alle fehlerhafte Stellen werden ausgebessert, und um den Zeug recht glatt zu machen, wird er mit einem Schlegel oder Klöpfel [52]) in Gestalt einer Mörserkeule, geschlagen. Diese Keule hat Reiffe oder Hohlkehlen von verschiedener Größe, welche sie während dem Klopfen auf der Rinde wie Fäden abdrücken, und dem Zeuge das Ansehen geben, als wäre er gewebt. Um ihn zu bleichen, wäscht und breitet man ihn öfters gegen die Sonne aus. Jedoch ist er von sehr kurzer Dauer.

zu der hochrothen Farbe, womit einige Stücke bemalt werden, nehmen die Einwohner eine Frucht[53]), welche wie unreife Kirschen oder Zwetschen aussieht, und drücken ihren Saft über einige Blätter[54]) aus, welche den Manglesblättern zwar ähnlich, allein weicher und biegsamer sind. Wenn die Blätter hinlänglich von dem Safte durchweicht sind, werden sie ebenfalls ausgedrückt, und der vermischte Saft, welchen man alsdann erhält, ist die rothe Farbe. Die gelbe Farbe kommt wahrscheinlich von dem Ingwer, oder einer sehr nahe damit verwandten Wurzel[55]). Von den andern läßt sich nichts Gewisses sagen; soviel bemerkten wir indessen, daß alle ihre Tücher stark nach Kokosöl riechen.

Die Insulaner sind gelehrig, sehr verständig und geschickt. Sie lieben die Bequemlichkeit und den Müssiggang; sind schlau und diebisch[56]), (ein Fehler, dessen sich sogar ihre Vornehmen schuldig machten), gierig im Essen[57]), und ausschweifend in der Wollust, wovon die häufigen Statuen von schändlicher Gestalt[58]) im ganzen Bezirke der Insel, ein Zeugniß gaben. Sie lassen sich von ihren Weibern gänzlich regieren[59]); was sie an Bord der Fregatte bekamen, ward stets den Weibern zu Theil; ja sie bettelten in der Weiber Namen um alles was wir hatten, mit grenzenloser Unverschämtheit, und fielen uns damit sehr beschwerlich. Sie boten uns mit großer Freimüthigkeit ihre Weibsbilder an, und verwunderten sich höchlich, daß wir dieses Darlehn nicht annehmen[60]) wollten. Das Frauenzimmer pflegte auch wohl selbst, jedoch mit einiger Zurückhaltung, sich anzubieten[61]).

Sie scheinen nichts weniger als zaghaft zu sein[62]), den Schrecken abgerechnet, den unsere Feuergewehre ihnen verursachten, worüber man sich eben nicht verwundern darf, da sie den Vorzug dieser Waffen vor den ihrigen, und die Verwüstung, welche damit geschehen kann, wohl einsehen. Dafür überwanden sie einen jeden der Unsrigen[63]) im Ringen. Ihre Waffen[64]) sind Schleudern, Keulen und Lanzen, welche sie mit großer Fertigkeit und Genauigkeit zu brauchen wissen. Einen Pisangstamm, welcher statt der Scheibe aufgestellt ward, pflegten sie in der Entfernung von 30 Schritten und drüber fast niemals zu verfehlen. Es lohnt sich der Mühe ihre Handgemenge mit anzusehen, denn sie machen 1000 Ausfälle mit unzähligen Geberden, welche eher für Pantomimen als für kriegerische Evolutionen gelten könnten[65]).

Die Sprache konnten wir Anfangs nicht verstehen, allein

in wenigen Tagen hatten wir eine Menge Wörter gesammelt; indem sie sich sehr leicht erlernen läßt [66]). Der Soldat, welcher mit den Matrosen auf der Insel blieb [67]), hatte sich die Sprache nach Verlauf eines Jahres, welches er daselbst zugebracht hatte, völlig eigen gemacht.

Die Weiber besorgen die ganze Hauswirthschaft, verfertigen den Zeug zu Mänteln, die Röcke, die Matten und andere Kleidungsstücke. Die Mannspersonen beschäftigen sich mit der Fischerei, der Errichtung ihrer Wohnungen und dem Bau ihrer Fahrzeuge. Mehrentheils bestehen ihre Kähne oder Canots aus mehrern genau und künstlich in einander gefugten Stücken; und was das merkwürdigste ist, eine kleine steinerne Axt ist das Werkzeug, womit sie diese und viele andere künstliche Arbeiten vollenden [68]).

Wir haben uns alle Mühe gegeben, herauszubringen, ob sie den Baum abhauen oder mit der Wurzel herausreißen; allein wir haben dieses eben so wenig entdeckt, als die Art ihn von den Bergen herunter zu schleppen, welches nach ihrer jähen Höhe zu urtheilen, kein geringes Unternehmen sein kann. Wahrscheinlich brennen sie den Baum von unten an, und sorgen dafür, daß der Brand nicht weiter herauf komme. Ist der Baum gefället, so können sie ihn auf eben die Art aushöhlen, bis er die Gestalt eines Kahns oder Canots gewinnt, und alsdann mit Hülfe ihrer Freunde an den Strand herab schleppen, um daselbst die Arbeit zu vollenden [69]).

Die Canots im Bezirke von Talliarau*) sind die größten, und vor allen am besten zusammengesetzt. Die Zahl aller Canots auf der Insel beläuft sich wenigstens auf 1500 oder 2000 [70]). Sie sind verschiedentlich ausgerüstet. Einige sind gepaart, wobei doch zwischen beiden Kähnen ein Raum einer Elle breit gelassen, und über beider Vordertheil ein Gerüst von Bretern gelegt wird. Dieses trägt eine Cajüte, mit einem Dache von Palmblättern überschattet. Ihre Könige und Fürsten bedienen sich gewöhnlich dieser Art Kähne. Eine andre führt ein Segel von Matten gemacht, woran eine bewegliche Raa in der Figur eines flämischen Messers**) die Stelle des untersten Strickes vertritt [71]). Der gemeine Mann bedienet sich nur ein-

---

*) Wahrscheinlich Attahuru, nach den englischen Nachrichten. F.

**) D. i. etwas gekrümmt.

facher Canots, welche ohne Ausnahme mit einem Ausleger (der das Gleichgewicht erhält) versehen, und außerordentlich leicht sind. Sie werden sorgfältig in Acht genommen, gegen Abend allemal aufs Trockene gezogen, und unter Dach gebracht. Ein jedes Canot hat nur ein Segel, und zu unterst am Mastbaum steht ein Bret auf jeder Seite über den Bord hinaus. Wenn sie nun nahe am Winde segeln, so betritt einer das Bret, welches nach dem Winde hin steht [72]). Auf diese Art habe ich sie im Hafen gegen Wind und Fluth hinanlaufen gesehen. Bei fernen Reisen werden, laut der Aussage der Vier, die wir mit an Bord genommen [73]), auf den doppelten Kähnen auch zwei Segel aufgespannt. Zu dem Ende legen sie am Vordertheil ein Bret, und in der Mitte noch eins, wodurch die Masten gehen. Fahrzeugen von dieser Art soll man sich mit völliger Sicherheit anvertrauen können [74]).

Die Vielweiberei ist den Einwohnern erlaubt; jedoch nachdem wir uns bei Vielen erkundiget hatten, fanden wir keinen, der mehr als eine Frau besaß [75]). Die vier Eingebornen, welche wir an Bord genommen hatten, gaben uns zu verstehen, daß es ihnen frei stünde, sich von ihren Weibern zu scheiden. Ich sollte glauben, daß dieses nur ein Vorrecht der Fürsten sein könne, weil sie uns zugleich erzählten, daß die gewesene Gemahlin des Erih = Taitoa, jetzt den Erih = Tikurea zum Ehegatten habe [76]).

Es war schlechthin unmöglich, so lange wir auf der Insel blieben, und selbst indem wir sie in unserm Boot umschifften den Gegenstand ihrer Abgötterei [77]) zu entdecken. Allein die schon erwähnten vier Einwohner, ergänzten im Verfolg der Reise unsre Kenntnisse über diesen Punkt. Alle sechs Monden, folglich zweimal im Jahr, wird ein großes Opferfest an einem dazu bestimmten Orte gehalten, woselbst die sämmtlichen Einwohner des ganzen Gebietes zugegen sein müssen. Die Mannspersonen erscheinen nackt, ohne andere Bedeckung als ihr Schaamtuch; die Weiber hingegen gekleidet, jedoch an einem von den Männern abgesonderten Orte. Nicht weniger wird dabei die Gegenwart des Erihs (Fürsten) erfordert, welche ihr Kleid oder Paruay um ihre Hüften gürten. Der Priester, den sie Pure [78]) nennen, legt ein anderes Kleid an, welches am Halse offen ist. Nachdem sie alle auf vorerwähnte Art versammelt sind; hält er eine Ermahnungsrede, nach deren Beendigung, ein zartes Ferken

an allen Vieren gebunden, auf einem Brete hervorgebracht wird. Darauf stimmt unverzüglich die ganze Versammlung ein lautes Gebet mit gen Himmel gerichteten Blicken an. Wenn dieses Gebet verrichtet ist, zündet der Priester ein großes Feuer an, schlachtet das Ferken, und sengt es daran ab, um es hernach abwaschen und braten zu können. Mittlerweile geht die ganze Menge hin sich zu baden, und bei ihrer Rückkehr wird das Opferthier vom Heerde genommen, auf das vorige Bret gelegt, und vom Priester in unzählige kleine Bissen zerstückt. Er isset davon selbst zuerst, und reicht sodann das Uebrige allen Anwesenden, indem er bei dem Erih oder Fürsten anfängt, welchem auch ein größerer Bissen zu Theil wird. Die vier Einwohner verrichteten diese ganze Handlung vor unsern Augen auf dem Altar. Als sie damit fertig waren, fragte ich: wem sie dieses Opfer brächten? worauf sie zur Antwort gen Himmel sahen, und sprachen; dem Teautua! Als sie ferner befragt wurden: ob sie ihn sehen, erwiederten sie: Nein, sondern er komme während dem Opfer zu ihnen herab, wie ein Wirbelwind, mit großem Getöse [79]). Sie gaben uns hernach zu verstehen, daß sie beschnitten wären, welches auch keinen Zweifel leidet, indem wir es untersucht und richtig befunden haben. Der Kleinste von ihnen war es noch nicht, allein seine Gefährten erinnerten, daß seine Jugend es noch nicht erlaubt habe [80]).

Diese Insulaner bewohnen nur den Rand ihrer Insel, vom Seeufer bis an den Abhang der Berge [81]). Dieser Rand hat einen schwarzen sandigen Boden und ist eine bis zwei Meilen breit. Ihre Häuser oder Hütten sind ganz gut und räumlich gebaut. Das Dach ist in der Mitte hoch und mit Palmblättern so künstlich gedeckt, daß der stärkste Regenguß nicht durchzudringen vermag. Das Inwendige enthält keine Abtheilungen oder Zimmer, und keine Meubles, ausgenommen einige dickbäuchige Körbe mit engen Oeffnungen, welche unter dem Dache hängen, und einige ausgehöhlte Bänke, davon die kleinsten statt der Kopfkissen dienen, die etwas größeren aber zu Sesseln gebraucht werden [82]). Der Fußboden wird mit trockenen Pflanzen oder Heu bestreut, und darauf schlafen die Einwohner in ihre Mäntel gehüllt. Die Erihs und andre wohlhabende oder vornehme Leute legen allenfalls noch eine Matte unter sich. Oft schlafen sie auch in den bedeckten Cajüten auf ihren Kähnen. Einige ihrer Hütten sind sehr geräumig und gleichsam gewölbt,

wie eine murcianische Galeere, und dienen ebenfalls den Erihs zum Aufenthalt. In der Nähe der Häuser stellen sie gerade Stangen auf, welche nach vier Seiten mit Haken versehen sind, woran sie Körbe und Säcke mit Lebensmitteln hängen, um sie vor den Ratten zu verwahren. Diese Stangen werden mit einer Verzäunung umgeben. Sie nennen ihre Häuser Efare; eine andre Art aber, worin die Canots aufbewahrt und auch gebaut werden, heißt Efare=balle [83]). Diese haben mit den Wohnhäusern einerlei Gestalt und Bauart [84]). Beide Arten liegen ohne Ordnung im Lande zerstreut, und können mit geringer Mühe von einer Gegend zur andern übergetragen werden.

Die ganze Insel besteht aus acht Gebieten [85]), welche von eben so vielen Erihs beherrscht werden. Sie regieren mit unbeschränkter Gewalt, und erzwingen den Gehorsam und die Ehrerbietung ihrer Unterthanen vermittels ihrer Strenge [86]). Die Söhne der Erihs werden eben so betitelt, und erhalten von ihren Vätern die Oberherrschaft über gewisse Ländereien.

Im ganzen Umkreise der Insel haben wir verschiedene Einfassungen von schlecht behauenen und nachlässig zusammengesetzten Steinen [87]) gesehen. Ihre vornehmste Fronte zeigt sich wie eine Pyramide, und oben drauf liegt ein ungestalter Vogel [88]). Der Erih Titorea erzählte uns, dies wären ihre Begräbnißplätze [89]). Wenn einer von ihnen stirbt, wird der Körper sogleich in ein Stück Zeug gewickelt, und die Verwandten beweinen ihn; indem sie fast alle Augenblicke sein Gesicht auf= und wieder zudecken. In diesem Zustand bleibt er, bis er anfängt übel zu riechen [90]), da er denn an dem beschriebenen Orte begraben, und auf das Grab, ein Vorrath von Kokosnüssen, Pisangs und andern Lebensmitteln gestellt wird.

So weit ich befugt bin, von dieser Nachricht zu urtheilen, trägt sie das Gepräge der Zuverlässigkeit. Fast durchgehends hat unser Spanier das Physische so gesehen wie seine Vorgänger, und nicht selten stimmt er ihnen auch alsdann noch bei, wenn sie von dem Charakter und Temperament der Einwohner, ihren Sitten und Gebräuchen, und ihrer politischen Verfassung handeln. Was die Lage der Insel, ihre äußerliche Beschaffenheit, Größe und natürlichen Producte; die Bildung der Einwohner, und ihre Arbeiten betrifft, weicht fast gar nicht von den

Berichten ab, die Wallis, Bougainville, Cook und ich davon abgelegt haben. Ueber das Klima, die sittliche Verfassung und die Religion liefert er interessante Bemerkungen; und wo er die Art sich zu kleiden, sowohl als die Verfertigung des Zeuges beschreibt, wird Manches wie mich dünkt, noch faßlicher als zuvor gesagt.

Er nennt seine Insel Amat. Gleich anfangs glaubte ich, dieser Name könne entstanden sein, wie Peru, Luzon *) und so viele andere, welche die Entdecker in großer Eilfertigkeit und ohne Prüfung anzunehmen pflegen. Allein der spanische Staatskalender, den ich heute durchblätterte, erinnert mich daran, das Amat ein Geschlechtsname ist, und daß die Spanier folglich Ysla de Amat, so wie die ersten englischen Entdecker king George's island, nach irgend einer Person von Stand und hoher Würde gesagt haben können. Indessen ist ihnen der einheimische Name nicht entwischt, den sie nach ihrer Aussprache ziemlich genau [1]) Otayiti schreiben.

Ist die Vergleichung simpel, die der Spanier zwischen der Gestalt [2]) der Insel und der Ziffer 8 anstellt, so ist sie doch nicht minder passend, wie man sich leicht überführen kann, wenn man die Karte in der Hawkesworthischen Sammlung zur Hand nimmt **). Aus eben dieser Karte sieht man, wie genau seine Angabe von der Lage des Ryfs, und dessen Entfernung vom Strande [3]) mit den englischen zusammentrifft. Was er vom Umfange der ganzen Insel sagt, ist richtiger, als die Bestimmung eben dieses Umfanges in Cook's erster Reise, der auf der zweiten seine eigne unzulängliche Angabe vergrößerte ***). Es bedarf wohl kaum einer Erinnerung, daß die spanische Seemeile mit der englischen, französischen und holländischen von einer Größe ist und 1/20 eines Aequatorgrades beträgt; die Meile aber, die sonst unter dem Namen Migero (milliare Lat.) vorkom=

*) Peru war nicht die Antwort auf die Frage: wie heißt euer Land? sondern auf die: wer seid ihr? — Wir sind Fischer. Garcilasso Hist. de los Yncas. Man fragte die Einwohner von Manila: wie sie ihre Insel nennten? Sie verstanden aber, man fragte: was macht ihr da? — Luzon, wir stampfen; indem sie Sagu zur Mahlzeit bereiteten.

**) Hawkesworth's Reisen 2. Band.

***) Ebendaselbst 2. B. S. 168. Meine Reisebeschr. 1. Th. S. 257. Cook's Voyage Vol. I. p. 188.

mende römisch=spanische Meile, 1/80 eines Aequatorgrades oder eine Viertelseemeile *) in sich begreift.

Taheiti erscheint auch in dieser Nachricht mit seinen waldgekrönten Gipfeln, seinen trockenen Anhöhen, fruchtbaren Thälern und der paradiesischen Ebene [81]), die es allenthalben umgibt **). Das große Thal, dessen [4]) hier erwähnt wird, ist vermuthlich der District von Paparra, vormals die fruchtbarste Gegend auf der ganzen Insel, welche aber bereits in einem Kriege zwischen den Königen beider Halbinseln, 1768 ***), verheert worden war. Diese Verwüstung war auch vermuthlich die Ursach, warum die Spanier daselbst nur noch in den tiefsten Gründen (oder wie ich muthmaße, längs den Bächen) Bäume fanden.

Engländer, Franzosen und Spanier haben Taheiti stets zu derselben Jahreszeit, nämlich im Winter ****) zwischen April und August gesehen. War der Soldat [67]) welchen die Spanier bei ihrem ersten Besuche zurück ließen, nur einigermaßen ein verständiger Mensch, so mußte es ihm ein Leichtes sein, während einem ganzen Jahre, (denn so lange blieb er da), genauere Bemerkungen über das Klima zu sammeln, als wir bisher gehabt. So viel sich aus der Nachricht ergibt, ist eine sichere Bestätigung des Satzes, daß das taheitische Klima eines der besten auf dem Erdenrund sei. Merkwürdig ist die Behauptung, daß November, December und Januar die schönsten Monate sein sollen. Nach der gewöhnlichen Regel im heißen Erdstrich, fällt die Regenzeit ein, wenn die Sonne durchs Zenith geht, und dies geschieht zu Taheiti im Anfange Decembers und der Mitte des Januars. Es kann also mitten im größten Ocean jener gemessene Wechsel der trocknen und nassen Witterung nicht statt finden. Nie wird es so heiß wie in Cayenne und Guinea; nie

*) Genaueres suche man über die Meilenmaße in Herrn Hofrath Gatterers Abriß der Geographie. S. 24.

**) Bougainville Reise um die Welt. Hawkesworth 1. und 2. Bd. Meine Reisebeschr. 1. Th. S. 192. 193. u. a. m. Iohn Reinold Forster's Observations made in the Course of a Voyage round the world. Lond. 4. 1778. p. 15. 33. 161. 214 etc.

***) Meine Reise 2. B.

****) Abstand der Sonne, in der entgegengesetzten Halbkugel, und daher etwas kühle Witterung, obwohl nicht Winter in unserm europäischen Sinne; denn es ist alsdann noch immer so heiß zwischen den Wendekreisen als bei uns im Sommer.

bedarf es also der heftigen Regengüsse, welche dort drei bis vier Monate lang Alles durchweichen. Sondern das ganze Jahr hindurch küssen sich Frühling und Herbst. Zu allen Zeiten steigen Dünste aus dem Meer, hängen sich an die Berge, und träufeln im Morgenthau herab; zu allen Stunden des Tages kühlt der Ostwind die Ebene, und mildert die Gewalt der Sonnenstrahlen, und des Nachts fährt jene wohlthätige[5]) Landluft, der Zephyretten jüngste, mit thautriefenden Schwingen, von den Berggipfeln hernieder.

Was die Heftigkeit der Windstöße anbelangt, so ist es leicht, einem lockern fruchtbaren Boden, Palmen und andere Bäume mit sehr kleinen Wurzeln zu entreißen. Hingegen bezweifle ich die Nachricht, daß kein Gewitter auf Taheiti einschlagen soll. Hätten wir am 24. April 1774 im Hafen dieser Insel, keinen Ableiter an der Spitze unsers Masts befestigt, so würde der Schlag *), welcher demohngeachtet das ganze Schiff erschütterte, nach allem Anschein den Mast zerschellt und vielleicht noch ärgeres Unglück gestiftet haben. Was aber im Hafen einen Büchsenschuß vom Strande vorfallen kann, das konnte leicht auch auf dem Lande geschehen **). Ein kleiner Irrthum ist es wohl, wenn die herrschenden Winde nördlich und östlich, anstatt Südost angegeben werden. Zuweilen geht der Wind ganz nach Osten, und noch seltner von diesem Striche nordwärts. Einzelne Windstöße, die manchmal einen bis zwei Tage dauern und mehrentheils Regenwetter bringen, kommen auch zu gewissen Zeiten aus Westen; und ohne dieselben wäre es fast unbegreiflich wie die Einwohner, wenn sie lange Reisen unternehmen, sich wieder zurück finden könnten ***).

Wo die Natur so freigebig gewesen war, konnte der Fleiß des Menschen mit leichter Mühe ihr schönes Werk vollenden, ihrem fruchtbaren Schooß die brauchbarsten Pflanzen anvertrauen, und sie mit Wucher zurück nehmen. Dennoch aber, ist es ein seltener Fall, daß Taheiti und die Societätsinseln Menschen zu Bewohnern haben, die ihr Glück genugsam zu schätzen gewußt,

---

*) Meine Reisebeschr. 2. Band.

**) Die ganze Insel müßte denn idioelektrisch sein, wovon wir keinen Beweis aufzeigen können.

***) I. R. Forster's Observations. p. 511.

um nicht nur das dringende Bedürfniß stillen, sondern durch einen Schritt weiter in der Kultur, der kleinen Annehmlichkeiten des Lebens genießen zu wollen. Bewundernswürdig ist der Unterschied zwischen ihrem Ackerbau, ihrem Putz, ihrem leutseligen Charakter, (denn das Alles hängt zusammen), — und dem Ackerbau, dem Putz, dem wilden mißtrauischen Wesen der Mallikolesen die auf eben so schönen, eben so reichen Inseln wohnen. Der Taheitier pflanzte neben dem nährenden Brodbaume, die Staude, die ihm Kleidung gibt, und die Blume, deren Wohlgeruch ihn erquickt; sein Anzug wetteifert mit der Einfalt und Schönheit griechischer Ideale; sein Herz zerschmilzt im Genuß der sanfteren Freuden des geselligen Lebens. Hingegen der Mallikolese, baut im Innersten verjährter Wälder, einen kleinen Vorrath von Wurzeln und Früchten, kaum hinreichend den Hunger zu stillen, dessen nagenden Reiz er vermittelst eines um den Bauch gebundenen Strickes zu bändigen sucht; er schleicht nackend herum, sein Putz ein Stein in der Nase, und eine schwarze Schminke, die seine eigenthümliche Häßlichkeit erhöht; seine Waffen vergiftete Pfeile, ohne die er keinen Schritt aus seiner baufälligen Hütte wagt. In welchen Zustand geriethen diese Nationen, eine jede an ihrem Ort? Diese wichtige Frage müßte wohl zuerst entschieden werden, ehe wir vom Einfluß des Klima sprechen dürften; und wie ist es möglich sie zu beantworten? Könnten wir doch auch wissen, welche nutzbare Pflanzen jedes Volk auf seiner Insel vorgefunden, und welche es aus seinen ursprünglichen Sitzen mitgebracht? War Taheiti natürlich reicher als die neuen Hebriden, und gebührt den Wilden, die sich dort niederließen, das Verdienst, diese Schätze durch eignes Nachdenken zum Gebrauch sich zugeeignet zu haben? Oder nahmen sie Kokosnüsse, Pisang und Maulbeerstämme, Kartoffeln, Yams u. s. f., ihre längst gewohnten Gartengewächse, mit sich dahin, retteten sie sie unterweges vor dem Durchnässen vom Seewasser, und der darauf erfolgenden Fäulung, pflanzten sie sie in dem noch unbekannten Boden, und empfohlen sie solchergestalt der Sorge des Himmels das Schicksal ihrer künftigen Nachkommenschaft: glückliche, sanfte Menschen, wenn die einzig überbliebene Kokosnuß keimte, der letzte Pisangschoß von neuem grünte, — wilde Fisch- und Menschenfresser, wenn eins oder beide verloren gingen! Und in welchem Falle sollen wir den Geist der Menschen mehr bewundern? Dort im Erfinder, hier im Erhalter? In beiden

zeigt sich nie zu ergründende Weisheit in der wohlthätigen Anlage zur Vervollkommung!

Laßt uns nun sehen was der Taheitier in seinem Garten pflanzt; denn so verdient der bewohnte Theil der Insel genannt zu werden.

Der stolze Wuchs und das gekrönte Haupt der *) Kokospalme (Cocus nucifera Linn.) scheinen auch in des Spaniers Augen den Vorrang zu verdienen; er hebt damit an, und bemerkt ihre zahllose Menge. Ich wüßte nicht, daß die Palmen um Guayaquil, womit er sie vergleicht [6]) etwas Auszeichnendes hätten; vielleicht bezieht sich die Vergleichung nur auf das Allgemeine des Prospekts. Es gibt sehr hochstämmige schlanke Bäume dieser Art welche 60 bis 80 Fuß gerade hinaufgehen, ganz oben allenfalls einen Bogen nach Westen machen, und vom Winde hin und her bewegt werden. Die Einwohner klimmen mit unglaublicher Fertigkeit hinan, indem der simple Mechanismus die beiden Fußsohlen mit einem Bast oder Strick zusammen zu halten, die Stelle einer Leiter vertritt. Eine andre Spielart ist viel dicker, allein ungleich kurzstämmiger und findet sich meistentheils dicht am Seestrande.

Die Frucht des Pisangs oder die Paradiesfeige (Musa paradisiaca Linn.) ist eins der beliebtesten und nahrhaftesten Lebensmittel in heißen Ländern, obschon ihr ekles Süß mir stets zuwider gewesen ist. Daß in obiger Nachricht nur von fünf Spielarten [7]) gesprochen wird, nimmt mich Wunder. Die Taheitier kennen deren 13, und überdies noch die ungemein große Art welche der Spanier als etwas Merkwürdiges aufzeichnet, und die fast ohne Kultur in den obern Thälern wächst. Sie hat bei den Einwohnern einen eigenen Namen: Wehi oder Fehi, dagegen die 13 übrigen Sorten den gemeinschaftlichen Geschlechtsnamen Meiya tragen **). An der Menge dieser Spielarten erkennet man schon einen verfeinerten Grad der Kultur.

Die knollige süße Wurzel der Bataten [7]) einer Art von

---

*) Meine Reisebeschr. I. Band S. 192.

**) Forst. Observations, p. 442 u. f. von der Pflanzenzucht der Nationen im Südmeere. — Die Engländer gaben den Wehi, oder wilden Pisangs den Namen Pferdepisangs (horseplantanes), so wie alles Grobe im Pflanzenreich bei ihnen diesen Zusatz führt: horse-radish, Meerrettig; horse-beans, Schweinsbohnen. u. s. f.

Winde (Convolvulus); die vortreffliche Yamswurzel (Dioscorea alata Linn.) welche zwei bis drittehalb Schuh lang wird, und ein schneeweißes oder auch ein pfirsichfarbnes Fleisch hat; die zwei Gattungen der Arons= oder Zehrwurz (Arum esculentum et macrorhizon Linn.) welche der Spanier vermuthlich unter seinen Yams oder Atschiren versteht [9]); und noch eine andre klebrige Wurzel, die in Rumph's amboinischem Kräuterbuche Takka heißt und ein schneeweißes Mehl liefert *); — diese fünf Gattungen dienen zum Unterhalt, sind schmackhaft und gesund. Vor allen andern Gewächsen gibt aber die berühmte und wohlthätige Brodfrucht (Artocarpus communis) die beste und reichlichste Nahrung der Einwohner ab. Keinem der nach Taheiti kommt, kann die Kenntniß eines Baumes entgehen, womit die Ebenen weit und breit bepflanzet sind, und welcher sieben Monate lang Früchte trägt. Die spanische Nachricht führt sogar den einheimischen Namen davon, jedoch verstümmelt an, indem er Uru, und nicht Kuro ausgesprochen wird [10]). Es gibt drei Spielarten dieser Frucht, welche allesammt einen hohen Grad der Kultur verrathen, indem ihnen, so wie den Pisangs, die Saamen gänzlich fehlen **).

Für das bloße Bedürfniß wäre hiemit schon gesorgt; allein wenn gleich der Genuß des Obstes nicht gerade zur Erhaltung des Lebens unentbehrlich ist, so trägt er doch gewiß zur Befestigung der Gesundheit das Seinige bei. Auf einer kleinen Insel darf man indessen keine Mannigfaltigkeit in diesem Stück erwarten; es ist schon immer viel, daß sie nicht ganz leer ausgegangen ist. Neben dem Zuckerrohr, welches seines süßen Saftes wegen und zum Zeitvertreib genossen wird, gibt es eine Art Jambusen (Eugenia malaccensis Linn.), welche der Spanier [11]) den rosenfarbenen Manzano nennt und mit der Guajave vergleicht ***); und die herrliche Frucht Evih oder den sogenannten

---

*) Rumph. Amb. III. Tacca pinnatifida Forst. Charact. Nov. Plant. Berol. 4to 1776 und Forst. Observations. p. 443.

**) Forster's Observations. p. 441.

***) Was Manzano eigentlich bedeute, kann ich zur Zeit nicht entdecken. Die Guayave aber, oder Kujave (Psidium pyriferum Linn.) deren Figur es haben soll, sieht wie eine Birne aus. Die Jambusenfrucht selbst ist in Rheed. Hort malab. vortrefflich abgebildet. Die Taheitier nennen sie e=Haya.

taheitischen Apfel, der im Geschmack der Ananas gleichkommt, und deshalb auch von dem Spanier mit der besten peruanischen Frucht, der Tschirimoya [14]) verglichen wird *). Dieser Apfel und einige Gattungen Pisangs werden zu den besten Früchten heißer Länder gezählt, und der erstere kann in der That unserm schmackhaftesten Obste den Vorzug streitig machen. Ueberdies haben die Taheitier auch eine Frucht, welche sie Ahih oder Ratta nennen, und deren Geschmack unsere spanische Nachricht (so wie die englischen) mit dem Geschmack der Kastanien [12]) vergleicht **). Von den Nüssen [13]) und der mandelähnlichen Frucht [15]), deren die spanische Nachricht erwähnt, will ich nicht wagen mit Gewißheit zu sprechen. Die üble Gewohnheit fremden Naturalien, nicht nach ihren eignen Bestandtheilen, sondern nach einer oft nur eingebildeten Aehnlichkeit mit bekannten Sachen, Namen zu ertheilen, hat auch hier der Verständlichkeit geschadet. Wenn ich gleichwohl meine Vermuthung äußern darf, so sind jene öligen Nüsse, welche im Halse ein Brennen verursachen, die Früchte eines zeither noch unbekannten Baumes, dem wir den Namen Aleurites gegeben haben ***), und der übrigens den Einwohnern noch in manchen Stücken wichtig ist; die mandelähnlichen aber eine neue Gattung von Katappnüssen (Terminalia glabrata), welche auf hohen schattenreichen Bäumen mehrentheils um die Hütten der Einwohner wachsen ****).

So ansehnlich dieses Verzeichniß von eßbaren taheitischen Pflanzen ist, so werden dennoch einige andre daselbst gebauet,

---

*) Alle Reisebeschreiber rühmen die wohlschmeckende Tschirimoya (chirimoya), die Frucht eines Flaschenbaums (Annona) welcher in Peru und Chili (Chile) allem andern Obste, selbst der Ananas vorgezogen wird. (S. Annona charimola Miller's Gard. Dict. Frezier's Voyage à la mer du Sud. Amst. 1717. 8. p. 407. Don Anton Ulloa's Reise nach Südamerika 1. Theil. Der taheitische Apfel ist eigentlich eine Art Myrobalanen (Spondias dulcis), dem die Vergleichung mit der Tschirimoya sehr rühmlich sein muß. Meine Reisebeschr. 2. Band.

**) Hawkesworth, 2. Band, Parkinson's Journal, meine Reisebeschr. Forster's Observations und Charact. Nov. Gen. Plantar. wo dieser Kastanienbaum Inocarpus genannt wird.

***) Forst. Charact. Nov. Gen. Plant. Eiusd. Observations, meine Reisebeschr. 2. Theil.

****) Die ächten Katappnüsse findet man bei Rumph. Herb. Amb. beschrieben und abgebildet. Sie sind ebenfalls in der Südsee, auf der Insel Tanna anzutreffen. Meine Reisebeschr. 2. Band.

welche einen anderweitigen ökonomischen Nutzen haben. Den Ingwer, der so viel ich weiß in den dortigen Thälern wild wächst, und nicht einmal von der rechten Art ist, kann ich nicht zu den kultivirten Pflanzen zählen (Amomum Zerumbet Linn.) Dafür behauptet unter diesen der Taumelpfeffer einen desto vorzüglichern Platz, indem oft große Stücke Landes damit angepflanzt sind. Die Benennung (Piper methysticum) zeigt schon einigermaßen seine bösen Eigenschaften an. Die Natur hatte sie bis in die Wurzel verborgen, allein der Hang des Menschen, seinen eignen Schaden zu suchen, ist auch hier geschäftig gewesen, und hat in dieser Wurzel die kräftige Essenz gefunden, womit man alle Sinne überwältigen und die Vernunft, den Funken vom Himmel betäuben kann. Daß der ekle Pfeffertrank dennoch nur bei Personen von Stande und größtentheils nur alten Leuten im Brauch ist, muß allemal zur Ehre der Taheitier dabei gesagt werden *).

Nützlicher ist der Anbau von Flaschenkürbisen (Cucurbita lagenaria Linn.) und Kugelkürbisen (Cucurbita pruriens), worin sie Oel und verschiedene flüssige Sachen aufbewahren; des Papiermaulbeerbaums (Morus papyrifera Linn.), aus dessen feinem Splint die meisten taheitischen Zeuge verfertigt werden; des Bambusrohrs (Arundo bambos Linn.), welches sich bequem zu Angelruthen und verschiedenen andern Werkzeugen schneiden läßt; des schwarzen Nachtschattens (Solanum nigrum Linn.), der oft zum Genesungsmittel in verschiedenen Krankheiten dient; des Keulenbaums (Casuarina equisetifolia), aus dessen Holz die dauerhaftesten und schönsten Waffen [61]) und Geräthe, unter andern auch die Klöpfel [62]), womit die Maulbeerrinde geschlagen wird, verarbeitet werden; des chinesischen Eibisches (Hibiscus rosa sinensis Linn.), der schönen Guettarde (Guettarda speciosa Linn.) und besonders des sogenannten Cap=Jasmins (Gardenia stellata Banks.), deren theils überaus schöne, theils herrlich duftende Blumen ein Schmuck der Mädchen und Jünglinge sind. Von allen diesen erwähnt der spanische Bericht nur allein des Papierbaums, ohne ihn zu beschreiben [51]), und einer wohlriechenden Blume, welche von den Einwohnern ins Ohr gesteckt wird [44]).

Ebenso begnügt sich der Verfasser, das Bauholz dieser In=

*) Meine Reisebeschr. 1 Th. S. 306. 352.

sel, woraus die Einwohner ihre Häuser und Kähne zimmern, mit Guayakan [16]) zu vergleichen; eine ziemlich flüchtige Abfertigung, besonders da man im spanischen Antheil von Südamerika ein jedes hartes Holz, welches zum Bauen tüchtig ist, unter dem allgemeinen Namen Guayakan begreift *). Er beschäftigt sich dafür nur mit der Untersuchung [69]), welchergestalt die Bäume gefället und von den Bergen an die See geführt werden können. Von einer Gattung führt er zwar den taheitischen Namen Fabuy an; allein dies ist vermuthlich mit Tutuy einerlei und bedeutet eben den Baum (Aleurites triloba), dem ich die öligen Nüsse [13]) zugeschrieben habe. Ganz recht bemerkt er dessen schwammiges Mark, die harzige Flüssigkeit [17]), die aus seinen Wunden fließt, und die innere netzförmige Rinde. Er hätte auch noch hinzuthun sollen, daß die öligen Nüsse auf einen hölzernen Pflock gespießt, die Stelle der Lichter und Kerzen vertreten. Allein von den besten und brauchbarsten Hölzern findet man bei ihm gar keine Nachricht; vermuthlich weil sein Aufenthalt zu Taheiti von zu kurzer Dauer gewesen ist, um darüber bei den Einwohnern genauere Belehrung zu suchen. Der bereits erwähnte Keulenbaum, der Brodbaum, der taheitische Apfel= oder eigentlicher, Myrobalanenbaum, der taheitische Kastanien= oder Rattabaum (Inocarpus), das Schönblatt (Calophyllum Inophyllum Linn.), der Hudubaum (Barringtonia speciosa), der Morgenstern (Nauclea orientalis Linn.) und andre mehr, welche theils auf den Ebenen gepflanzt werden, theils auf den höchsten Bergen wild wachsen, geben den Taheitiern zu allen ihren Bedürfnissen hinreichendes schönes und dauerhaftes Bauholz.

Versetzen wir Pflanzvölker in einen neuen Welttheil, der noch so entfernt und verschieden von ihrer alten Heimath ist, so lehrt die Zeit den Gebrauch der Naturproducte, welche ihnen anfangs unbekannt und selbst oft schädlich waren. Wer kennt nicht die Zufälle, wodurch eine stets wachende Vorsehung dem unbeholfenen Menschen zur Erhaltung und Bequemlichkeit neue Quellen eröffnet, wodurch sie ihn sogenannte Erfindungen machen läßt, welche manchmal das Schicksal ganzer Staaten entscheiden? Der ärmste Wilde hat an dieser Vorsorge gleichen Antheil mit dem feinsten Europäer. Für seine wenigen Krankheiten findet er im Walde heilsamer Kräuter die Menge; und

*) Jacquin, Hist. Select. Stirp. American. p. 130.

es entsteht bei ihm kein neues Bedürfniß ohne den Fund eines Befriedigungsmittels. Unzählige Beispiele haben uns gelehrt, daß auch die Taheitier von ihren wilden einheimischen Pflanzen Gebrauch zu machen wissen. Ich will hersetzen, was wir davon erfahren haben, wiewohl uns das Meiste unbekannt geblieben.

Der schöne Himmel und die erwünschte Fruchtbarkeit des Bodens versprechen zwar den Einwohnern eine ununterbrochene Reihe fetter Ernten; allein die Erde hat ihre Anfälle von Krankheit wie der menschliche Körper; ob es, wie bei diesem, Folgen ihrer eignen Vergehungen sind, das mögen Sonne und Mond entscheiden. Genug, Erhitzung und Erkältung ziehen Fieber und Schnupfen bald an einem bald am andern Pole nach sich. Taheiti hat, obgleich selten, seine unfruchtbaren Jahre gehabt. Schrecklich müssen sie einem Volke gewesen sein, das den heutigen Tag verlebt, unbekümmert was am Morgen kommen werde. In dieser betrübten Lage hat es endlich wilde Wurzeln und schmacklose Früchte aufgesucht, und sich mühsam damit bis zur Rückkehr besserer Zeiten ernährt. Im Nothfall speiset man die vielblättrige Zehrwurz (Dracontium polyphyllum Linn.), die Wurzel eines Farrenkrauts (Pteris), die Blätter eines Nachtschatten (Solanum viride) und eines Portulaks (Portulaca lutea), die Stengel einer Boerhavie (B. erecta) und die Früchte der Morinda citrifolia Linn. und des Pandangs (Athrodactylis spinosa). Unstreitig brauchen die Taheitier auch eine Menge Pflanzen zur Arznei, denn es gibt eigene Leute unter ihnen, welche sich damit beschäftigen *). Allein unser kurzer Aufenthalt gestattete uns nicht eine nähere Kenntniß davon einzuziehen. Soviel wissen wir nur, daß eine Art Rospoley (Stachys decemdendata) und eine Art Laugenblume (Cotula) nebst einigen andern Kräutern in Umschlägen auf Wunden gelegt werden.

Ferner gibt es zu Taheiti wilde Pflanzen, welche, wenn sie gleich nicht unmittelbar zum Unterhalt der Einwohner gebraucht werden, doch wenigstens ihre Versorgung mit Lebensmitteln aus dem Thierreich bewerkstelligen. Hieher rechne ich den stinkenden Zeiland (Daphne foetida), die giftige Kresse (Lepidium piscidium), das betäubende Fleckenkraut (Galega littoralis Linn.) und die Frucht des Hudubaums (Barringtonia), womit man die Fische betäubt und sich den Fang erleichtert. Will man noch

*) Hawkesworth, Vol. 2. p. 233. Forst. Observations, p. 491.

weiter gehen, so kann man noch die Silbernessel (Urtica argentea Linn.), ein Cypergras, den Linden-Eibisch (Hibiscus tiliaceus Linn.), den [53]) Färber-Feigenbaum (Ficus tinctoria), die angenehme Bohne (Phaseolus amoenus) und die Strandfaseln (Dolichos littoreus) hinzurechnen, aus deren Fasern man zu eben dem Behuf die dauerhaftesten Netze und Leinen macht. Selbst in Betracht der Kleidung benutzt der Taheitier die wilden einheimischen Pflanzen. Er nimmt dem Pandang seine Palmblätter und dem Linden-Eibisch seine Rinde, um daraus Matten zu flechten; und er findet am Brodbaum sowohl als an dem großen und dem rauhen Feigenbaum einen netzförmigen Splint (liber), womit er den Splint des Papiermaulbeerbaums ersetzen kann. Um die Zeuge gelb zu färben, können vielerlei Pflanzen gebraucht werden, nämlich die Färberfeige [53]), die Eckbeere (Morinda), der Pappel-Eibisch und das Schönblatt; allein der Ingwer, von dem es der Spanier [55]) vermuthet, wird unsers Wissens nicht dazu genommen, wenn er nicht etwa die Gilbwurz (Amonum Curcuma Linn.) darunter versteht. Die Blätter [54]) der Brustbeere (Cordia Sebestena Linn.), der schillernden Tournefortie, der Strand-Winde (Convolv. brasiliensis Linn.), und des ausgeschweiften Nachtschatten (Solanum repandum) geben alle eine rothe Farbe, nachdem sie den gelben Feigensaft eingesogen haben. Der Luxus der Taheitier, insofern er in Wohlgerüchen [46]) besteht, hat ebenfalls in wilden Pflanzen seinen Ursprung. Nicht weniger als vierzehn Gattungen *), darunter gelbes Sandelholz oben an steht, werden gebraucht das Kokosöl zu parfümiren.

Nachdem unser Spanier mit dem Pflanzenreiche fertig geworden, kommt er an die übrigen Naturkörper. Ratten, Hunde und Schweine [18]) sind, wie wir auch bemerkt haben, die einzigen vierfüßigen Thiere. Sein Verzeichniß von Vögeln enthält nur drei Rubriken; nämlich Papagaien [19]), wilde Tauben [20]) und Königsgänse [21]). Von den Papagaien gibt es zwei und von den Tauben drei Gattungen. Mit den Königsgänsen werden vielleicht die sogenannten Tölpel (Pelecanus piscator Linn.) gemeint **). Der gemeinen Haushühner gedenkt er aber mit kei-

*) Meine Reisebeschr. 2. Band.

**) Don Anton Ulloa nennt die Königsgans die gewöhnlichste und größte Gattung von Gänsen in Südamerika. Noticias Americanas

nem Worte. In der That bekamen wir auf der ganzen Insel auch nur ein Paar zu sehen, weil die Franzosen während ihrem Hiersein deren etliche hundert Paare eingetauscht und solchergestalt die Gattung beinahe vertilgt hatten *). Unter den Fischen sind mir die [22]) Boniten (Scomber pelamys Linn.), die [23]) fliegenden Fische (Exocoetus volitans Linn.) und die See-Aale [24]) allein bekannt. Daß sich Aale [25]) und Forellen [26]) in den dortigen Gewässern aufhalten, ist mir gänzlich unbewußt, vielmehr glaube ich, daß man diesen Namen fremden Fischen, wegen irgend einer geringen Aehnlichkeit gegeben habe. Die übrigen Namen, welche ich [27]) spanisch angeführt habe, bleiben fürs erste unerklärbar, indem es Provinzialbenennungen sind, welche vermuthlich nur in Peru gelten. Wir haben in allem ungefähr zwanzig Gattungen kleiner Vögel in Taheiti gefunden, die zuvor noch nicht beschrieben waren; und unsre Beschreibungen von neuen taheitischen Fischen enthalten ungefähr dieselbe Zahl, indem der Fischfang während unserm kurzen Aufenthalte gar nicht glücklich war. Herr Banks erzählte, daß er in den drei Monaten, so er dort zugebracht, von den Einwohnern die Namen von 150 Fischarten erhalten habe **). Was unsre spanische Nachricht von der Fischerei mit Netzen, [28]) Wurfspießen, [29]) Leinen [30]) und bei Lichte, [31]) blos berührt, steht ausführlicher in Cooks erster Reise ***), woselbst auch die Fischangeln [32]) genauer beschrieben werden. Eine sehr richtige Bemerkung ist es aber, daß die taheitische Perlenmutterschale [34]) ganz eigner Art sei; und neu ist, was von den Seereisen der Einwohner [35]) nach den Perleninseln erzählt wird.

Die Mineralogie wird mit der einzigen Bemerkung abgefertigt, daß weder Metalle noch Edelsteine [33]) in Taheiti vorhanden sind. Allein wer nicht etwa Naturforscher von Profession ist, kann wenig mehr von den dortigen Steinarten sagen, welche großentheils aus Thonschichten und den porösen harten Massen bestehen, welche man für vulcanische Produkte hält. Herr Dok-

---

p. 152. Frezier sagt nur: es sind eine Art Enten, mit einem rothen Kamm über dem Schnabel. Voyage p. 140. Sollte er damit nicht die rothe nackte Haut meinen, worin des Tölpels Augen liegen?

*) Voyage autour du monde, par Bougainville.

**) Forster's Observations, p. 441.

***) Hawkesworth, 3. Band.

tor Ortega, derselbe, dem wir die spanische Nachricht verdanken, erzählte mir in London, daß die Spanier einen ungeheuren Klumpen gediegenen krystallinischen Schwefels von der Insel O=Taheiti mitgebracht hätten *). Die steinernen Aexte, deren sich die Einwohner zu ihren Arbeiten bedienen [68]) und deren die Nachricht erwähnt, sind von schwarzem Basalt gemacht.

Von dem Klima und den Naturalien thut sodann der Spanier noch einen Schritt, zum Menschen. Wir können ihm seine allzugeringe Angabe von der Volksmenge [36]) um so leichter verzeihen, je irriger die englischen Bestimmungen derselben nach den beiden ersten Reisen gewesen sind. Die zuverlässigsten Facta und darauf gegründete Berechnungen haben uns auf der letzten Reise eines bessern belehrt. Statt 16,000, zählen wir wenigstens 120,000, ja wie Einige wollen bis 200,000 Einwohner. Man stoße sich nicht an die spanische Eintheilung dieses Volks in viererlei Stämme (castas), die, wenn man nur wenige Tage auf O=Taheiti zugebracht und dort so verschiedene Nüancen in der Gesichtsfarbe bemerkt hat, eben nicht natürlich ist. Es ist überdies noch keinesweges entschieden, ob das Feudalsystem, welches in die taheitische Regierungsform verwebt ist**), nicht wirklich seinen Grund in der Zusammenschmelzung verschiedener Völker habe? Bougainville fand den Unterschied zwischen dem gemeinen Manne und den vornehmen Klassen so auffallend, daß er es wagte sie in ursprünglich verschiedene Raçen zu theilen. Mein Vater führt diese Meinung ***) weiter aus und setzt sie in Verbindung mit einigen andern Ideen über die Bevölkerung der Inseln im Südmeere.

Die Einwohner der untersten Klasse, welche Tautaus heißen, und mit den Bauern am meisten übereinkommen, werden augenscheinlich von den Spaniern unter der Benennung echter Indianer [37]) ausgezeichnet, indem sie jene braune Farbe haben, welche sie den amerikanischen Völkern (Indios) ähnlich macht. Diejenigen aber, welche unsre Nachricht Mulatten [38]) und Mulattenfarbige [39]) nennt, sind unstreitig die Klassen der Erihs und Manahaunen, oder Fürsten und Vasallen. Ihre ungleich hellere

*) Forster's Observations p. 22.

**) Hawkesworth's Reisen 2. Band. Meine Reisebeschr. 1. Th. S. 276.

***) Forster's Observations p. 358.

Farbe, ihre feineren Züge, ihr längerer schöner Wuchs, ihre natürliche Anlage fett zu werden, welche den Tautaus fast durchgehends fehlt, sind Merkmale, woran man sie sogleich erkennen kann. Die Erihs oder Fürsten haben selbst noch vor den Manahaunen vieles voraus, und mich dünkt man könnte diesen letztern eine Zumischung des schlechtern Geblüts ansehen, welche bei den Erihs nicht statt findet. Die Nachricht gedenkt der vierten Art Menschen unter dem Namen der Albinosfarbigen [40]), wiewohl man deren nur drei gesehen hat. Albinos heißen bei den Portugiesen und Spaniern diejenigen einzelnen Personen unter den Negern, Asiaten und Amerikanern, welche anstatt ihrer natürlichen dunklen Farbe eine milchweiße Haut und blasse Augen haben, auch sonst unter den Namen Dondos, Mondsaugen, weiße Mohren, Nachtmenschen, Kackerlacken, Blafards u. s. bekannt sind. Eine bösartige Krankheit *), wobei sich auf der Haut eine weiße Rinde erzeugt, soll nach den genauesten Erfahrungen das unterscheidende Kennzeichen dieser Unglücklichen sein. Man hat auf Cook's erster sowohl als letzter Reise einen oder höchstens ein paar Taheitier gesehen, die von hellerer Farbe, über und über mit kleinen Pünktchen, wie Sommersprossen, bestreut waren, und ein sandgelbes oder wohl gar gelbrothes Haar hatten. Rothes Haar und Sommersprossen findet man aber auch in Europa mit einem weißen Teint beisammen, ohne es für Krankheit zu halten. Vielleicht sind also die vermeinten taheitischen Albinos eben so wenig für krank zu halten, und dürfen mit den wahren Kackerlacken in keine Vergleichung kommen. Ich selbst habe keinen weißen Taheitier gesehen **).

Die spanische Nachricht bestätigt alles dasjenige, so die englischen und französischen Seefahrer von der erhabenen Statur und dem schönen Wuchs dieser Insulaner berichtet haben ***). Gesundes Klima, nahrhafte Lebensmittel, bequeme Kleidertracht, Reinlichkeit und unverdorbene Sitten erhalten den Körper und geben den Eltern die gegründete Hoffnung Kinder ohne Fehl zu zeugen. Daher sieht man bei rohen Horden sowohl, als bei

*) Herrn Professer Blumenbachs Diss. de hominum varietate.

**) Was über die Albinos gesagt worden ist, hat Herr Kanonikus Pauw zu Xamen sorgfältig gesammelt. Recherches sur les Américains Tome 2. p. 5.

***) Bougainville. Wallis. Cook.

allen Völkern, welche auf den untern Stufen der Kultur stehen, so wenige Krüppel und ungestalte Menschen; nicht zu rechnen, daß bei einigen Wilden ein Abscheu gegen alle Mängel der Bildung mitwirkt, und sie zu dem grausamen Schritte verleitet, ein jedes schwächliche Kind als ein unbrauchbares und überlästiges Geschöpf ums Leben zu bringen. Zu Taheiti kann dies der Fall nicht sein, denn der Spanier [41]) hat gebrechliche Menschen unter ihnen angetroffen; weil aber die zuerst angeführten Ursachen daselbst die Erzeugung gesunder Kinder befördern, so sind die Ausnahmen äußerst selten. Neben der schönen Anekdote von der Gutherzigkeit dieser Leute, die sich den Bart scheeren ließen in der Meinung sich ihren Gästen angenehm zu machen [42]), steht gewiß der übereilte Ausdruck hier am unrechten Orte: „sie hättens ihren Spott an fehlerhaft gebildeten Personen." Die unbesonnene Aufführung Eines oder des Andern mag diese Bemerkung veranlaßt haben, allein es wäre unbillig sie einem ganzen Volke aufbürden zu wollen, von dessen sanften Sitten man so häufige Beweise hat.

Offenbar unterscheidet sich der Mensch darin von den Thieren, daß er sich an der Schönheit seines Leibes nicht genügen läßt. Es gibt einige Nationen in heißen Ländern, welche ganz nackend gehen und sich sogar des Gedankens an eine Bedeckung schämen *); andre im unfreundlichsten Erdzipfel, den je die Sonne beschien, die kaum zu wissen scheinen, daß sie da sind und nicht Instinkt genug besitzen, um sich gegen die Kälte zu schirmen **); jedoch beide kommen darin mit den gesitteten Europäern überein, irgend etwas, es sei nun ein Knochen im Nasenknorpel, ein Halsband, ein Ohrgehenk oder ein Gemälde in Farben auf der bloßen Haut, zum Zierrath zu tragen. Der Insulaner im Südmeere prunkt mit Reizen, welche er sich nicht anders als durch Erduldung des heftigsten Schmerzes erwirbt. Er wagt es, sich an den empfindlichsten Theilen des Leibes über und über bis aufs Blut stechen zu lassen, um eine schwarzblaue Farbe in die Punkturen reiben zu können, welche niemals wieder ausgeht. Es ist umsonst den Beweggründen zu einer Handlung nachspü-

---

*) Histoire de l'Orinoque par Gumilla Tom. p. 187. 189. 256. Auch die Einwohner der Pelewinseln gehen ganz nackt.

**) Die Feuerländer. Hawkesworth Reisen. 2. Band. Meine Reise-[illegible]hr. 2. Band.

ren zu wollen, welche nunmehr schon als ein altes Herkommen in Ansehen steht und unverbrüchlich gehalten wird. Viele Völker haben gesucht den Kinderstand durch äußere Merkmale vom Stande der Erwachsenen zu trennen, und die Einweihung in den letztern mit großen Feierlichkeiten verknüpft. Bekanntermaßen verfahren die Priester der Hottentotten dabei eben nicht auf die anständigste Art *). Vielleicht hat das taheitische Punktiren oder Tattauiren eben diese Absicht, indem es gerade in jenem kritischen Zeitpunkte des menschlichen Alters und zwar ebenfalls von Priestern verrichtet wird. Nur begreife ich nicht warum die spanische Nachricht [13]) das Punktiren bis ins zwanzigste Jahr verlegt. Von einem Spanier läßt sichs am wenigsten denken, daß er die Periode der Mannbarkeit zu spät angeben könne.

Neben diesem Schmuck, der einem Europäer vielmehr Verunstaltung dünkt, haben die Taheitier noch die Gewohnheit sich mit Federkränzen, Blumen im Ohr und Perlen zu zieren, weswegen auch die große Begierde nach Korallen [45]) entsteht, welche bei ihnen Pohe (nicht Pue) heißen. Selbst die Kleidung ist bei dem dortigen Himmel vielmehr eine Aeußerung des Luxus als ein natürliches Bedürfniß. Die Spanier vergleichen die taheitischen Trachten mit dem Taparabo [47]), Pontscho [48]) und Manta [49]) der südamerikanischen Völker. Man lieset genaue Beschreibungen dieser peruanischen und chilesischen Kleidungsstücke im Frezier und Ulloa **).

Die Bestimmung des Taparabo kann zur Genüge aus der Bedeutung des Worts erklärt werden. Der Pontscho oder das Unterkleid ist ein einfaches Stück Zeug, ungefähr vier Ellen lang und zwei Ellen breit, in dessen Mitte ein Einschnitt gerade so groß, daß man den Kopf durchstecken kann, der Länge nach gemacht wird. Es hängt also auf den Schultern; die eine Hälfte vorn, die andre hinten, bis an die Knie herab. Es wird allemal, entweder von feinen Matten oder von den dicksten Zeugen verfertigt, welche aus etlichen übereinander geklebten Lagen von Rinde bestehen. Das Oberkleid hingegen (manta) besteht aus den feinern muslinähnlichen Sorten des Zeuges, ist breiter

*) Kolbens Beschr. des Vorgebirges der guten Hoffnung.

**) Voyage à la mer du Sud par M. Frezier. Reisen des Don Anton Ulloa, und D. Georg Juan nach Südamerika.

noch als das Unterkleid und manchmal von so ausschweifender Länge, daß es unzählige Mal um den Leib gewickelt werden kann. Bei aller Einfalt ist dieser Anzug dennoch vieler Abänderungen fähig und bildet Muster zu den schönsten Draperien.

So wie wir auf der Straße einen Mantel umzuhängen, im Hause aber bei heißerem Wetter nur im Camisol zu gehen pflegen, so richtet der Taheitier seinen Anzug ebenfalls nach der Witterung ein, mit dem Unterschiede, daß er sich nicht scheuet, auch in seiner leichtesten Tracht, das ist: mit einem kleinen Tuch umgürtet vor Jedermann und an jedem Orte sich sehen zu lassen. Man würde daher weit das Ziel verfehlen, wenn man dort mit unserm Spanier ein jedes leichtgeschürzte Mädchen für äußerst arm [50]) erklären wollte. Ich halte diese Folgerung für einen Zug seines gravitätischen Nationalcharakters, dem es (ohne Muthwillen gesagt), selbst hinter dem Pfluge schimpflich ist, ohne Mantel gesehen zu werden.

Wer die englischen und französischen Nachrichten von O-Taheiti ohne Vorurtheil gelesen hat, wird ebenfalls Spuren der spanischen Denkart in der Schilderung finden, die der Ungenannte hier von dem Charakter unsrer Insulaner macht. Ich will ihnen hiemit keinesweges ihre natürlichen Fähigkeiten und Anlagen, weder die Verschlagenheit und das diebische [57]) Wesen, noch den Hang zur Bequemlichkeit und zur Wollust abläugnen, worüber schon so Vieles anderweitig bekannt geworden ist *). Nur sei mir es vergönnt in wenigen Worten darüber zu kommentiren. Tugend und Laster sind relative Begriffe, welche im Nationalcharakter nur verhältnißweise mit andern Völkern gebraucht werden dürfen; und auch alsdann muß man keinem Volk, ohne Zuziehung der Sittenlehre, welche ihm zur Richtschnur dient, das Urtheil sprechen. Auf diese Art vermeiden wir den Vorwurf, daß wir fremden Völkern unsere Gedanken leihen und uns dafür das Recht nehmen, sie nach dieser unbilligen Voraussetzung zu züchtigen oder loszulassen. Wenn man von den Diebereien der Taheitier spricht, sollte man billig allemal bedenken, daß der Anblick europäischer Waaren sie den unwiderstehlichsten Versuchungen aussetzte. Erwähnt man ihres Müßiggangs, so wisse man zugleich, daß ihre wenigen Bedürfnisse leicht befriedigt wer-

---

*) Voyage de Bougainville. Hawkesworth's Reisen 1. und 2. Bd. Meine Reisebeschr. 1. und 2. Bd.

den und daß der Fleiß nur ein Kind des Mangels ist. Nennt man sie gierig und gefräßig, so rufe man sich die Beschreibung von ihrem großen Wuchs, ihrer auszeichnenden Stärke[63]) im Ringen und ihrer Corpulenz zurück. In Italien und Spanien darf ein Reisender aus dem Norden kaum eine rechte Mahlzeit verrichten, ohne ein unersättlicher Fresser zu heißen. Zergliederer und Aerzte wissen gleichwohl, daß sein muskulöser Bau mehr Nahrung erfordere, als die hagern kleinen Körper jener südlichen Europäer.

Die Wollust der Taheitier ist unstreitig die schlechteste Seite ihres Charakters. Wenn man aber bedenkt, wie leicht der physische Mensch hier über die Grenze, vom Bedürfniß zum Uebermaaß schreitet; wenn man zu allen Zeiten, in allen Welttheilen dieselbe Unenthaltsamkeit antrifft; wenn man ferner beobachtet, daß der starke Beweggrund des Christenthums für die Keuschheit *), in den mittlern Zeiten fast durchgehends selbst von dem Priesterstande aus den Augen gesetzt ward, und daß der reine tugendhafte Wandel der einen Hälfte unserer Zeitgenossen, den grenzenlosen Ausschweifungen der andern kaum die Wage hält, — so möchten die Taheitier vielleicht keine größere Schuld als manche andere Völker auf sich haben. Die ausgelassene Lebensart der Erioy Gesellschaft, und der daraus zuweilen erfolgte Kindermord **), sind schreckliche Beispiele vom Verderbniß der Vornehmen; dafür aber sind ihre gesunde Leibesbeschaffenheit, die erstaunende Volksmenge auf ihrer kleinen Insel, und besonders die große Anzahl von Kindern, welche wir in jedem Hause sahen, einleuchtende Beweise von der ordentlichsten Lebensart des großen Haufens. In der That sind ihre verehlichten Weiber wahre Muster der Treue, wenn gleich die jungfräuliche Keuschheit bei ihnen eben so wenig als bei vielen andern Völkern geachtet wird. Der Mann muß Weib und Kind ernähren; darum ist das Weib die Leibeigne des Mannes. Der gute Name des ehelosen Frauenzimmers wird hingegen dadurch nicht aufs Spiel gesetzt, daß die Palmenwälder sich oft in amathusische Myrtenhaine zu verwandeln scheinen, wo den Einheimischen sowohl als den Fremdlingen jede Gunst gewährt und sogar geboten[61]) wird. Sollte man daraus nicht folgern dürfen, daß das andere Geschlecht

*) Corinth. I. c. 6. v. 18. 19.

**) Meine Reisebeschr. 2 Bd.. Forster's Observations p. 413.

selbst in Taheiti nur als Befriedigungsmittel des physischen Bedürfnisses angesehen, und mit Schweinefleisch und Brodfrucht beinahe in eine Klasse geworfen wird? Schon allein dieser Schluß widerlegte alsdann die Meinung des Spaniers, als ob die Männer sich dort von ihren Weibern regieren ließen [59]). Es ist wahr, die artigen Geschöpfe haben die Erlaubniß freie Luft zu athmen so oft und so lang es ihnen gefällt, und in muntern Tänzen um ihre wackern Männer zu gaukeln. Keine Duenna bewachet sie, und für ihre Treue birgt weder Gitterfenster noch dreifacher Schleier. Läßt sich aber das Weiberregiment durch so etwas erweisen? Es macht der Moral des Verfassers und seiner Reisegefährten Ehre, daß sie standhaft denjenigen Reizen widerstanden [60]), welche über Engländer und Franzosen den Sieg davon getragen hatten; allein eben das Anerbieten welches ihnen geschah, war ein Beweis der Uebermacht unsers Geschlechts in Taheiti; denn die angebotene Waare mußte doch wohl den Verkäufern gehören. Wenn schon die Gutherzigkeit übertrieben werden kann, und zuweilen einen hohen Grad der Schwäche verräth, so ist es gleichwohl keiner Entmannung des Charakters zuzuschreiben, daß der gastfreie Taheitier es für seine Pflicht achtet, den Fremdling in seinen Hütten jede Hauptbestimmung seines physischen Daseins erfüllen zu lassen. Hätte nun gar die vermeinte taheitische Gynäkokratie keinen bessern Grund als das Betteln der Männer im Namen der Weiber, so steht die ganze Behauptuug auf sehr schwachen Füßen. „Tayo Veheine!" „Dein trautes Mädchen!" war das Losungswort, wobei die Kisten des brittischen Matrosen unfehlbar auf, und seine bunten Hemden, Schuhnägel und Glaskorallen bis auf die allerletzte herausflogen. Mußte diese verschwenderische Liebe nicht ähnliche Anschläge auf die Freigebigkeit der Spanier veranlassen? Wenn die Nachricht zuverlässig wäre, daß die Vielweiberei dort statt findet [75]), so wäre dieses ein neuer Grund an der Macht der Weiber zu zweifeln. Allein ich habe alle Ursache zu glauben, daß die Monogamie in Taheiti eingeführt ist *). Selbst die Ehescheidungen scheinen dies zum Theil zu beweisen [76]) und zugleich der weiblichen Oberherrschaft ungünstig zu sein.

Mit der Unterwürfigkeit der Männer hat es also vielleicht dieselbe Bewandniß als mit den schändlichen Statuen [58]) welche

*) Forster's Observations p. 424.

der Spanier in O=Taheiti bemerkt haben will. In beiden Fällen hat man ziemlich eilfertig gesehen und noch eilfertiger geurtheilt. Die geschnitzten menschlichen Figuren, welche man theils als Verzierungen der Canots, theils auch um die Begräbnißplätze, als Wohnungen der Seele nach dem Tode, antrifft, sollen keine unschickliche Idee erregen, und haben keine unmoralische Bedeutung. Ich habe keinen Tihi, (so heißen diese hölzernen Bilder) gefunden, der nur eine entfernte Aehnlichkeit mit gewissen ungesitteten griechischen und römischen Gottheiten gehabt hätte. Sie verdienen Tadel blos in Absicht auf die Kunst; denn sie stellen in der That nur die ärgsten Karrikaturen menschlicher Bildung vor *).

Richtiger ist die Beobachtung, daß die Taheitier tapfere [62]) Kriegsmänner sind, wenn gleich die Europäer vermittelst ihrer Mordgewehre sich ihnen furchtbar gemacht haben. Gegen das Schießpulver sind alle andre Waffen nur wie Strohpfeile zu rechnen; und läßt sich auf der einen Seite behaupten, daß seit Schwarzens Erfindung die neuern Kriege minder blutig sind, so bleibt anderntheils auch wahr, daß der brave Mann gegen feindliche Kugeln nicht sicherer ist als der feige und schwache, mithin daß in Europa persönliche Tapferkeit und alle damit verknüpfte Tugenden nach und nach aussterben müssen. Der Spanier vergleicht das taheitische Manoeuvre spottweise mit Pantomimen [65]); allein ich frage doch: was ist unser Exerciren anders als pantomimische Vorstellung des Gefechts? Wenn man Zeit hat die Evolutionen jener Insulaner genauer zu beobachten, fällt ohnehin das Lächerlich=scheinende davon weg.

Sprachen und Sitten bleiben allezeit in einem engen Verhältnisse; daher wird man an der taheitischen [66]) Vokalen=Sprache mit den simpelsten Constructionen, ohne harte Mitlaute, und ohne Biegungen, den sanften aber zugleich natürlichen, einfachen und nicht verfeinerten Charakter der Nation erkennen. Da nun Lindigkeit und Gutherzigkeit Hauptzüge des Taheitiers sind, so ist es unbegreiflich, daß die Regierung der Erihs [86]) unserm Spanier strenge geschienen hatte. Alle andere Zeugnisse widerlegen diese Bemerkung, wovon ich eben so wenig den Grund anzugeben weiß, als von der Eintheilung der Insel in acht Ge=

*) Forster's Observations. p. 459. 543. Meine Reisebeschreibung 2. Band.

biete [85]), deren doch nach Cook's Berichte 43 sein sollen. Gewissermaßen scheint die von den Spaniern angegebene Volksmenge dieser Insel, mit der geringeren Anzahl von Gebieten überein zu stimmen; hingegen trifft die Zahl der Canots oder Fahrzeuge [70]) welche sie bis auf 2000 steigen lassen, mit unsern auf die Revüe der Flotte gegründeten Berechnungen zusammen *). Ohnerachtet sie so umständlich von den verschiedenen Canots mit oder ohne Segel [70]) und Wetterplanken [72]), und von ihrer Sicherheit [74]) aus dem Munde der vier Insulaner [73]) sprechen, welche mit ihnen nach Peru reiseten, so scheinen sie die taheitischen Kriegsschiffe doch nicht gekannt zu haben. Es war allerdings ein glückliches Ohngefähr, daß wir im April 1774 eine Flotte von 159 Krieges=Canots, jedes zu 50 Mann, zu Gesicht bekamen. Vier Reisen nach Taheiti waren geschehen; wir selbst waren schon einmal da gewesen, ohne nur das Mindeste von einer solchen Zurüstung zu argwöhnen, welche gleichwohl nur einen kleinen Theil der dortigen Seemacht in sich faßte. Ich darf mich hier nicht auf eine Beschreibung einlassen, da sie schon an andern Orten ausführlicher zu finden ist **). Nur dieses verdient noch angemerkt zu werden, daß die Boothäuser worin man sie aufbewahrt, nicht wie der Spanier bemerkt [84]) mit den Wohnhäusern einerlei Gestalt haben, und auch nicht Efare=balle, sondern Hwarre Waha genannt werden. Ihre Dächer reichen bis zur Erde, da hingegen die Wohnhäuser, deren sparsamer Hausrath [82]) nicht sehr in die Augen fällt, auf hohen dicken Pfeilern von Brodbaum=Holze ruhen.

Es finden sich im Vorhergehenden schon so manche Abweichungen von den englischen Reisebeschreibern, daß sie den Leser hinlänglich auf den Unterschied in ihren Religionsberichten vorbereiten. Die abgezogensten Begriffe, der erhabenste Schwung, den menschliche Gedanken nehmen können, die geheimsten und oft ins Dunkel der Allegorie gehüllten Lehren, die unendlich mannigfaltigen Gesichtspunkte welche beinah nach eines Jeden Denkart verschieden sind; — wie sollten die nicht in der Ueberlieferung von und zu verschiedenen Personen ganz abstechende

---

*) Forster's Observations. p. 217. Meine Reisebeschreib. 2. Bd.

**) Cook's Voyage towards the South Pole. Vol. I. Meine Reisebeschr. 2. Band. Weitläuftigere Nachrichten von den verschiedenen Arten der Canots findet man in Hawkesworth's Reisen, 2. Band.

Gestalten annehmen, und als heterogene ohne Plan gesammelte Bruchstücke nicht alle Bemühungen vereiteln, die man sich geben dürfte um wieder ein Ganzes daraus zu errichten? Was Bougainville und Cook, und ihre Nachfolger von der taheitischen Religion erzählen, haben sie aus dem Munde der Einwohner genommen; und die Authenticität des Einen wie des Andern, läßt sich in diesem Falle nicht verdächtig machen. Es ist aber, wie mich dünkt, auch außer Zweifel, daß der Begriff von Gottheiten, welche sich an Felsklippen vermählen *), mit einem feineren Polytheismus **), und beide mit dem Glauben an einen obersten Gott, zugleich in derselben Insel statt finden können. Sehr verschieden ist in China, der Mandarin der Nichts, von dem Bonzen der Alles glaubt ***). Auffallend ist der Unterschied zwischen den Millionen abergläubischer Inder, welche die Allegorien ihrer 18 Puranams wörtlich verstehen, und diesen Unsinn heilig wähnen, den Sophisten deren vernünftelnder Stolz die Schasters ausgeheckt hat, und den wenigen Bramen (wenn es solche jetzt noch gibt) welche die ersten Veds besitzen ****). Andere Religionsbegriffe hatte der Pöbel in Athen, andere Sokrates, andere die Geweihten †) im eleusinischen Tempel.

Indessen enthält die spanische Nachricht unter allen die einfachste Erzählung von den taheitischen Opfergebräuchen, in ungekünsteltem Zusammenhange mit der drauffolgenden Lehre von Gott ††) als einem unsichtbaren Wesen. Nachdem man Gelegenheit gehabt auf diese Art von der taheitischen Religion eine vortheilhafte Meinung zu erlangen, hätte man freilich den harten Ausdruck [77]) weglassen sollen, der sie schon im voraus zur Abgötterei herabwürdigt. Leider sind es Christen, welche noch

---

*) Hawkesworth. 2. Band.

**) Forster's Observations, p. 539.

***) Du Halde Descript. de la Chine.

****) Ezourvedam. Deutsche Ausgabe, von Herrn Ith. Bern. 1779.

†) Meursius de Eleusin. — Herrn Hofrath Meiners Vermischte Schriften. Dritter Theil.

††) Ich bemerke hier, daß die Gottheit auf taheitisch nicht Teautua wie der Spanier schreibt, sondern Eatua heißt; das t' ist ein Artikel. Der Priester heißt Tahauwa, und nicht Pure [78]), welches letztere das Gebet bedeutet.

die Namen: Jude, Türke, Heide, im Tone der Verachtung und nicht des herzlichsten Mitleides aussprechen!

Es ist zu wohl bekannt, daß die Gewohnheit die Opfer zu verzehren sehr allgemein gewesen ist, als daß ich mich hier aufhalten könnte, die Beispiele aus allen Welttheilen zu vergleichen; genug, daß Taheiti ihre Anzahl vermehrt. In wie fern gewisse Begriffe, die man immer wieder bei den entferntesten und selbst bei den rohesten Völkern trifft, einen gemeinschaftlichen Ursprung haben oder nicht, muß bis auf vollständigere Belehrung unentschieden bleiben. Ich, meines Theils, getraue mich nicht die taheitische von der jüdischen Religion herzuleiten, ohnerachtet die Beschneidung [80]) beiden gemein sein soll. Wer übrigens zugibt, daß zwischen beschneiden und einschneiden ein Unterschied ist, wird zugestehen, daß die Taheitier die eigentliche Beschneidung nicht kennen *). Woher indessen jene merkwürdigere Uebereinstimmung aller der unzähligen Völker des Erdbodens, eine nähere Verbindung mit höheren Wesen zu glauben, und sich selbst für die glücklichen Sterblichen zu halten, denen die Gottheit zuweilen ihre unmittelbare Gegenwart oder ihr Wohlgefallen zu erkennen gibt? Dieser Glaube ist so allgemein, daß ich gerne wissen möchte, ob er nicht auch bei den unholden Huillitsches **), die ihr mühseliges Leben auf dem Feuerlande zubringen, statt findet? Soll man aber an allen Enden der Erde nur Betrogne und Betrüger finden? Oder glauben, daß die Sage von einer ursprünglichen Offenbarung sich bei allen Menschen, selbst denen die durch widrige Schicksale ganz verwilderten, vom Vater auf den Sohn erhalten hat? Oder ist dies die Auflösung des Räthsels: daß die Anerkennung des objektiven Daseins, welche im Bewußtsein mitgegeben wird, in Anbetung übergeht, sobald der rohe Mensch sich gegen das unaufhaltsam Wirkende nicht nur leidend verhalten, sondern auch sich dadurch eingeschränkt und überwältigt fühlen muß? — — Die Taheitier glauben, die Gottheit sei im Wirbelwind, und komme mit Getöse [79]). Vielleicht kann man gegen sie eben so

---

*) Hawkesworth. 2. Band. Forst. Observations, p. 556.

**) Falkner's Descript. of Patagonia. 4. Lond. 1774. Eben dieser Stamm heißt sonst bei den Reisebeschreibern Pesserähs, von dem Worte welches am öftersten unter ihnen ausgesprochen wird. S. meine Reisebeschr. 2. B.

glimpflich verfahren, als jener scharfsinnige Gelehrte gegen den Genius des Sokrates, den er nur für eine Wirkung der Schwärmerei des griechischen Weisen hielt.

Die Religion führt über das Irdische hinaus. Zu dem Gedanken an Gott, gesellt sich die frohe Hoffnung eines Daseins nach dem Tode. So wie jener vom reinen Dienste des höchsten Wesens zum Polytheismus ausarten oder umgekehrt vom rohesten Gefühl zum abstraktesten Begriff aufsteigen konnte, so ward diese oft eine Quelle der seltsamsten Einfälle oder der wichtigsten Erscheinungen. Wahrscheinlich hat sie mehr als Liebe oder Freundschaft zur Entstehung der mannigfaltigen Gebräuche beigetragen, womit die Menschen nach dem Tode noch beehrt werden. Die Taheitier stellen Früchte, Vögel [88]), Schweine neben den Begräbnißplatz, der Gottheit zum Opfer. Diesen Gebrauch, und den, den Leichnam an freier Luft verwesen [90]) zu lassen, ehe er beerdigt wird, haben sie mit vielen Völkern gemein. Etwas eigenthümlicher sind ihre [89]) Denkmäler, abgestumpfte Pyramiden von gehauenem Stein [87]), welche zugleich die Sammelplätze sind, woselbst der öffentliche Gottesdienst verrichtet wird. Ein jedes dieser Denkmäler wird nach dem jetzt lebenden Fürsten des Gebiets benannt. Schon bei Lebzeiten ist ihm der Ort angewiesen, wo seine Gebeine mit den Voreltern modern sollen. So oft er vorübergeht, entblößt er seine Schultern ehrfurchtsvoll, als vor dem heiligen Altar, wo die Gottheit angerufen wird, und woselbst er ihre Gegenwart an sinnlichen Zeichen wahrzunehmen glaubt. Doppelt wichtig wird ihm diese Stätte; denn der Eingang zu seinem Schöpfer ist das Grab!

Des Schiffshauptmanns Forrest zerstreute Nachrichten von der Insel Magindanao.

Göttinger Magazin 1781.

Im November 1774 ging Herr Schiffshauptmann Thomas Forrest in einem kleinen Fahrzeuge von der Insel Balambangan (an der Nordspitze von Borneo) unter Segel. Er besuchte die Inseln Sulu, Batschian und Waygiau, und erreichte einen Hafen auf der Nordküste von Neuguinea, schiffte sodann wieder zurück nach Waygiau, und von da nach Myssol (Miroal), Magindanao und Borneo und endlich im Juni 1776 nach Fort Marlboro' (Benkulen) auf der Insel Sumatra. Diese Reise hat er in einem 1779 zu London mit vielen Karten und Kupfern herausgekommenen Quartbande: Voyage to New Guinea and the Moluccas, beschrieben. Eins und das andre aus der Erzählung dieses wackern Mannes hier auszugsweise mitzutheilen, trage ich um so weniger Bedenken, als das Buch selbst zu übersetzen, wegen des mehrentheils blos nautischen Inhalts, ein mißliches Unternehmen sein dürfte. Wer die Urschrift kennt, wird wissen, daß ich hier das Wesentliche von 135 Seiten im größten Quartformat mühsam zusammengesucht habe.

Magindanao, sonst Mindanao, ist die südlichste Insel jener herrlichen Gruppe, welche zwischen China und Borneo liegt, und den Europäern zugleich mit Magellan's Tode bekannt wurde; demungeachtet wird sie, selbst von Spaniern, nicht immer unter die Philippinen gezählt. Sie ist ungefähr so groß als Irrland, hält 200 deutsche Meilen im Umfange und liegt zwischen 5 Gr. 40 Min. und 9 Gr. 55 Min. nördl. Breite und zwischen 119°

30′ und 125° östlicher Länge von Greenwich *). Sie hat feuerspeiende Berge, große und kleine Seen und ansehnliche Flüsse; viele von ihren Bächen führen Gold. Das Erdreich ist auf einer so großen Insel nicht überall gleichartig; doch im Durchschnitte fett und fruchtbar. Hügel und Berge wechseln mit großen Ebenen ab, die theils mit Waldung, theils mit langem Grase bedeckt sind. Die Menschen sind im Innern noch sehr sparsam zerstreut, wilde Schweine und Hirsche (deer) sind desto häufiger. Pferde und Ochsen werden ebenfalls wild in großen Heerden angetroffen. Auch gibt es vielerlei Schlangen und in den größeren Flüssen Krokodile. Zimmet, Cassienholz, Reis, Aronswurzeln, Wachs und Bauholz bekommt man in Menge. Allerlei Früchte des heißen Indiens sind zwar vorhanden, allein die Gartenkunst ist in ihrer Kindheit, folglich sind die Früchte weniger schmackhaft als auf einigen benachbarten Inseln. Das Klima ist heiß und der Nordost-Monsun bringt schönes Wetter. Während des Südwest-Monsuns gibt es vielen Regen und bisweilen Sturm; demungeachtet ist die Insel gesund; außer an der Südwestspitze, auf dem spanischen Etablissement zu Sambuangom, welches dergestalt von Bergen eingeschlossen ist, daß der Wind daselbst die Luft nicht reinigen kann. (S. Voyage dans les mers de l'Inde par M. le Gentil. Tom. 2.)

Forrest theilt die Insel in drei Hauptgegenden. Der erste und ansehnlichste Distrikt, der ehedem fast die ganze Seeküste in sich begriff, gehört dem Sultan von Magindanao, der sich in oder doch unweit der Stadt dieses Namens befindet. Der andere ist ein beträchtlicher Theil dieser Seeküste, den die Spanier auf der Nordost-, Nord- und Westseite der Insel an sich gerissen, und von den Philippinen aus mit Kolonien von getauften Bisayas **) besetzt haben. Der dritte Bezirk ist das Innere der Insel, vornehmlich im Umkreise des großen Lano-Sees, welcher fünf deutsche Meilen im Durchmesser und funfzehn im Umkreise hält. Sechzehn Sultane und siebzehn Radjahs haben hier

*) Die königliche Sternwarte zu Greenwich liegt 4′ ostwärts von London, oder 17° 58′ ostwärts von dem Meridian der Insel Ferro. Meine Reisebeschr. I. S. 23.

**) Bisayas nennen die Magindaner alle Einwohner der Philippinen überhaupt. Wahrscheinlich sind es die Völker, welche die Seeküsten dieser Inseln vor Ankunft der Spanier inne hatten.

an den Ufern dieses Sees ihre unabhängige Herrschaften, welche sämmtlich unter dem gemeinschaftlichen Namen Illano oder Illanon begriffen werden. Ihre Unterthanen zusammen genommen belaufen sich auf 60,000 und drüber, sind aber sehr ungleich vertheilt; denn einige Sultane haben bis 10,000, und einige Radjahs nur 100 Menschen zu gebieten. Die Zahl der Unterthanen im spanischen und eigentlich magindanischen Gebiete hat Forrest nicht benannt.

Die Einwohner der Insel sind mancherlei. Vielleicht sind die Haraforas (auch Alfuris) die ursprünglich Eingebornen. Dieses stille, unschädliche Volk bewohnt das Innere aller Philippinen-, Molucken-, aller großen ostindischen Inseln und endlich auch die Gebirge von Neuguinea, wenn anders unter dem Namen Haraforas überall nur eins und dasselbe Volk verstanden wird. Nach den wenigen Zügen zu urtheilen, die uns die Reisebeschreiber von diesen Menschen aufgezeichnet haben, sollte ich es wenigstens vermuthen. Kleine Verschiedenheiten, Nüancen der Sitten und des Dialekts, welche von localen Umständen abhängen, lassen sich voraussehen.

Ein Hauptzug, woran man sie überall erkennt, ist der Fleiß, den sie auf den Ackerbau verwenden. Auf Magindanao bauen sie so viel Reis, daß die nahe gelegnen Inseln damit versorgt werden können. In den Molucken und sogar in Neuguinea sind ihre Pflanzungen von Pisangs, Kokosbäumen, Wurzeln u. dergl. am besten bestellt. Das Glück, die Früchte ihrer Betriebsamkeit zu genießen, ist aber andern Völkern aufbewahrt. Die armen Haraforas werden fast durchgehends von den Küstenbewohnern, die wahrscheinlich spätere Ankömmlinge sind, gemishandelt und gedrückt. Nirgends erlaubt man ihnen ihren Vorrath selbst zu verhandeln: ihren übermüthigen Lehnsherren müssen sie Alles fast umsonst hergeben.

Auf Magindanao sieht man sie nicht viel besser als Sclaven an; wenigstens werden Ländereien mit den darauf befindlichen Haraforas verkauft. Anstatt der Kriegsdienste, welche die Kanakans, d. i. mahomedanische Vasallen, leisten müssen, wird den Haraforas ein Tribut abgenommen. Eine Familie liefert bisweilen zehn Battellen*), Paly, oder Reis in der Hülse, je-

*) Battel, ein cylindrisches Maß, welches 13½ Zoll engl. hoch ist, und eben so viele im Durchmesser hat.

des Battel 40 Pfund schwer, drei Battellen gedroschenen Reis, jedes von 60 Pfunden; ein Huhn, eine Traube von Pisangfrucht, 30 Klody oder Aronswurzeln und 50 Aehren türkischen Weizen. Im Durchschnitte fällt die Abgabe zwar etwas geringer; allein es gibt noch ein anderes Mittel die Haraforas zu drücken. Sie müssen noch außer jener Landtaxe, um den geringen Werth eines Kangan, 2000 Pfund Reis verkaufen, da doch der Kangan zu Magindanao auf öffentlichem Markte nur 120 Pfunde gilt. Der Kangan ist ein grober, dünner Kattunzeug, 19 Zoll breit und etwa 18 Schuh lang, und wird in China verfertigt. In Magindanao gilt er einen halben spanischen Piaster und vertritt daselbst, nebst dem Reis, die Stelle der Münzsorten. Außer diesen gibt es noch dreierlei gangbare Waaren, welche dort an Geldesstatt gebraucht werden können, nämlich: Kausong, eine Art schwarzen Nankingstoffes; Kompau, eine starke weiße, chinesische Leinwand, und Malon, ein aus Pisangfasern im Lande selbst verfertigter, neun Schuh langer und drei Schuh breiter Zeug. Von letzterem wird die gewöhnliche Kleidung der gemeinen Weibspersonen, in Gestalt eines weiten Sackes ohne Boden, gemacht. Sonst berechnet man auch den Werth der Dinge noch auf eine andere Art, indem man spricht: dieses Haus, Schiff 2c. ist so oder so viele Sclaven werth, wobei für jeden Sclaven 30 Kangans gezählt werden.

Die Haraforas bezahlen ihre Abgaben nicht allemal in bloßen Erdfrüchten. Der Tribut von 500 Familien, den ein Einnehmer des Radjah-Mudo in Forrest's Beisein zurückbrachte, bestand in 2870 Battellen Reis in der Hülse; 490 spanischen Piastern; 160 Kangans; 6 Tayls Gold (ungefähr 180 Rthlr. an Werth) und 160 Malonen. Ist es noch zu verwundern, daß die Unglücklichen, die auf so mancherlei Art gerupft werden, ihren Tyrannen nicht immer stille halten, sondern öfters ihren Wohnsitz verändern, und zuweilen auf das innerste Gebirge, fern von allen Tributeinnehmern, flüchten?

In den Molucken geht es ihnen nicht besser. Dem Herrn von Bougainville hat man es zwar aufgebunden, daß die Haraforas auf der Insel Burro (Borro) unabhängig sind, und nur gelegentlich den Chef des dortigen holländischen Postens besuchen. Er nennt sie daher ein weises Volk, welches den europäischen Tand, für den andre die Freiheit hingeben, mit Verachtung von sich weiset. Allein man hatte dafür gesorgt, daß

er selbst keine Haraforas zu sehen bekäme, und daß sie nicht mit ihm unmittelbar handeln konnten. (Voyage autour du Monde p. 312.) Uebrigens wissen die Politiker wohl, daß ein Volk, welches sich mit Spielzeug nicht auf eine oder die andere Art den Teufel blenden ließe, wenigstens noch nicht als Volk auf dieser Erde existirt.

Die elenden Papuhs, die sich an der neuguineischen Seeküste aufhalten, haben nicht weniger als die übrigen Küstenbewohner, einen starken Tribut von den dortigen Haraforas. Sie sind zu träge, um selbst Pflanzungen anzulegen, in einem Lande, wo die Natur doch reichlich erstattet, was man ihr anvertrauet. Daher müssen ihnen die Haraforas Pisangfrüchte, Kalvansenbohnen u. dergl. unentgeldlich liefern. Ein Hackmesser, ein für allemal gegeben, verpflichtet den, der es empfängt, zu einem immerwährenden Tribut. So hoch, ruft Forrest, wird dort das Eisen geschätzt! und so weit, hätte er noch eigentlicher sagen können, treiben Menschen mit Menschen den Muthwillen der Uebermacht.

Im spanischen Gebiete an den nördlichen Küsten von Magindanao, sind viele Haraforas zur katholischen Religion bekehrt worden. Herr Forrest meint, dies sei um so leichter möglich geworden, da diese Religion ihnen nicht das Schweinefleisch zu essen verbiete. Allein wer wissen will, was es mit diesen vermeinten Bekehrungen auf sich hat, der muß le Gentil's Reise nachschlagen und lernen, daß ein guter Christ in dortigen Gegenden weiter keine Pflicht auf sich hat, als einige Mal im Jahre Messen zu hören und, wenn er sie versäumt, mit derben Peitschenschlägen und Geldstrafen dafür zu büßen. (S. Voyage dans le mers de l'Inde, Tome 2.)

Die Haraforas kleiden sich auf der Insel Magindanao in eine Art starken Zeuges, den sie aus flachsähnlichen Fasern verfertigen.*). Sie machen sich ein Wams oder eine Jacke daraus, deren sich Personen beiderlei Geschlechts bedienen. Die Männer binden ein Tuch um den Leib und zwischen den Schenkeln; die Weiber hingegen haben kurze Unterröcke. Zierrathen für beiderlei Geschlecht sind messingene Ringe zu fünfen und sechsen über einander an Armen und Beinen, Schnüre mit Glaskorallen um den Hals, einzelne Glaskorallen, oder messin-

*) Wahrscheinlich die vorhin genannten Malonen.

gene Ringe in den Ohren, welche bis auf die Schultern hängen. Um die Ohren lang zu dehnen, stecken sie in das durchbohrte Läppchen ein aufgerolltes elastisches Blatt, welches, wie die Feder an einer Taschenuhr, wirkt *). Die Mannspersonen binden in ihr Haar eine runde platte hölzerne Scheibe, die sechs Zoll im Durchmesser und einen halben Zoll an Dicke hält, und flach auf dem Kopfe liegt. Diese Frisur soll ihnen ganz artig lassen. Bogen und Pfeil sind ihre Waffen, können sie aber so viel aufbringen, so schaffen sie sich Schwert, Lanze und Schild, um es den Mahomedanern nachzumachen: ein Beweis, daß auch hier die Eitelkeit, wider des Herrn von Bougainville Vermuthen, sich einzustellen nicht vergessen hat. Der Kopfputz der Weiber gibt ihnen einige Aehnlichkeit mit den indischen Tänzerinnen zu Madras; sie binden ihr Haar im Nacken und flechten es in Zöpfe.

In den verschiedenen Gegenden der Insel zählt man bis dreizehn verschiedene Dialekte oder Mundarten, worunter einige in der That merklich von einander abweichen sollen. Ob es bloße Abarten der Haraforassprache sind, bestimmt Forrest nicht. Eine davon heißt Bangil=Bangil, nach einem Völkchen, oder vielmehr nach einigen verlaufenen Menschen, die sich in der Gegend des Hafens Tuna unter den Gebüschen in freier Luft, oder höchstens in hohlen Bäumen aufhalten, indem sie es der Mühe nicht werth achten, sich ein besseres Obdach zu verschaffen. Die Haraforas in Neuguinea wohnen zwar auch auf Bäumen; allein sie bauen Hütten auf den Aesten und steigen auf einer Leiter hinein, welche sie des Nachts nach sich ziehen. Die Bangil=Bangil hingegen, denen auch dieser Anfang des gesitteten Lebens misfällt, können sich noch viel weniger zum Ackerbau bequemen. Sie leben von der Jagd und wälzen sich zu dem Ende wie die Schweine, denen sie nachstellen, in schlammigen Pfützen. Kommt nun die wilde Heerde zur Schwemme herbeigerannt, so fällt sie diesen vor Schlamm ganz unsichtbaren Jägern in die Hände. Vielleicht entspringen diese Wilden, die mit Recht den Namen tragen, von jenen unterdrückten Haraforas, die ihren Frohnvögten entlaufen, und einer menschlichen Lebensart und den damit

*) Dieselbe Gewohnheit trifft man bei den Einwohnern der Osterinsel im Südmeere an; das daselbst gebrauchte Blatt ist vom Zuckerrohr. (S. meine Reisebeschr. I. Th. S. 425.)

verknüpften Gemächlichkeiten entsagen, um nur nicht länger für Andre arbeiten zu müssen. Die dortigen Gegenden sind reich an Beispielen gefolterter und zur Verzweiflung getriebener Menschen. So erzählt le Gentil*), daß die Einwohner der Insel Guahan unter den Diebsinseln oder Marianen, des spanischen Joches müde, sich fest verbunden haben, ihr Geschlecht nicht weiter fortzupflanzen, um ihren grausamen Gebietern keine neue Sclaven zu zeugen. Eine traurige Aussicht für die Menschheit, wenn sie nicht mehr Kraft genug besitzt, der Sclaverei auf eine andere Art, als durch den Tod, zu entgehen! Manchen Philosophen gefiele es dann noch besser, daß die Menschen lieber wild würden, um der Geißel zu entfliehen, wie hier die Bangil-Bangil auf Mindanao; nur schade, daß es viel zu sparsam geschieht. Die Sultane groß und klein sind ihrer Sache noch überall so sicher; die zahmen, geduldigen Lastträger machen immer noch den größten Haufen, können ihre feige Natur nicht verläugnen, und halten dem Vampyr still, der sie aussaugt und langsam tödtet.

Eine zweite Art Einwohner auf Magindanao sind die dortigen Mahomedaner. Vor der Umschiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung durch die Portugiesen, ward der Handel nach China und den östlichen Inseln, von der Küste Malabar, dem rothen Meere und dem persischen Busen aus, betrieben. Damals waren gleichwohl die Seereisen seltener, die Schifffahrt in noch unbekannten Meeren war gefährlicher und die Kaufleute pflegten daher sich in den Handelsplätzen, die sie besuchten, lange aufzuhalten, oft Häuser zu bauen, auch wohl an jedem Orte ein Weib zu nehmen. Magindanao, von ungesitteten Menschen bewohnt, denen Eisengeräthe und ähnliche Waaren willkommen sein mußten, reizte also die arabischen Kaufleute durch sein häufiges Gold, Wachs und Zimmet, sich dort niederzulassen, und endlich festen Fuß zu gewinnen. Die Geschichte spricht nur von den drei letzt verflossenen Jahrhunderten: was vor diesen auf der Insel zwischen den Einheimischen und den neuen Ansiedlern vorgegangen ist, bleibt in undurchdringliche Nacht versunken.

Jener Zeitpunkt aber war es, in welchem ein vornehmer Araber, Scherif Ali, von Mekka nach Magindanao herüberkam, die Tochter des letzten Königs aus dem damals regierenden

*) Voyage dans les mers de l'Inde, Tome 2.

Stamme heirathete, und den in dieser Verbindung gegründeten Anspruch auf die Thronfolge geltend zu machen wußte. Malampayan und Lusuden, ein paar kleine Orte, hatten ihn zuerst aufgenommen; bald folgten die vier größern Städte, Magindano, Salangan, Katibtuon und Semayaman, dem gegebenen Beispiel. Um die nämliche Zeit gelang es den Brüdern des Scherif, dem einen, Sultan von Borneo, dem andern, Sultan der moluckischen Inseln zu werden. Dieser Umstand scheint anzuzeigen, daß die drei Brüder, als Eroberer, mit einer Kriegsmacht in diese Gegenden gezogen sind; denn ohne Wunder läßt es sich kaum glauben, daß sie alle drei einen Thron erheirathet hätten. Allein jene mit Politik verschwisterte Eroberung konnte auch noch die Religion zur Bundesgenossin haben. Durch den Umgang mit arabischen Kaufleuten war bereits der Islam in Magindanao eingeführt und eine Menge von Ursachen konnten ihn dem heidnischen Volke annehmlich gemacht haben. Es erhielt zu gleicher Zeit Sitten aus eben der Quelle, woher diese Religion ihm zugeflossen war, es erhielt feineres sinnliches Gefühl, und seine schlummernden Seelenkräfte wurden elektrisch berührt. Sobald die Menschen etwas weniger Gegenwärtigem, als blos sinnlichen Eindrücken offen standen, hatte man das Seil um ihre Hörner geworfen, und nichts war leichter als auf ihnen querfeldein zu reiten. — Nun trat Ali aus dem heiligen Lande der Mahomedaner, aus Arabien, hervor und rühmte sich wohl gar, als ein erhabener Scherif, seiner Herkunft von dem Afterpropheten. Die Menge glaubte bald, und den noch etwa murrenden Zweifler überzeugte des Ueberwinders Schwert.

Mit ihm kamen oft eine Menge Araber ins Land, deren Abkömmlinge man noch heutiges Tages unter den vornehmen Einwohnern des magindanischen Reiches antrifft. Sie werden daselbst anjetzt mit dem in Afrika und Indien so gewöhnlichen, und doch überall so unbestimmten Namen: Mauren (moors), bezeichnet. Das schöne Land, wohin ihre Vorfahren versetzt wurden, entfernte sie allmälig von der Strenge ihrer väterlichen Sitten, und der Handel mit den wollüstigen Chinesen brachte sie vollends darum. Die jetzige Lebensart der Mauren ist schon so gemischt, daß man ihren Ursprung schwerlich daran erkennen würde. Die arabische Sprache haben sie gegen die einheimische magindanische vertauscht, die schon an sich wortreich und nervös,

und durch beigemischte chinesische und arabische Wörter noch reicher geworden ist.

Eine Spur des arabischen Herkommens sowohl, als der Vermischung mit den ehemaligen Magindanern, liegt noch in der gewissermaßen feudalischen Staatsverfassung. Der Sultan ist bei weitem kein Despot. Die Datus, welche Forrest mit dem englischen Oberhause (barons) vergleicht, stehen in nicht geringerem Ansehen und wählen schon bei Lebzeiten des Sultans einen Radjah=Mudo, (d. i. jungen König oder Thronfolger) fast wie die deutschen Reichsstände einen römischen König wählen. Zuweilen wird sogar auch diesem schon sein Erbe bestimmt, dem der Titel: Watamama *) beigelegt wird. Ohne den Rath der Datus darf der Sultan keine wichtige Staatsangelegenheit abthun. Indessen meint unser Engländer doch, was hier erscheine, sei nicht eigentlich die Freiheit selbst, sondern nur ihr Gespenst; denn die Kunst, durch Geschenke und einträgliche Stellen zu gebieten, versteht man auch in Magindanao. Der Polizeiverwalter, der Admiral und die sechs Richter **) werden von dem Sultan ernannt. Außer diesen gibt es noch sechs Amba=Radjah, eine Art Volkstribunen, welche die Rechte der niedern Klassen verfechten sollen; allein ihre Würde ist erblich und pflanzt sich allemal auf den Erstgebornen fort. Abermal eine zweideutige Aussicht für die Freiheit des Volks, welches theils aus den vorhin erwähnten Haraforas, oder glebae adscriptis, und theils aus Kanakans oder mahomedanischen Vasallen besteht. Letztere zahlen einige Abgaben und müssen mit dem Sultan zu Felde ziehen, genießen aber übrigens noch wirklich viele Vorrechte. Der Sultan darf es ihnen nicht einmal wehren, sich ihren Neigungen zu überlassen und auf Seeräubereien auszugehen. Die wenigsten unter ihnen, etwa die im flachen Lande an den Ufern der Flüsse wohnen, geben sich mit der Reiskultur ab; ihre Lieblingsbeschäftigung ist, unter den philippinischen Inseln umher zu kreuzen. Dorther entführen sie eine Menge Sclaven, meistentheils Bisayas, die zur christlichen Religion übergegangen sind; und bisweilen auch Spanier. Mit diesen Gefangenen wird ein starker Handel auf allen umliegenden Märkten getrieben. Die

---

*) Das Wort bedeutet wörtlich ein Kind männlichen Geschlechts.

**) Mutusingneud; Capitain Laut und sechs Manterays.

Schifffahrt wird durch diese Korsaren, die man in jenen Gewässern Mangajo nennt, höchst unsicher und gefährlich; allein nicht blos die Magindaner, sondern auch die Einwohner von Sulu, die räuberischen Tadong oder Tirun, an der Nordostküste von Borneo, die Makassaren und überhaupt die meisten dortigen Inselbewohner malayischen Ursprungs treiben dies schändliche Gewerbe. Den Spaniern haben sich hauptsächlich die 33 Illanofürsten furchtbar gemacht. Ihr Gebiet grenzt auf der Südküste von Magindanao bis an das Meer, und der daselbst befindliche große Busen heißt deshalb die Illanobai *). Von hieraus pflegen sie die spanischen Besitzungen zu beunruhigen; ja, sie haben sogar mitten unter den philippinischen Inseln ein kleines Eiland, Burias, in Besitz genommen und daselbst eine Kolonie angelegt. Rund um dieses Eiland liegen Sandbänke und Klippen ziemlich weit in See, wodurch bisher alle Versuche der Spanier, die Seeräuber zu vertreiben, gänzlich vereitelt worden sind. Von 1765 bis 1775 haben die Spanier auf den kleinen Inseln Babuyan (los Babuyanes) an der nördlichsten Spitze der Philippinen großen Schaden erlitten. Die kleinen Magaio-Fahrzeuge sind ungefähr 50 Schuh lang und kaum drei Schuh breit; sie bedienen sich daher der Ausleger **) zu beiden Seiten, ohne welche sie nicht fortkommen würden. Sie rudern mit der größten Schnelligkeit, führen einen Mast, oder eigentlicher, einen Dreifuß von Stangen, woran das dreieckige Segel aufgezogen wird. Bei stürmischem Wetter werfen sie einen Anker aus und lassen ein langes Kabeltau auslaufen, vermittelst dessen ihr Fahrzeug den Wellen den Schnabel zukehrt. Im äußersten Nothfalle springen sie über Bord und indem sie nur den Kopf über dem Wasser halten, klammern sie sich an die Ausleger und hängen einige Stunden lang in dieser Stellung, um das Fahrzeug

*) Eigentlich gehört zwar der Seestrand, auch in dieser Gegend, dem Sultan von Magindanao, so weit landeinwärts, als der Schall einer Trompete oder eines Horns gehört werden kann; inzwischen begreift man leicht, daß, da er seinen eigenen Unterthanen nicht verwehren kann, Seeräuber zu werden, solches noch viel weniger in Ansehung der Illanos geschehen könne.

**) Der Ausleger ist eine starke Stange, so lang wie das ganze Fahrzeug, welche demselben parallel, auf dem Wasser ruhet, und mit dem Fahrzeuge vermittelst zweier Querbalken verbunden wird; mithin das Umschlagen verhütet. (Outrigger, Engl. Balancier, Fr.)

zu erleichtern. In der That ist die Mannschaft auch fast die ganze Ladung; denn sie führen weder Ballast noch großen Vorrath von Lebensmitteln. Wenn sie etwas Reis an Bord haben, so halten sie sich hinlänglich versorgt, indem sie überall während der Ebbezeit auf den Korallenbänken die Kima oder Riesenmuschel (Chama gigas, Linn.) zu finden wissen, wovon das Fleisch oft über 30 Pfunde wiegt. Ist ihr Fahrzeug etwas größer, so verstecken sie es hinter Klippen und Waldspitzen, oder in kleinen Buchten und gehen so lange in Kähnen (Sampanen) auf den Raub aus, bis ihr Schiff geladen ist. Die elende Politik der Spanier, die den getauften Bisayas, ihren Unterthanen, den Gebrauch des Schießgewehrs versagt, benimmt diesen zugleich das einzige Mittel, den Korsaren zu widerstehen. Während des Ruderns werden kupferne Pauken (gongs) geschlagen und die ganze Mannschaft stimmt ein Lied an, welches den doppelten Effect hat, sie aufzumuntern und ihre Arbeit durch das Regelmäßige des Takts zu erleichtern. Dieser Gebrauch ist nicht nur alt in der Welt, wie das Keleusma der Griechen beweiset, sondern auch sehr allgemein. Gesänge dieser Art sind bei den Provenzalen, den Malabaren, den Javanesen und den Moluckanern ebenfalls üblich, jedoch bei jeder Nation charakteristisch.

Bei den magindanischen Korsaren steht das Andenken des großen Scherif Ali in solcher allgemeinen Achtung, daß sie oft, ehe sie auslaufen, nach seinem Grabe eine Wallfahrt thun. Einer feierlichen Handlung dieser Art hat Forrest selbst beigewohnt. Das Grab liegt ungefähr drei englische Meilen überhalb der Wohnung des Radjah-Mudo oder Thronfolgers von Magindanao. Es ist weiter nichts als ein Haufen ohne Ordnung aufgethürmter Korallfelsen; also den taheitischen Begräbnissen (Marai) sehr ähnlich. Die Räuber stiegen aus ihrem Fahrzeuge an das Ufer, jeder mit einem kleinen angezündeten Wachslichte in der Hand, welches auf den Steinen befestigt ward. Während einiger 20 Minuten sagten sie ihre Gebete her, machten hierauf den Salam *), verließen ihre Kerzen brennend und gingen nunmehr zuversichtlicher auf die Plünderung der Insel Tuluhr aus, wo einer ihrer Spießgesellen in einer ähnlichen Beschäftigung erst

*) Salam ist die orientalische Art Ehrerbietung auszudrücken; eine Verbeugung, wobei beide Hände zusammengefügt bis zur Höhe des Hauptes erhoben werden.

neulich das Leben eingebüßt hatte. Wie sehr bestätigt nicht diese angenommene Kanonisation des Scherifs das vorhin geäußerte Vermuthen, daß bei seiner Eroberung von Magindanao die Religion mit im Spiele gewesen sei!

Die Einwohner des Bezirks Illano kommen in Absicht des Charakters, der Sprache, Verfassung und Religion völlig mit den Magindanern überein; nur scheint es nicht, daß ihre Fürsten sich, wie die magindanischen, einer arabischen Abkunft zu rühmen hätten. Mit diesen mächtigen Sultanen haben sie sich indeß von jeher durch Heirathsallianzen verbunden. Das Uebergewicht dieser arabischen Macht, welche die Illanofürsten im Zaume hält, ist freilich erst eine Erscheinung späterer Zeiten; denn ehedem hatten die vier Hauptorte des jetzigen magindanischen Gebiets, Magindanao, Salangan, Katibtuon und Semayaman, jeder insbesondere das Vorrecht, daß sie von den Ufern des Landsees Dano eine kleine Portion Erde nehmen durften, worauf ihre Regenten bei der Krönungsceremonie gestellt wurden. Von diesem See, Dano, erhielt zuerst die umliegende Gegend, und in der Folge die ganze Insel den Namen Magindanao, d. i. Familien im Umkreise des Sees *). Der kleine Dano-See hält ungefähr eine halbe englische Meile im Umfange und ergießt sich durch den Magindanaofluß, der kaum 18 Schuh breit und eine englische Meile lang ist, in den großen Pelandschy-Strom, welcher dort mit der Themse bei London einerlei Breite hat. An dem Pelandschy liegen die Städte Magindanao und Salangan, die eine oberhalb, die andre unterhalb der Mündung des Magindanaoflusses.

Diesen und ähnlichen ostindischen Wohnsitzen gibt man allerdings sehr uneigentlich den Namen einer Stadt. In Magindanao stehen 20 Wohnungen; Salangan hingegen enthält an 200 Häuser, wovon viele in einer Reihe, fast eine halbe englische Meile dem Ufer entlang, gebauet sind; allein überall sieht man Gärten mit Kokospalmen, Mango und Kakaobäumen, Pisangstämmen und Zuckerrohr, ja sogar ganze Reisfelder dazwischen. Ueberhaupt wohnen die Mahomedaner ungern dicht an einander und wählen, des öftern Waschens halber, am liebsten eine Lage am Flusse. Dies geht in Magindanao um so leich-

*) Der Pater Combês sagt: Mindanao quiere dezir: *hombre de laguna*.

ier an, weil die Bevölkerung und folglich auch der Werth der Ländereien sehr gering ist. Bei jedem Hause befindet sich eine Verzäunung im Flusse, welche statt eines Bades dient; außerhalb dieser Verzäunung darf man es, der häufigen Krokodile wegen, nicht wagen, ins Wasser zu gehen. Das Bad wird wenigstens einmal in 24 Stunden von Jedermann gebraucht. Die gewöhnliche Badezeit ist Morgens und Abends; doch sieht man auch zu allen Stunden Leute im Wasser. Hier, sowie in Sulu, läßt das andere Geschlecht sehr von derjenigen strengen Ehrbarkeit nach, welche in orientalischen Ländern sonst üblich ist. Frauenzimmer aus dem Mittelstande gehen beinahe völlig ausgekleidet in das Bad, da hingegen die Einwohnerinnen von Sumatra und selbst von Borneo und Celebes, bei dieser Gelegenheit ein weites Hemd anziehen, welches sie vom Haupt bis zu den Füßen verhüllt.

In Salangan und weiter am Flusse hinauf, in Coto=Intang, der Residenz des jetzigen Radjah=Mudo oder Thronfolgers, wohnen eine Anzahl chinesischer Ansiedler, theils Zimmerleute, Müller und Arrackbrenner, theils aber Kaufleute, die von den Vornehmen sehr gedrückt und eingeschränkt werden. Ueber einen gewissen Bezirk hinaus dürfen sie keinen Handel treiben, aus Besorgniß, sie möchten ihn ganz und gar an sich ziehen. Sind sie einigermaßen wohlhabend, so dringt ihnen dieser oder jener Datu (Edelmann) ansehnliche Summen auf, die er auf seinen Streifereien eingeerntet hat und läßt sich dafür schwere Interessen zahlen. Mit einem Worte: ihr Fleiß hat dort das Schicksal, welches die Industrie der Juden in Europa getroffen hat. Mit China selbst haben sie nicht mehr Verkehr, seitdem die Spanier in Sambuangan keine chinesische Junken (kleine Schiffe) vorbei lassen wollen. Indeß würde ohne diese wenigen Chinesen noch manches aus der Fremde geholt werden müssen, was jetzt, so schlecht es immer sein mag, auf der Insel selbst verfertigt wird. Die Magindaner sind in den Künsten äußerst unerfahren. Den Reis stampfen sie in holzernen Mörsern, um ihn von der Hülse zu befreien, da hingegen die Chinesen vermittelst eines Mühlwerks weit geschwinder damit fertig werden. Ihre Ernte geht sehr langsam von Statten, indem jede Aehre einzeln abgeschnitten wird. Das Reisstroh weiß man gar noch nicht zu benutzen. Die Schmiede können dort schlechterdings nichts zu Stande bringen, wozu mehr Kunst, als zur Verfertigung eines

gemeinen Nagels erfordert wird. Herr Forrest würde sein Steuerruder nicht haben einhängen können, wenn nicht ein bisayischer Sclav, der bei Radjah-Mudo Büchsenspannersdienste that, das Eisenwerk dazu geschmiedet hätte. Unter den Bisayas, die aus den Philippinen entführt werden, gibt es bisweilen Goldschmiede und Silberarbeiter, welche Knöpfe, Ohrringe rc. von Filigran machen und immer vollauf zu thun bekommen, wiewohl ihre Arbeit der Malayischen auf Sumatra und Java noch lange nicht die Wage hält. Sonst lassen die Magindaner Kleidungsstücke, Hausrath, bis auf das Küchengeräth, über Sulu aus China kommen. Die Weiber, besonders die Vornehmern, beschäftigen sich mit der Stickerei, die doch nicht viel Geschmack verräth; denn schwerlich können Gold und Silber unschicklicher als auf Kopfkissen angebracht werden. Ihre Malerei ist um nichts leidlicher. Sie verunstalten die schönen Musselinentücher von Pulikat mit häßlichen Klecksen, welche Blumen vorstellen sollen.

Die Magindanerinnen sind wohlgebildet und einige unter ihnen fand Herr Forrest wirklich schön. Die Wirkung des Betelkauens *) und die schwarzgebeizten Zähne müssen gleichwohl ihre Schönheit um ein merkliches in unsern Augen verringern. Das letztere, nämlich die Verunstaltung der Zähne, geschieht im 13. Jahre mit aller ersinnlichen Feierlichkeit und veranlaßt bei vornehmen Personen allemal ein großes Fest, wobei Turniere, oder etwas dem Aehnliches, angestellt werden. Die Zähne werden erst mit der Feile ihres Schmelzes beraubt und dann mit einer Farbe gebeizt, welche sie pechschwarz macht. Zu gleicher Zeit werden die Ohrläppchen durchbohrt. Die Kleidung des Frauenzimmers bei solchen Gelegenheiten ist kostbar, aber ganz im chinesischen Geschmack. Die Sultanin und ihres Gleichen suchen ihre Größe nicht sowohl in dem Glanz ihres eignen Anzuges, als in dem reichen Putz ihrer zahlreichen Gespielinnen und Sclavinnen. Goldne Armbänder, Ohrgehänge und Haarnadeln, auch mit Gold durchwirkte Pantoffeln; kurz lauter prächtige Zierra-

*) Diese allgemeine, vielleicht nicht gar zu appetitliche Gewohnheit der malayischen Völker ist bekannt. Mit dem Blatt einer Pfefferart (Betel) wird zugleich die Nuß der Areckopalme (Pinang) und etwas Muschelkalk (Tschinam) gekauet, wovon die Lippen blutroth und dick werden. Alle Vornehmen lassen sich überall das Kästchen nachtragen, worin diese drei Ingredienzien aufbewahrt werden.

then werden an dieses Gefolge verschwendet. Die Kleider sind so lang, daß sie Strümpfe ganz entbehrlich machen. Ueber die Schulter hinab wird oft ein seidenes Band um den Leib gebunden. Wenn vornehme Damen, Besuch abzulegen, über die Straße gehen, halten sie ein dünnes seidenes Tuch mit der rechten Hand vor dem Gesichte ausgebreitet, wodurch es zwar überschattet, keineswegs aber verdeckt wird. Ihr Gang und Anstand sind bei diesen Gelegenheiten sehr gemessen und ernsthaft, auch wird unterwegs mit Mannspersonen nicht gesprochen. Die Gemahlin des Radjah-Mudo kam mit einem Gefolge von 104 Frauenzimmern, um der Sultanin Visite zu geben. Sie waren noch ungefähr 100 Schritte weit von des Sultans Wohnung, als sie von den Weibern der Sultanin durch die dreimaligen Ausrufungen: Juh! und Wih! bewillkommt wurden, womit so lange fortgefahren ward, bis die Dame in das Haus trat. Das Juh und Wih sind gewöhnliche Begrüßungen, womit Damen von Stande sich in der Ferne ehren lassen. Mannspersonen mischen ihre Stimme nie darein; nur, weil es eigentlich ein Geheul ist, fallen oft die Hunde auf der Straße mit ein, welches ein allgemeines Gelächter verursacht. Ihr Zeitvertreib ist eine Art von Bretspiel, welches sie Damahan nennen, und wozu sie platte Glaskorallen von dreierlei Farben, weiße, schwarze und blaue brauchen. Auch mit Singen verkürzen sie sich gern die Zeit; allein für europäische Ohren hat der wilde kunstlose Gesang der Mädchen in Neuguinea größere Reize, als die besten magindanischen Concerte. Ein gewisser Mangel des musikalischen Gefühls läßt sich auch schon vermuthen, sobald man das Juh und Wih gehört hat. Im Grunde sind es ihre Instrumente, die sie des Ohrs gänzlich berauben. Ihre gewöhnlichsten sind eine Art Pauken (gongs), deren ewiges Einerlei auch durch falsche Töne beleidigt. Die Sängerinnen müssen sich in einen halben Kreis stellen, und so nach der Reihe ihre Lieder hersingen. Unter den Sclaven trifft man noch zuweilen erträgliche Violinisten. Radjah-Mudo, dessen Talente in den schönen Künsten und in der Mechanik hervorstachen, spielte selbst die Violine und machte seiner Garde Trommeln, die den unsrigen ähnlich waren.

Ich habe bereits erwähnt, daß hier keine orientalische Strenge der Sitten herrscht. Wenn gleich auf öffentlicher Straße Personen von verschiedenem Geschlecht einander weder ansehen noch

grüßen, so ist doch in den Häusern der Umgang erlaubt und man weiß von keinen verschlossenen Harems. Ja sogar bei den Turnieren oder kriegerischen Uebungen geben die Damen ihren Beifall so laut wie die Mannspersonen zu erkennen.

Die vornehmeren Magindaner sind wohlgebildet und langer, mehrentheils aber hagerer Statur. Ihr Blick ist durchdringend, und die arabische Habichtsnase ist unter ihnen nicht selten. In Ansehung des Barts folgen sie dem so allgemeinen malayischen Brauche und reißen ihn mit kleinen Zangen aus, sobald er hervorkommen will. Ihr Temperament ist ziemlich heiter und sanguinisch. Sie üben sich gern im Lanzenwerfen und in allerlei ritterlichen Spielen; kleiden sich dabei in Panzer und Harnisch und lassen, statt der Straußfedern, ganze Paradiesvögel über ihrem Helme schimmern. Auch haben sie ein Ballspiel, wobei sie sich eines kugelförmigen Korbes bedienen, der aus gespaltenem indischem Rohre geflochten und so groß als ein Menschenkopf ist. Zehn bis zwölf Mann stellen sich in einen Kreis, und werfen einander diese Kugel zu, schlagen sie mit Händen, Füßen, Knieen und Schultern und lassen sie wo möglich nicht zur Erde kommen. Ihr Lieblingszeitvertreib aber ist das bei den Engländern und bei allen Malayern, die sich ostwärts vom Vorgebirge Atschyn aufhalten, so beliebte Hahnengefecht.

Mäßigkeit im Essen und Trinken, die Tugend des Orients, ist auch die Tugend der Magindaner. Radjah-Mudo selbst pflegte von einer Portion Reis, vier bis fünf Loth gekochtem Kürbiß, und etwa eben so viel getrocknetem oder gesalzenem Fische, satt zu werden. Dann folgte eine Tasse Chokolade und hierauf beschloß ein Trunk Wasser die Mahlzeit. Fische, Hühner und Ziegenfleisch werden nur bei Gastmahlen aufgetragen; bei diesen außerordentlichen Gelegenheiten ist aber der Ueberfluß an Speisen sehr groß. Forrest war einst nebst seinem Constabel bei dem Sultan zum Abendessen gebeten. Als Christen mußten sie an einem besondern Tische speisen, woselbst eine große Terrine mit Reis und 64 kleinere mit allerlei Speisen aufgetragen wurden. Der Sultan und Radjah-Mudo stellten sich hinter die Stühle der beiden Engländer und sahen ihnen zu. Der Sultan klopfte Herrn Forrest auf die Schulter und sagte ihm: eßt doch herzhaft, mein lieber Capitain und schämt euch nicht; was ihr mit eurem Kameraden nicht verzehrt, soll euch nach Hause geschickt werden. In der That brachte man am andern Mor-

gen acht große Terrinen von Porcellan, mit den Ueberbleibseln des Tractaments, woran Forrests sämmtliche Mannschaft zwei bis drei Tage lang reichlich zu zehren hatte. Während der Mahlzeit warteten eine Menge Sclaven auf, hoben die Deckel der Terrinen ab, wechselten die Teller und fragten oft, ob Pfeffer Salz oder Essig, die sie in kleinen Porcellantassen hielten, gefällig wäre. Neben dem Tische, auf dem Fußboden, standen eine Menge Präsentirteller mit Confect und Kuchen.

Chokolade wird in Mindanao und den Philippinen so allgemein gebraucht, als bei uns der Kaffee. Die Spanier in Manila genießen sie zu allen Stunden im Tage und ihre Geistlichkeit, die doch sonst mit solcher Strenge das Aeußerliche der Religion beobachtet wissen will, daß sie an gewissen Festtagen allen guten Christen Spanferkel zu essen verordnet, damit sie sich von allem Judaismus reinigen mögen, — die Geistlichkeit, sage ich, gibt zu, daß der Genuß der Chokolade nicht die Fasten bricht (no quebranta el ajuno. S. Voyage dans les mers de l'Inde.) Die Mahomedaner in Magindanao haben sich nicht weniger an dieses nahrhafte Getränk gewöhnt und pflanzen auch Cacaobäume in ihre Gärten. Wenn das Frauenzimmer Visiten gibt, so wird auch den geringsten Sclavinnen, z. B. denen, die das Betelkästchen tragen, Chokolade gereicht. Christen müssen sich gefallen lassen, sie aus Gläsern zu trinken; den Mahomedanern präsentirt man sie in Porcellan.

Der Luxus, was den Hausrath betrifft, ist schon beträchtlicher, als der beim Essen Statt findet. Ihre Häuser sind geräumig, damit es in dem heißen Klima an Luft nicht fehlen möge. Sie sind zum Theil auf Pfählen erbauet, so daß die Boote mit ihrem Zubehör darunter Platz haben. Wo die regnichten Jahreszeiten große Ueberschwemmungen verursachen, scheint diese Einrichtung unentbehrlich. Zudem ist die Gegend an der Mündung der größern Flüsse in Magindanao und den umliegenden Inseln mehrentheils das ganze Jahr hindurch morastig. Die Stadt Borneo, auf der Insel dieses Namens, ist daher wie Venedig ganz im Wasser erbaut; das Wasser fließt beständig zwischen den Pfählen hin, auf welchen ihre Häuser ruhen, und die Krokodile lauern daselbst auf die Ueberbleibsel von Speisen u. dergl., welche täglich hinabgeworfen werden.

Der Palast des Sultans von Magindanao zu Salangan, ist 120 Schuh lang und 50 Schuh breit. Der Fußboden ist

auf 32 dicken hölzernen Pfeilern von der Erde erhöhet. Zwischen diesen Pfeilern steht eine sechs Schuh hohe Wand von bloßem Lattenwerk, welches Luft und Sonnenschein durchläßt. Etliche eiserne Kanonen sieht man aus den hin und wieder angebrachten Schießscharten oder Fensteröffnungen hervorstehen. Ueber dieser Lattenwand ist das ganze Haus mit Matten bekleidet. Auf dem Fußboden stehen wiederum dicke Pfeiler, welche bis oben zu mit rothem Tuch ausgeschlagen sind. Sie sind ungefähr 20 Schuh lang bis an die Balken, auf denen das Dach ruhet. Die Decken der Wohnzimmer sind nichts andres, als zwischen den Pfeilern ausgespannte feine Zeuge, mit breiten weißen herabhängenden Rändern garnirt. Herr Forrest versichert, daß dies sehr prächtig aussehen soll. Das Dach ist leicht und aus den Blättern des Sagobaumes sehr künstlich und zweckmäßig geflochten.

Der ganze Palast wird vermittelst einer leichten Scheidewand, welche noch dazu ganz weggenommen werden kann, in zwei ungleiche Theile getheilt. Das Vorzimmer hat ungefähr ein Drittel der ganzen Länge und ist mit starken Bohlen getäfelt. Hier hatte man wieder sechs Stück Kanonen angebracht. Das innere Zimmer hat keinen ordentlichen Fußboden, sondern es sind daselbst Latten von Anibong, einer Palmenart, ungefähr fünf Zoll breit und einen Zoll weit von einander, der Länge nach gelegt. Die frische Luft kann hier also von unten heraufziehen und trägt vieles dazu bei, eine angenehme Kühle durch das ganze Gebäude zu erhalten. Die Latten sind mit Matten und Teppichen bedeckt. Zwischen den beiden letzten entferntesten Pfeilern des innern Zimmers steht eine Erhöhung aus Planken, ungefähr einen Schuh hoch, worauf das Bett gestellt ist. Das Bett, welches allemal ganz ungewöhnlich groß ist, nimmt doch nicht den ganzen Raum dieser Erhöhung ein; es bleibt noch ein zwei Schuh breiter Rand, der mit Matten bedeckt wird und einen bequemen Sitz für viele Personen abgibt. Der Himmel des Bettes hängt von dem Dache herab, und drei Reihen Vorhänge von Kattun und Seidenstoffen sind daran befestigt. Zum Haupte des Bettes liegen gelbe Kissen oder leichte Polster, mit rothen Zipfeln, welche mit Gold durchwirkt und mit getrockneten Pisangblättern ausgestopft sind. Der Theil des Zimmers, welcher dem Bette gegenüber ist, sieht beinahe wie eine Porcellanbude aus. Auf dem Fußboden stehen einige 30 große Por-

cellanvasen, wovon jede zum mindesten 40 Maß hält. Ueber diesen, vier Breter übereinander mit ähnlichen Gefäßen; die obersten sind allemal die kleinsten und können nur vermittelst einer Leiter herabgelangt werden. Hinter einer andern Wand, welche auf eben diese Art bekleidet ist, liegen noch einige geheimere Zimmer. Uebrigens hat man es in seiner Gewalt überall neue Abtheilungen vermittelst der vielen Vorhänge zu machen, welche an der Decke aufgezogen sind. Von außen führt eine gemauerte Treppe zur Thüre dieses indianischen Palastes. Der Sultan, Radjah-Mudo und andre Vornehme besitzen einige Stühle und bedienen sich derselben; jedoch setzen sie sich bei gewissen Gelegenheiten noch nach orientalischer Art, mit untergeschlagenen Beinen, auf ihre Teppiche.

Den Mahomedanern sind vier rechtmäßige Frauen erlaubt; allein Forrest führt kein Beispiel an, daß man diese Erlaubniß in Magindanao genutzt hätte. Beischläferinnen sind gewöhnlicher. Ihr Lager sind die Matten des Fußbodens, indeß die rechtmäßige Gemahlin in dem großen Bette schläft. Man heirathet in sehr frühem Alter auf Magindanao; Jünglinge von 14 Jahren sind schon beweibt. Wo die Ehe so sehr befördert wird, müßte, nach Wahrscheinlichkeiten zu urtheilen, die Unkeuschheit scharf verboten sein; allein, Vergehen dieser Art werden blos mit einer Geldbuße bestraft, und den unzüchtigen Sclavinnen wird das Haar abgeschnitten. Nur Ehebrecher verwirken das Leben.

Der Bräutigam erkauft gleichsam seine Braut mit einer Morgengabe. Der Sohn des Radjah-Mudo, welcher eine Enkelin des Sultans heirathete, gab dem Sultan eine Morgengabe, die auf 12,000 Kangans (ungefähr 12,000 Fl.) geschätzt wird. An dem Hochzeittage versammelte sich eine zahlreiche Gesellschaft in des Sultans Wohnung; und Radjah-Mudo, der Vater des Bräutigams, fragte zum letzten Mal: ob die Heirath ihre Richtigkeit hätte? Alle antworteten bejahend mit lauter Stimme. Hierauf trat der Scherif, ein Priester, in die Mitte des Zimmers, der junge Datu aber mußte aufstehen und zu ihm treten. Der Scherif faßte seinen Daumen der rechten Hand, indem er ihn fragte: ob er des Sultans Enkelin, Noe, zur Frau nehmen wolle? Auf das Jawort des Bräutigams erfolgte ein lautes Freudengeschrei von der ganzen Versammlung, und zu gleicher Zeit hörte man die Kanonen lösen. Die Braut war bei dieser Handlung nicht zugegen. Herr Forrest verließ Magin-

danao, ehe diese Heirath vollzogen ward; er beschreibt aber dafür eine andere, nämlich der Tochter des Radjah=Mudo mit einem Illano=Prinzen. Hier gab der Bräutigam seine Antwort durch ein bloßes Kopfnicken zu verstehen, und setzte sich sodann neben seine Braut. Sie blickte lauter Misvergnügen umher, wandte ihr Gesicht von ihm ab und drehte sich immer mehr herum, jemehr er ihren Bewegungen folgte. Die Anwesenden lächelten bei diesem Auftritt. Herr Forrest, der Meinung, daß die Musik Macht haben würde, das Mädchen zu sanfteren Empfindungen zu stimmen, erhielt Erlaubniß, sich auf der Flöte hören zu lassen; allein umsonst: sie blieb den ganzen Abend unerbittlich, so einnehmend auch ihres Liebhabers Bildung war. Am folgenden Abende fand Herr Forrest die beiden Verlobten mit einander Chokolade trinkend; die Miene des jungen Frauenzimmers etwas erheitert, jedoch nicht bis zum Lächeln. Endlich, am zehnten Abende führten zwei Frauenzimmer die Braut, die sich sehr sträubte, im Beisein aller Gäste, nach dem großen Bette, welches in dem nämlichen Saale stand. Ihnen folgte der Prinz, und sogleich fiel der dreifache Vorhang. Die Gesellschaft stimmte ein Jubelgeschrei und Jauchzen an und Jedermann verfügte sich nach Hause. In den moluckischen Inseln geschieht die Trauung in der Moschee. Der Imam, oder wenn es Standespersonen sind, der Kaliph, fragt sowohl den Bräutigam, als auch die Braut, ob sie einander heirathen wollen; die Braut aber muß die Frage dreimal bejahen. Hierauf gibt der Priester dem neuen Ehemanne noch folgende Regel: „Du sollst dein Weib weder mit Lanze noch mit Messer verletzen; gehorcht sie dir aber nicht, so führe sie in ein Zimmer und züchtige sie gelinde mit einem Schnupftuch." Auf eben diesen Inseln gibt der Priester den neugebornen Kindern einen Namen; auf Magindanao aber nicht. Hier bittet der Vater seine Freunde zusammen und richtet ihnen ein Gastmahl an. Dann scheert er in ihrer Gegenwart eine kleine Haarlocke von des Kindes Haupte, legt sie in eine Porcellanschale und vergräbt, oder wirft sie ins Wasser. Bei Ehescheidungen bekommt die Frau ein Drittel des Hausraths und nach Verhältniß der Umstände, auch etwas an baarem Gelde.

Herr Forrest hatte auch Gelegenheit, während seines Aufenthalts in Magindanao, dem Begräbniß eines dortigen Vornehmen beizuwohnen. Um Mittag trug man den Leichnam, mit

einem Betttuche bedeckt, auf dem Bette heraus, auf dem er gestorben war. Die hölzerne Wand des Hauses mußte abgebrochen werden, um das ungeheure Bett durchzulassen. Einige Jünglinge, zum Theil nahe Anverwandte des Verstorbenen, trugen dieses Bett auf Bambu-Stangen und hielten 12 Sonnenschirme über dem Leichnam bis an die Gruft, welche ein paar hundert Schritte von der Behausung des Verstorbenen angelegt war. Hier legte man den Leichnam hinein, der nur fünf Zoll unter der Erdoberfläche zu liegen kam. Der Sarg, ein einziger Trog aus dicken Bohlen, ward verkehrt über den Körper gestürzt, und Erde so lange nachgeworfen, bis ein Hügel ungefähr drei Schuh hoch über dem obersten Theile des Sarges entstanden war. Zuletzt goß man Wasser aus porcellanenen Flaschen darauf, die oben mit reinem weißen Kattun zugebunden waren, damit das Wasser zugleich durchgeseihet wurde. Bei diesem Begräbnisse waren viele Mannspersonen, aber kein einziges Frauenzimmer zugegen. Da der Verstorbene den Titel eines Watamama, oder eventuellen Nachfolgers des unmittelbaren Thronerben (Radjah-Mudo) geführt hatte, so wurden von dem Augenblick seines Ablebens an, bis zu seiner Beerdigung, viele Kanonenschüsse gethan, jedoch nicht in gleichen Zeiträumen. Am folgenden Tage errichtete man ein Dach über der Grabstätte, und legte einen Fußboden von Bretern, damit sich die Witwe daselbst eine Woche lang aufhalten könnte. Forrest besuchte sie hier und ward sehr artig aufgenommen, auch mit einem vierpfündigen Stücke Rindfleisch beschenkt, welches man ihm nachschickte. In der Zwischenzeit waren die weitläuftigeren Verwandten in dem Hause sehr fröhlich und verzehrten einige Ochsen, die nur bei dergleichen merkwürdigen Vorfällen geschlachtet werden. Vermuthlich war dies ihr Lohn für die Trauergesänge, womit sie das Andenken des Verstorbenen feierlich begingen und seiner Seele Ruhe zu verschaffen sich bemühten. Den Gebrauch, der die Witwe nöthigt, am Grabe ihres Mannes etliche Tage zuzubringen, finde ich in O-Taheiti und den Societäts-Inseln wieder: so gewiß ist es, daß die Bewohner jener Inseln im Südmeere, asiatischen und vermuthlich malayischen Ursprungs sind.

Herr Forrest hatte den Watamama während seiner Krankheit besucht, und obwohl er einen chinesischen Arzt hatte, so bat doch der Schwiegervater des Patienten, daß er für ihn verschreiben möchte. Der Capitain brachte am andern Morgen

eine Purganz; allein die Gemahlin des Kranken wollte durchaus nicht zugeben, daß er sie einnähme. Nach vielen fruchtlosen Versuchen sie zu überreden, sagte endlich ihr Vater: „Ich bin überzeugt, Herr Capitain, daß Ihre Medicamente gut sind; kommen Sie, wir Beide wollen sie austrinken." Er theilte hierauf die Portion in zwei gleiche Theile und Forrest mußte sich bequemen, die seinige auszuleeren, weil jener ihm das Beispiel gab. Nachmittags versicherte ihn der muntere Alte, die Medicin sei in der That vortrefflich gewesen.

Ueber die Insel Madagaskar.

Vorrede zu G. Forster's Uebersetzung der Reise des Abbé Rochons nach Madagaskar und Ostindien. Berlin 1792.

Die große Insel Madagaskar, welche der südöstlichen Küste von Afrika gegenüber liegt, ist, ungeachtet der vielen dahin gethanen Reisen und der Wichtigkeit ihrer Produkte, ziemlich unerforscht, ja, was vielleicht noch sonderbarer scheinen könnte, von Europäern unabhängig geblieben. Wahrscheinlich verdankt sie diesen Vortheil nur dem Umstande, daß ihre Häfen, zumal an der Ostseite, nicht die sichersten und bequemstem sind; denn die Habsucht unserer früheren Entdecker scheute nicht leicht ein anderes Hinderniß.

Wenn ja die Alten von dieser Insel gehört haben sollten, so kann ihre Kenntniß derselben doch nur äußerst unvollkommen und unbestimmt gewesen sein. Die Schifffahrten der Phönizier und Araber aus dem rothen Meere nach Indien und längs der afrikanischen Küste bis nach Sofala, konnten allerdings den Griechen und in der Folge auch den Römern bekannt werden; es ist auch nicht ganz unmöglich, daß die Araber in einem sehr frühen Zeitalter bereits nach Madagaskar gekommen sein können, da besonders die Klassifikation der Stämme auf dieser Insel, wovon alle neueren Reisenden so viel erzählen, einen langen Zeitraum zu erfordern scheint, um ein so bestimmtes, so fest verschränktes, ohne Widerrede anerkanntes System von Verhältnissen zwischen den schwarzen Eingebornen und den Abkömmlingen der weißeren Raçe zn begründen.

Von einer andern Seite scheint die Entartung der Mohamedanischen Religion in Madagaskar eben nicht von einem beständig unterhaltenen Verkehr zwischen den dahin gekommenen Arabern und ihren Verwandten auf der Küste von Mosambik und Sofala zu zeugen. Fast möchte man daher auf den Gedanken verfallen, daß irgend ein Zufall die ersten Zaffe (Saffe)-Rahimini, wie sie sich selbst nennen, nach jener Insel verschlagen habe, und daß die Araber von Afrika nur selten nach der Nordwestgegend von Madagaskar gekommen sein mögen, um mit ihren dort angesiedelten Brüdern Handel zu treiben. Um diesen Punkt der Entscheidung näher zu bringen, wäre zu wünschen, daß sachkundige Männer Gelegenheit fänden, mit den in den Händen der so genannten Ombiassen, oder Madegassischen Gelehrten, vorgeblich noch existirenden Schriften eine Prüfung anzustellen. Wenn diese Schriften nicht blos Auszüge aus dem Koran, sondern wirklich historische Erzählungen enthalten sollten, so ließe sich vielleicht etwas Bestimmteres, als bisher, über die Epoche der Ankunft der Araber auf der Insel daraus folgern, und auf diese Weise würde uns in der Geschichte dieses Volkes, vielleicht auch in ihrer Litteratur, ein neues Licht aufgehen. Sir William Jones fand indeß auf der benachbarten kleinen Insel Hinzuan (woraus durch eine geradbrechte Aussprache Johanna geworden ist) keine andere als Mohamedanische Litteratur.

Bereits im 13. Jahrhundert (1296) hatte der berühmte Marco Polo auf seinen großen Reisen in Indien von dieser Insel gehört, die in seinen Nachrichten Madaigaskar, oder auch, wie die verschiedenen Abschreiber diesen Namen entstellt haben, Magastar, heißt. Dem Berichte zufolge, den er in Indien erhielt, beherrschten damals vier arabische Scheichs diese große Insel, von der er übrigens Manches erzählt, was nur auf das benachbarte feste Land von Afrika paßt. In jenen dunklen Zeiten vor der Erfindung der Buchdruckerkunst kam Marco Polo's Reisebeschreibung nur in wenige Hände, seine oft ziemlich unkritisch gesammelten Nachrichten machten sein Zeugniß verdächtig, und seine Entdeckungen blieben den Portugiesen beinahe gänzlich unbekannt.

Die erste Notiz von dieser großen Insel, welche König Johann II. von seinem über Land nach Indien und Afrika beorderten Kundschafter, Peter de Covillam, erhielt, fällt ungefähr in die Jahre 1490 oder 1491. Peter war mit arabischen Kauf-

leuten bis nach Sofala gereiset und hatte daselbst von anderen Schiffern dieser unternehmenden Nation erfahren, daß man Afrika gegen Süden ganz umschiffen könne, imgleichen daß weiterhin eine große, reiche, 900 (italienische) Meilen lange Insel liege, welche die Mondsinsel (Madagaskar soll wörtlich dies bedeuten), genannt werde. Mit diesem Berichte kehrte er nach Kairo in Aegypten zurück, fertigte damit einen Juden, den er dort antraf, und den der König von Portugal ebenfalls auf Kundschaft ausgeschickt hatte, nach Lissabon ab, und reisete nach Abyssinien zurück, wo man ihn, nach der dortigen Politik, nicht wieder weglassen wollte. Allein höchst wahrscheinlich fällt in das Jahr 1503 die erste Entdeckung von Madagaskar durch Europäer, wenn gleich viele Schriftsteller der in diesem Jahre von Bicot Paulmier de Gonneville aus Honfleur unternommenen Reise eine ganz andere Richtung geben und ihn ein unbekanntes Südland entdecken lassen. Sobald er das Vorgebirge der guten Hoffnung umschifft hatte, führte ihn der Sturm in ein unbekanntes Meer, wo er ein großes Land entdeckte und es Südindien (Indes meridionales) nannte. Er blieb daselbst sechs Monate, um sein Schiff auszubessern, und hatte Zeit, das Innere des Landes zu untersuchen. Er fand es fruchtbar, wiewol unbebauet. Die Eingebornen lebten von der Jagd, vom Fischfang und von Wurzeln, haßten die Arbeit, und mochten gern lustig sein und lachen. Diese guten Leute wohnen in Dörfern von 30, 40, 50 bis 80 Hütten, die aus Pfählen und dazwischen geflochtenen Blättern und Gräsern bestehn. Ihre Betten sind feine Matten, mit Blättern oder auch mit Federn bedeckt. Ihre Kleidung besteht ebenfalls in kurzen Mänteln von sehr feinen Matten, von Federn oder von Leder; sie gehen ihnen bis an die Knie, und den Weibern bis an die Waden. Auf dem Kopfe trägen sie keine Bedeckung. Ihr Halsgeschmeide besteht aus Knochen und Muscheln; ihre Haare binden sie zierlich mit zusammengedreheten Pflanzenfasern. Gonneville half dem König Aroska über die Einwohner eines andern kleinen Bezirks den Sieg davon tragen und nahm bei seiner Abreise den Sohn dieses Königs, Namens Essomerik, mit nach Frankreich. Schon an den Küsten seines Vaterlandes fiel er einem Kaper aus Guernsei in die Hände, der ihn rein ausplünderte und ihm alle seine Papiere nahm. Er konnte also nur eine Deklaration vor der Admiralität machen, und setzte eine kurze Nachricht von seiner Reise

auf, die 1663 zuerst gedruckt worden ist. Er adoptirte den jungen Essomerik, und verheirathete ihn mit einer von seinen Angehörigen. Der letzte Abkömmling dieser Heirath war ein gewisser Abbé Paulmier, Kanonikus der Kathedralkirche zu Lisieux. Offenbar paßt die Beschreibung, welche Gonneville von seinem neuen Lande gibt, auf Madagaskar, und sonst auf kein anderes bekanntes Land in der Welt. Bis nach Neuseeland konnte ihn der Sturm nicht verschlagen, und dort hätte man ihn eher gefressen, als freundschaftlich bewirthet.

Mit der Beschiffung des Kanals von Mosambik und den Eroberungen, welche Vasco de Gama, Almeida, Gnaia, Sequeira, u. a. m. an der Ostküste von Afrika machten, näherte sich zugleich die Epoche der wirklichen Entdeckung von Madagaskar durch die portugiesischen Abentheurer. Durch die arabischen Kaufleute zu Sofala, Mosambik, Quiloa, Zanzibar, Melinde und Mombassa mußten sie von dem Dasein dieser großen Insel in ihrer Nähe bestimmtere Nachricht erhalten; vielleicht ward sie auch, von irgend einem der neuangelegten Posten aus, zuerst besucht; wenigstens ist das Jahr nicht bekannt, in welchem Madagaskar von dem Entdeckungstage den Namen der St. Lorenzinsel erhielt. Eine im Jahr 1506 nach Europa zurücksegelnde Flotte, welche der General Franz Almeida von Koschin abgeschickt hatte, fand sich am 1. Februar ganz unerwartet an der Küste dieser Insel, die damals, wie noch jetzt, mit dichten Waldungen bewachsen war und unermeßliche Heerden von Rindern enthielt. Die schwärzlichen, wollhaarigen, halb nackten Einwohner, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, geriethen mit den Portugiesen in Streit, und wurden mehrmals mit ihnen handgemein.

Tristan da Cunha und Alphonso de Albuquerque besuchten noch in demselben Jahre von Mosambik aus die Insel Madagaskar, und einer von ihren Officieren, Joam Gomez Abreo, hatte Ursache, mit der friedlichen Begegnung und der Gastfreundschaft der Eingebornen zufrieden zu sein. Man erfuhr nunmehr, daß nur die Küstenbewohner sich zur Mohamedanischen Religion bekennten, die Einwohner des Inneren hingegen ihren angeerbten, roheren Begriffen anhingen. Diego Sequeira erhielt schon, als er im Jahre 1508 mit 16 Schiffen von Portugal abreisete, den Auftrag, Madagaskar genau untersuchen zu lassen, indem der König Emanuel bereits von den reichen Produkten dieser Insel viel vernommen hatte. Von dieser Zeit an trieben die Por-

tugiesen theils unmittelbar, theils durch ihre Mohamedanischen Vasallen und Bundesgenossen in Afrika, einen ununterbrochenen Handel mit Madagaskar, bis ihre Herrschaft in Indien so schnell verschwand, wie sie herangewachsen war.

Die Holländer, die fast überall in ihre Rechte und Handelsverhältnisse traten, besuchten zwar ebenfalls Madagaskar, doch ohne sich um den Besitz dieser Insel Mühe zu geben, ungeachtet die Insel Mauritius, jetzt Isle de France, in ihre Hände fiel und einer Unterstützung an Lebensmitteln aus Madagaskar von jeher bedurfte. Die Engländer, als sie den Grund zu ihrem ostindischen Handel legten, liefen fleißig in die Häfen St. Augustin, Tulliar, Alt- und Neu-Massali (Matheleige) ein, wo sie theils Erfrischungen für ihre Mannschaft fanden, theils auch mit den Eingebornen um Gold und Silber handelten. Von der Zeit an aber, da Isle de France in französische Hände kam, folgten die Versuche dieser letztern Macht, auf Madagaskar festen Fuß zu gewinnen, nicht nur sehr schnell auf einander, sondern sie zeichneten sich auch, wie es der Verfasser der neuesten Nachricht (Rochon) mit gerechtem Unwillen rügt, durch jene Ungerechtigkeit gegen die Eingebornen aus, welche entweder von einer größeren Uebermacht unterstützt werden, aber jedesmal so scheitern mußte, wie es aus der Geschichte der dortigen Niederlassungen bekannt ist. Der Zeitpunkt endlich, wo Angria und Jan Plantain durch ihre kühne Seeräuberei die Meere von Indien unsicher machten, ward für Madagaskar unglücklicher Weise eine neue Geschichtsepoche. Plantain hatte die Nordspitze dieser Insel zu seinem Aufenthalte gewählt, und das politische Betragen seiner Freibeuter gegen die Madegassen war, wie Herr Rochon so gut auseinander setzt, ganz darauf berechnet, sich ihr Wohlwollen zuzusichern. Auch nachdem die englischen Flotten endlich jene Meeresgegend von Räubern gereinigt und ihre Zufluchtsörter zerstört hatten, behielt die Bande noch den Schutz der Eingebornen, und lohnte sie mit der ganzen Treulosigkeit der europäischen Politik. Die gegen einander aufgebrachten Völkerschaften von Madagaskar lernten die Gefangenen, die sie im Kriege einander abgewannen, als Sclaven an die Franzosen verkaufen; und sobald dieser Gebrauch eingeführt war, erschienen die Holländer vom Vorgebirge der guten Hoffnung jährlich oder alle zwei Jahre mit einem Fahrzeuge in Madagaskar, um den traurigen, aber lukrativen Menschenhandel zu treiben.

Die verschiedenen nach und nach im Druck erschienenen Beschreibungen und Nachrichten von dieser Insel haben uns, wie ich gleich Anfangs erwähnte, nur auf eine sehr unvollkommene Weise mit ihrer Lage und Beschaffenheit, ihren Produkten und Einwohnern, nebst deren Sitten, Verfassungen und Gebräuchen bekannt gemacht, und sind überdies, wie leicht zu erachten ist, von sehr verschiedenem Werthe. Das Wenige, was davon in den portugiesischen Schriftstellern vorkommt, habe ich bereits aus de Barros angeführt, und was Thevet in seiner Kosmographie davon sagt, ist noch mit manchen Unrichtigkeiten vermischt, z. B. wo er von Elephanten spricht, die sich daselbst aufhalten sollen. Jan Huygens van Lindschooten, der im Juli 1584 auf einer portugiesischen Flotte durch den Kanal von Mosambik schiffte, spricht ebenfalls nur mit ein paar Worten von Madagaskar, da er selbst nicht darauf anlanden konnte. Was unser Landsmann der Professor Hieronymus Megisser (in seiner Beschreibung der mächtigen und weitberühmten Insel Madagaskar, sonst St. Laurenz, nebst Dictionario der madagaskarischen Sprache. Altenburg 1609 8. und Leipzig 1623 12.) vermuthlich aus den bis dahin bekannt gewordenen Nachrichten, über Madagaskar kompilirt hat, ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen, so wenig wie die anonymische Histoire du grand royaume d'Antongil, Leide, 1616 8., welche eine Beschreibung der ganzen Insel, und insbesondere der von Antonio Gilles entdeckten und nach ihm benannten Bai in der Nordostgegend, enthalten soll. Daß im Jahre 1639 aus Madagaskar datirte Schreiben des deutschen Reisenden, Johann Albrecht von Mandelslo, von seiner ostindischen Reise (Schleswig 1645 und 1647, in Folio) ist nur als der Vorläufer seiner größeren Reisebeschreibung zu betrachten, und enthält eigentlich nichts zur Sache. Richard Bootby's discovery and brief description of the most famous island of Madagascar, London 1646 4. habe ich nicht gesehen; allein es wäre noch die Frage, ob es mehr als eine bloße Uebersetzung von Megissers eben angeführtem Werke ist. Vincent le Blanc (Voyages aux quatre parties du monde. Paris 1649 4. mit Anmerkungen von Bergeron) berührt zwar ebenfalls Madagaskar, allein er steht im Rufe der Unzuverlässigkeit. Der erste brauchbare Schriftsteller also ist unstreitig François Cauche (Voyage de Madagascar, Paris 1651 4. und 1658), der als Augenzeuge spricht, wiewol er nur eine Gegend der

Insel besuchte, und sich genöthigt sah, seine übrigen Nachrichten von den gemeinen Schiffsleuten, welche andere Häfen und Küsten von Madagaskar gesehen hatten, zu entlehnen. Wenn also seine Relation auch glaubwürdig ist, so fehlte es doch den Beobachtern zu sehr an Vorkenntnissen, um etwas Befriedigendes aus ihrem Berichte zu liefern. Ich übergehe Morisot's kurze Nachricht von Madagaskar (in seinem Récueil de diverses rélations nouvelles etc. Paris. 1651 4.), um den Hauptschriftsteller, den Gouverneur Etienne Flacourt zu erwähnen, dessen Relation de l'isle de Madagascar (Paris 1658 und 1661 4.) die Begebenheiten enthält, welche während seines Aufenthaltes in der Insel von 1642 bis 1658 vorgefallen sind, und zugleich mit einer verschwendeten Umständlichkeit die Thiere und Pflanzen, die daselbst einheimisch sind, unter ihren dortigen Namen herzählt. In Absicht auf den Charakter der Eingebornen verwirft der Abbé Rochon sein Zeugniß; und es scheint allerdings wahr zu sein, daß eine unrichtige Vorstellung von der Befugniß der Europäer in fremden Welttheilen nach Gutdünken zu handeln, ihm den Gesichtspunkt hinlänglich verrückt haben könne, um eins der gutmüthigsten Völker auf Erden mit den gehässigsten Farben zu schildern, weil es sich auf jede Art, die ihm seine beleidigte Schwäche eingab, gegen die Zudringlichkeit und Ungerechtigkeit der neuen Ankömmlinge zu vertheidigen suchte.

Weder bei Dapper's Kompilation, noch bei Duboi's voyages aux isles Dauphine ou Madagascar et Bourbon ou Mascarenne en 1669—1672 (Paris 1674 12.) können wir uns aufhalten. Dagegen gehört die Nachricht des Herrn Souchu de Rennefort, von seinem Aufenthalte in Madagaskar im Jahr 1665, die unter dem weniger passenden Titel: Histoire des Indes Orientales, Leide 1688. 12 und la Haye, 1701 12. herausgekommen ist, unter die wichtigeren Beiträge zur Geschichte der französischen Niederlassungen auf dieser Insel. Von den Thatsachen, welche dieses Werk erzählt, werden verschiedene ebenfalls von dem Abbé Rochon, jedoch in einer andern Ideenverbindung, vorgetragen; folglich dienen beide Schriftsteller einander gegenseitig zur Erläuterung und Bestätigung. Ziemlich unbedeutend ist die im Jahre 1722 (Paris 12.) herausgekommene Reise eines Mr. de V. nach Madagaskar. Die von Ambroise Pare (Amsterdam 1722 12.) ist mir nicht zu Gesicht gekommen. Bei weitem die interessanteste und lehrreichste von allen,

ihrer schmucklosen Einfalt ungeachtet, ist die Nachricht, welche der Engländer Robert Drury, nach einem 15jährigen Aufenthalt unter den Eingebornen dieser Insel, bei seiner Rückkehr bekannt gemacht hat. (Madagascar, or Robert Drury's Journal during his fifteen years captivity. London, 1729 8.). Als Schiffsjunge kam er mit seinen Landsleuten nach Madagaskar. In einem Gefecht, welches für sie unglücklich ablief, ließen sie ihn in Stich, und er gerieth in die Gefangenschaft eines dortigen Oberhauptes. Er wurde jedoch ziemlich gütig behandelt; man gab ihm eine Frau, eine Wohnung und eine Heerde. Seine Erzählung geht bis in die kleinsten Details, mit einer oft ermüdenden Dürre und Weitschweifigkeit; allein sie liefert die anschaulichsten Bilder von der Lebensart jener Halbwilden, von ihren Sitten, von ihrem Hauswesen, von ihren Kriegen unter einander, von ihren Jagden, und von der Einförmigkeit und Leere, welche den Menschen auf dieser Stufe seiner Nichtentfaltung überall begleiten müssen. Auch hat Drury seinem Werke ein kleines Wörterbuch beigefügt. Die Schrift eines andern Engländers, Clement Downing, wovon Stuck in seinem Verzeichnisse die deutsche Uebersetzung anführt, (Neueste Unruhen auf der ostindischen Küste, oder Geschichte der Seeräuber, Angria in Ostindien und Jan Plantain in Madagaskar, Nürnberg, 1738 8.) scheint zu verdienen, daß man damit vergleiche, was Rochon von den Freibeutern am Cap St. Sebastian erzählt. Ich habe indessen so wenig diese, als den Brief von de Barry (Lettre concernant l'état actuel des moeurs, des usages et du commerce des habitans de Madagascar, Paris 1764 12.) gesehen.

Die Reisen, die ich noch zu erwähnen habe, sind aus einer späteren Zeit. Die erste, die von dem französischen Schiffscapitain de Kerguelen (-Trémarec) vom Jahre 1774 war eine Entdeckungsreise im südindischen Ocean, woselbst er die nach ihm benannte Insel entdeckte, die Cook hernach im Jahre 1777 wiederfand. Auf dem Rückwege von dieser wüsten Insel legte Kerguelen in der Bai Antongil auf Madagaskar an, wo er den berüchtigten Benjowsky mit der Gründung seiner Niederlassung beschäftigt antraf. In seinem kurzen Memoire über diese Insel sind eine Menge brauchbarer Winke für den französischen Handel daselbst enthalten. (Rélation de deux Voyages dans les mers australes et des Indes faits en 1771 — 74 par M.

de Kerguelen, Paris 1782 8.) Einer der genauesten Schriftsteller über Madagaskar ist unstreitig der Sternkundige le Gentil, der von der Akademie der Wissenschaften und dem Könige von Frankreich zur Beobachtung des Durchgangs der Venus nach Indien geschickt wurde, und seine Reise in zwei Quartbänden (Voyage dans les mers de l'Inde, Paris 1782 4.) herausgegeben hat. Es ist zu bedauern, daß die Völker- und Länderkunde für ihn nur Nebensachen waren und bleiben mußten, da das Wenige, was er uns in diesem Fache liefert, das Siegel derselben Gründlichkeit und desselben Beobachtungsgeistes an sich trägt, die in seinen mathematischen Arbeiten unverkennbar sind. Wir haben bekanntlich zwei deutsche, abgekürzte Uebersetzungen dieses lehrreichen Werkes. Auch Sonnerat (Voyage aux Indes Orientales et à la Chine, Paris 1782 2 Vol. 4.) hat in seiner zweiten Reisebeschreibung einen kurzen Abschnitt, der von Madagaskar handelt und manche brauchbare Bemerkungen enthält, wiewol er im Ganzen flüchtiger geschrieben ist. In dem naturhistorischen Theile seines Werkes beschreibt er mit ziemlicher Bestimmtheit verschiedene, bis dahin noch unbekannt gebliebene Thier- und Pflanzenarten. Ein wahrer Verlust für die Naturgeschichte dieser Insel, und für die genauere Kenntniß derselben überhaupt, ist die Vernichtung oder Unterdrückung von des verstorbenen Naturforschers Commer Papieren. Außer den hier genannten Werken über Madagaskar weiß ich nur noch die Memoirs von Benjowsky und die Nachrichten des Abbé Rochon zu nennen.

Alle diese Reisenachrichten zusammengenommen reitzen vielmehr die Wißbegierde der Leser, als daß sie dieselbe befriedigen sollten. Je mehr sie in manchen Details von einander abweichen, desto unterhaltender ist es, mit ihnen gleichsam in Gedanken zu reisen und durch die Farbe des Glases hindurch, welche jedem Verfasser seine eigenthümliche Ansicht verlieh, den wahren Charakter der Einwohner und die wirkliche Beschaffenheit des Landes zu errathen. Das abgerechnet, daß sowohl die persönlichen Eigenschaften der Beobachter, als die Localumstände, und andere Verhältnisse, worin sie sich befanden, ihren Werken selbst in Absicht auf das Materielle, auf die darin enthaltenen Thatsachen, einen verschiedenen Charakter und einen bestimmten Werth geben; so ist es, dünkt mich, bei der Beschreibung von entferntern Ländern und Völkern, welche wir selbst zu sehen keine Ge-

legenheit haben, gerade das Erwünschteste, was sich zu unserer Befriedigung denken läßt, wenn mehrere Schilderungen, aus verschiedenen Gesichtspunkten oder von verschiedenen Seiten, mit verschiedenen Graden von Kenntniß und Empfänglichkeit entworfen, uns in Stand setzen, von demselben Gegenstande ein desto bestimmteres Bild zu entwerfen, je leichter sich das Einseitige einer jeden dieser Darstellungen durch die übrigen berichtigen läßt. Keine Beschreibung kann den lebendigen Eindruck ersetzen, den wir durch unsere eigenen Sinne erhalten; allein wie man mit Hülfe dreier gegebenen Punkte in der Peripherie eines Cirkels den Mittelpunkt desselben findet, so gewährt uns die Mehrheit der Berichte, die wir mit einander vergleichen können, und das unausbleibliche Urtheil, welches wir nach Maßgabe der Behandlungsart, Manier und Einkleidung eines Jeden, von seiner Fähigkeit, seinem Blicke, seiner Glaubwürdigkeit und seinen Vorurtheilen fällen, den unschätzbaren Vortheil, wenigstens einige Hauptzüge mit einer an die mathematische und die sinnliche Evidenz grenzenden Gewißheit als ausgemacht annehmen zu dürfen.

Der unersättliche Durst nach Kenntnissen, der feurige Wunsch, alles was außer uns ist, vermittels der Sinne und der Vernunft zu umfassen und gleichsam in unser eigenes Wesen überzutragen, und die zu gleicher Zeit lebhaft wirkende Vorstellung von dem Mißverhältniß unseres kurzen Lebens zu der Unermeßlichkeit des Ideenalls, welches wir uns auf diese Art aneignen wollen: dies alles kann vereinigt wirken, um, je nachdem die Anlagen in den Menschen verschieden sind, eine Stimmung hervorzubringen, welche sich mit dem eben dargelegten Raisonnement nicht gut verträgt. Bei der klaren Ueberzeugung, daß es unmöglich sei, alles zu umfassen, verfällt man gar zu leicht auf den Gedanken, sich einen gewissen Kreis von Ideen auszuwählen, sich auf irgend ein besonderes Fach der Kenntnisse zu beschränken, um dieses, wo möglich, ganz erschöpfen zu können. Allein der falsche Grundsatz, von dem man in einem solchen Falle ausgehen muß, daß nämlich die Zweige des menschlichen Wissens sich so vereinzeln und absondern, und unabhängig von ihren Beziehungen auf das Ganze dennoch vollkommen erschöpfen lassen, führt unmittelbar zu einer Einseitigkeit und Armuth des Geistes, welche dem Zweck, den man erreichen wollte, gerade entgegensteht. Ebenso widersinnig ist auch das Verlangen nach Wahrheit, wenn es zur Verwerfung oder Geringschätzung solcher Er-

kenntnißquellen verleitet, die sich auf einen schon anderwärtsher bekannten Gegenstand beziehen und folglich nichts Neues zu enthalten scheinen; denn in diesem Falle werden die Begriffe von absoluter und relativer Wahrheit dergestalt mit einander verwechselt, daß man sich unfehlbar von jener desto weiter entfernt, je mehr man diese verschmäht.

Nach dieser Methode die Hülfsmittel zu beurtheilen, aus welchen wir unsere mittelbaren Kenntnisse schöpfen müssen, kann die erste etwas ausführliche Nachricht von einem Lande alle nachfolgenden entbehrlich machen, und wenn man die Urtheile gewisser Gelehrten zu Rathe zieht, entdeckt man, leider! daß es ihnen wirklich weit leichter geworden ist, den Ländern und Völkern nach dem Schriftsteller, der ihnen zuerst in die Hände fiel, einen bestimmten Charakter zuzueignen und ihre Folgerungen daraus zu ziehen: als mit kritischem Scharfsinne, mit kritischer Unparteilichkeit und Gewissenhaftigkeit, ohne Vorliebe für irgend ein systematisches Hirngespinnst, und wäre es auch von eigener Erfindung, die verschiedenen Berichte über denselben Gegenstand mit einander zu vergleichen und die Welt nicht blos im todten Buchstaben, sondern auch in dem Geiste, den Kenntnissen und der Empfindungsart eines jeden Reisenden zu studiren. Man begreift zwar den Reiz, womit sich die Bestimmtheit, der bündige Zusammenhang und die täuschenden Caussalverbindungen einer Theorie dem denkenden Kopf empfehlen; allein man bedauert zugleich, daß diese zarten, fast unsichtbaren Fäden der Arachne sich von irgend einer mechanischen Faust zu Ankertauen drehen lassen, nicht mehr das leichte Spiel der Gedanken, die mit Schmetterlingsflügeln sie umgaukeln, sondern unbehülfliche Lasten, woran Bootsknechte sich müde ziehn.

Die vollkommene Identität der ursprünglichen Denkformen, die durch alle Individuen der Menschengattung unabänderlich fortgeht, zeugt von dem selbständigen Wesen oder von der Göttlichkeit unserer Vernunft. Die mit verschiedenen Organisationen aber nothwendig verbundene Verschiedenheit der Empfindung lehrt uns erkennen, daß die Anwendung jener untrüglichen Formen eine blos partielle, subjektive Erkenntniß der Dinge gewähren könne, folglich wie ungereimt es sei, hier Uebereinkunft erzwingen zu wollen. Es ist genug, daß die Kräfte, Anlagen und physischen Eigenschaften, die zum unterscheidenden Charakter des Menschen gehören und allen ohne Ausnahme gemein sind, auch

im Ganzen genommen eine bewundernswürdige Gleichförmigkeit in unserer Art zu empfinden mit sich bringen; nur müssen wir diese nicht über die Grenze ausdehnen wollen, wo sie ihren Namen verändert und platte maschinenmäßige Einförmigkeit wird. Vernichtet wäre dann das schöne Schauspiel der Mannigfaltigkeit in unserer Gattung, und vereitelt die Vorsorge, die uns außer unseren eigenen Organen in der Empfänglichkeit Anderer mehr als Einen Quell der Erkenntniß geöffnet hat. Eine gänzliche Uebereinstimmung in der Art und Weise wie die Dinge auf uns wirken, erzeugte dann in uns den unüberwindlichen Wahn, vermöge dessen wir den Schatten für die Sache selbst halten müßten; anstatt, daß wir jetzt, bei der Gewißheit, nur Verhältnisse wahrnehmen zu können, vor jenem Selbstbetruge sicher, desto eifriger das Surrogat der absoluten Wahrheit in der Vervielfältigung der Correlationen suchen müssen. — Auf diese Ansicht der Dinge gründet sich die Ueberzeugung, daß jedes Bestreben, eine Vorstellungsart auf Kosten einer andern herrschend zu machen und ihr mehr als blos relativen Werth beizumessen, geradesweges zur Einschränkung und Lähmung unserer Geisteskräfte, so wie zur Verfinsterung unseres Verstandes führt; daß hingegen der Zweck des vernünftigen Wesens darin bestehen müsse, neben seiner individuellen Empfindung, deren Ueberzeugungen ihm über Alles gehen, für die Vorstellungsart Anderer offen zu bleiben und in eine universelle Empfänglichkeit einen Theil seiner Vollkommenheit zu setzen. Die Liebe zur Freiheit und Gleichheit, der Abscheu vor jeder Art der Anmaßung, apodiktischer Entscheidung und willkürlicher Gewalt, die Achtung endlich gegen die Vernunft, in welcher Modification sie auch erscheinen mag, stehen mit diesen Ideen in der unauflöslichsten Verbindung; und angewendet auf die Quellen, aus denen uns Belehrung zufließt, zwingen sie uns, in unserm Urtheil über die Brauchbarkeit der verschiedenen Erzeugnisse des menschlichen Geistes in dem Maße behutsamer zu werden, wie wir an uns selbst die erweiterte Fähigkeit wahrnehmen, uns belehren zu lassen.

Um die Anwendung von diesen Gedanken zu machen, wird es hinreichend sein, ihre Veranlassung zu erwähnen. Wem ist es nicht, wie mir, aufgefallen, daß manches Buch und insbesondere manche Reisenachricht, welche nicht blos im großen Publikum Beifall fand, sondern auch dem gebildeten Ausschuß desselben und dem in diesem Fache bewanderten Gelehrten neue

Ideen darbot, von irgend einem unserer Aristarchen für unnütz und überflüssig ausgeschrien ward? Wie oft lesen wir nicht in Recensionen, daß ein Buch dem Recensenten die tödtlichste Langeweile verursacht habe, welches, wenn wir es unbefangen zur Hand nehmen, uns die vernünftigste und angenehmste Unterhaltung gewährt? Wenn empörte es nicht den Leser von Geschmack, der vielleicht an jenen Quellen, worauf die pedantische Belesenheit sich so viel zu gute thut, mit eben dem geduldigen Fleiße, wenn gleich mit besserer Wahl und größerer Bescheidenheit schöpfte, von selbstzufriedenen Kritikern immer nur zu hören, wie dieses oder jenes Factum in einem neuen Schriftsteller ihnen bereits anderwärts her bekannt gewesen, ohne nur einen Augenblick sich träumen zu lassen, daß die neue Verbindung, in welcher dieses Factum erzählt wird, auch etwas werth sein, und, was immer bei jeder Lectüre die Hauptsache bleibt, zu eigenem Nachdenken Anlaß geben könne? Eigenes Nachdenken ist nun freilich unglücklicher Weise das Letzte, was man bei diesem eifrigen Spüren nach Thatsachen von dem Stopplerfleiß erwarten darf. Doch wir wollen billig sein; fern bleibe der Gedanke, denjenigen, der einmal zu dieser Jagd organisirt ist und von der Mitwirkung der Umstände diese Richtung genommen hat, aus seiner Bahn und aus der Art des Genusses und der Geschäftigkeit, deren er fähig ist, heraus werfen zu wollen. Sein Wirken kann auch da, wie alles Andere in der Welt einen relativen Nutzen behalten, und wird nur dann erst schädlich, wenn er seine engbrüstige Empfänglichkeit zum Maßstabe für das Publikum macht. Immerhin sei es ihm erlaubt zu sagen: „ich gähnte bei diesem Buche, ich fand (für mich) nichts Neues darin; ich dachte nichts und fühlte nichts;" wenn diese Erklärung nur nicht statt eines Verbots gelten soll, wodurch Andere abgehalten werden, für sich zu urtheilen, ob auch für sie keine Belehrung und kein Zeitvertreib davon zu hoffen sei, ob es auch ihren Verstand und ihr Gefühl nicht in Anspruch nehmen werde *). Die Verwechselung des eigenen Bedürfnisses mit dem allgemeineren der Leser kann auch bei einem gründlichen Gelehrten eine Folge der Uebereilung sein; er kann es vergessen, daß einem nach Erkenntniß lechzenden Volke Vieles den Reitz der Neuheit haben könne, was er selbst von

*) Dies geschieht am sichersten, wenn der Referent, außer seinem Privaturtheil, den Inhalt des vor ihm liegenden Werkes genau anzeigt.

Amtswegen oder aus der Natur seiner Beschäftigungen schon wissen mußte. Allein die gewöhnlichste Ursache solcher schiefen Urtheile ist die Trägheit, womit man alles Nachdenken vermeidet, die Abstumpfung des Gefühls und der Einbildungskraft, ja selbst der Vernunft, welche von der Einschränkung auf einen engen Ideenkreis unzertrennlich ist, und die Vorliebe für einen lange gewohnten Mechanismus im Denken, die so leicht in einen ausschließenden und wegwerfenden Ton ausartet.

Ich weiß nicht, ob es noch nöthig sein kann, vor einer Mißdeutung zu warnen, die unstreitig bei dem gegenwärtigen Zustande unserer Litteratur Jeden, der es wohl mit ihr meint, betrüben würde. Indem ich hier die Schriftsteller, welche neue Thatsachen, oder sei es auch nur neue Ansichten der Völker- und Länderkunde liefern, gegen den Egoismus der Kritiker in Schutz nehme, bin ich nicht gesonnen, der Lobredner jener Ueberschwemmung von elenden, seichten und mittelmäßigen Schriften zu werden, die schon alle Dämme durchbrochen hat und die Besonnenheit des Publikums so mit sich fortreißt, daß es zwischen dem verächtlichsten Abschaum eines Journalisten und den Meisterwerken seiner besten Schriftsteller kaum mehr einen Unterschied zu machen weiß. Wir lächeln wohl, wenn der Sultan, indem er aus dem Harem tritt, mit der Weisheitsmiene des Ueberdrusses behauptet, daß Alles eitel und nichts Neues unter der Sonne sei; so belächeln wir auch die übelgelaunten Klagen gelehrter Tadler über Langeweile beim Lesen, wenn ziemlich handgreiflich die Schuld an ihrem erstorbenen Sinne liegt; aber wir zürnen im gerechtesten Eifer über die unwürdigen Sudeleien, womit man die Erfindung der Buchdruckerkunst entehrt. Für diese Sünden hat die ächte Kritik ihre Geißel: für die unselige Kunst, aus halbgelesenen und halbverstandenen Büchern abzuschreiben und mit einem Gemisch der schülerhaftesten Unwissenheit, des unverbesserlichsten Plattsinnes und der schamlosesten Dreistigkeit der Geduld des Publikums zu spotten; für die Wiederholung und Verbreitung längst widerlegter Irrthümer und Vorurtheile; für die Vernachlässigung aller Regeln der Logik und oft auch der Sprachlehre; für den Mangel des ästhetischen Gefühls und jeder schöpferischen Kraft; mit einem Worte, für den Mord der gründlichen Gelehrsamkeit und des guten Geschmacks!

Um die Digression, der man ihren Platz um der guten Sache unserer Litteratur willen wohl gönnen mag, nicht über

die Grenzen der Nachsicht zu verlängern, komme ich zu dem Werke zurück, welches sie veranlaßte: zu den Nachrichten des Abbé Rochon über Madagaskar. Wer alle die vorhin angeführten Werke gelesen hätte, welche diese merkwürdige Insel betreffen, würde zwar hier keine reiche Nachlese von neuen Bemerkungen halten; allein über den Handel der Europäer dorthin und die Möglichkeit den Eingebornen den Geist der Arbeitsamkeit einzuimpfen und mit demselben eine vernünftige Entwickelung ihrer so lange schlummernden Verstandeskräfte hervorzubringen, würden sich ihm dennoch neue und zu erfreulichen Betrachtungen führende Aussichten eröffnen. Da nun aber bei weitem der größte Theil unserer Leser nicht in dem Falle sein kann, jene mehrentheils sehr selten gewordenen Bücher gelesen zu haben, so füllt ihnen diese Schrift eine Lücke aus, welche sonst in ihren geographischen und anthropologischen Kenntnissen geblieben wäre. Der Verfasser, den ich im Jahr 1790 in England persönlich kennen lernte, und dessen Kenntnisse in der Mechanik, Physik und Astronomie zur Genüge bekannt sind, verbindet mit der größten Simplicität die Bescheidenheit, die verdienstvollen Männern eigen ist, und mit dem Vertrauen auf seine Freunde einen lebendigen Eifer für die Einsammlung zuverlässiger Erfahrungen. Seine Reise nach Indien, die in seine Jugendjahre fiel, hatte den Durchgang der Venus zur Veranlassung. Madagaskar, wo er sich am längsten aufgehalten zu haben scheint, verdiente auch vorzüglich seine Aufmerksamkeit, und die Nachrichten, die er uns davon mittheilt, haben nur den einen Fehler, daß man ihnen größere Ausführlichkeit wünscht. Bei dem Pflanzenverzeichniß, welches er am Ende angehängt hat, vermißt man am meisten die systematische Kenntniß und Benennung der verschiedenen Gattungen, und stimmt dem Verfasser bei, daß diesem an Bäumen, Stauden und Kräutern so reichen Lande ein Botaniker von Profession zu wünschen wäre.

Auch über die Karte von Madagaskar, die wir hier mittheilen, sind ein paar Worte zur näheren Erörterung nöthig, indem es nicht dieselbe ist, die der Abbé Rochon seinem Werke, nach einer von Robert im Jahre 1727 entworfenen Handzeichnung, beigefügt hat. Ich sah mich genöthigt, diese Karte, deren vermeintliches Hauptverdienst in der Angabe des Laufs der Flüsse, der Richtung der Gebirge und der Wohnsitze der verschiedenen Völkerschaften besteht, wegen der Unrichtigkeit der Kü-

stenzeichnung ohne Bedenken zu verwerfen. Die beste nautische Karte von dieser Insel findet man in der zweiten Ausgabe (1775) des Neptune Oriental von Herrn Dapré's (de Mannevilette), die ich bei meiner Arbeit zum Grunde gelegt habe. Wenn man sie mit der des van Keulen, der von Thornton (1703), der in Dapré's erster Ausgabe (1753) und der von Herrn Bellin (1767) vergleicht, wird man die allmäligen Fortschritte der Vervollkommnung deutlich gewahr. Verbindet man mit dieser Karte die Specialaufnahmen einiger Häfen und Theile der Küste, von den französischen Officieren Mengaud und Grenier, die von le Gentil in seiner Reisebeschreibung mitgetheilten Portulane, die unter Aufsicht des englischen Admirals Boscawen verfertigten Karten und die von Dalrymple in seinem Atlas gesammelten Entwürfe von White und Anderen; so gibt das Resultat eine ziemlich genaue Darlegung des Umrisses von Madagaskar. Das Innere ist in der That noch wenig bekannt; ich habe, um Robert's Karte nicht ganz unbenutzt zu lassen, seine Zeichnung vom Laufe der Flüsse ꝛc., auf die verbesserte Karte, wo es anging, anzuwenden gesucht; da indeß jene Angabe blos conjekturalisch zu sein scheint, so kann auch die gegenwärtige auf einen höheren Grad der Zuverlässigkeit keinen Anspruch machen, und blos dazu dienen, einen allgemeinen Begriff vom Innern gleichsam anzudeuten, den eine künftige genaue Vermessung und durchgängige Revision berichtigen muß.

Etwas über die Menschenracen.

Aus dem deutschen Merkur. 1786.

An Herrn D. Biester.

Wilna, den 20. Juli 1786.

Wir dürfen es mit Recht zu den Siegen der Aufklärung zählen, mein lieber B., daß Ihr vortreffliches Journal bis ins Innere dieser sarmatischen Wälder dringt, und auf demselben Fleck gelesen wird, wo noch im Jahr 1321 Gedimin *) Auerochsen jagte, und erst seit vierhundert Jahren das dem Donnerer Perkunas geweihte ewige Feuer erlosch. Zwar erhalte ich diese mir so schätzbaren Hefte spät genug, und lese erst im Julius, was deutsche Leser bereits im Januar verschlangen; allein dafür genieße ich auch das Vergnügen der Wiederholung, welches bei einem Ueberfluß an geistiger Nahrung unmöglich wäre; und kann daher aus Erfahrung von manchen lehrreichen Aufsätzen in Ihrer Monatsschrift sagen: decies repetita placebunt! Wenn sich gleich zuweilen ein gewisses Sehnen nach den vollen Fleischtöpfen einstellt, so ist es doch leichter aus der Noth eine Tugend zu machen, da man ihnen wenigstens statt der losen Speise, die unser Zeitalter so reichlich auftischt, sich an Ihren gesunden, herzstärkenden Gerichten laben kann. Denn hier vertritt die Lectüre die Stelle des Umganges mit denkenden Männern, der in großen Städten und selbst auf deutschen Akademien über manche Gegenstände ein so helles und so neues Licht verbreitet,

*) Der Stifter von Wilna. Koialowicz. Hist. Lituan. Dantisc, 1650. 4.

Dort werden unzählige Mal die feinsten Bemerkungen gemacht, die weitumfassendsten Gesichtspunkte angegeben, die reichhaltigsten Resultate entdeckt, zu denen der belesenste Autor in seinem Studirzimmer nie gelangt. Wenn dort der durchdringende Scharfblick des Geschäftsmannes auf den Ideenvorrath des systematischen Gelehrten stößt, so blitzt es Funken, bei deren Anblick es einem wohl wird ein Mensch zu sein und in unserm Jahrhundert zu leben. Für solche Vortheile ist Lectüre eine unvollkommene Entschädigung; allein für jetzt bleibt sie meine einzige Zuflucht und ich fühle mich desto stärker zum Danke verpflichtet, je gewisser ich überzeugt bin, daß nur sie vermögend ist, mich hier wirksam zu erhalten, und eine Paralysis des Geistes abzuwehren, die wenigstens zufälliger Weise durch eine Verwickelung der Umstände befördert werden könnte, wenn sie auch nicht in den Plan gewisser Menschen gehören sollte.

Ich habe daher die beiden lehrreichen Abhandlungen des vortrefflichen Herrn Professors Kant im November 1785, und im Januar 1786, Ihrer Monatsschrift, mit doppeltem Vergnügen gelesen; denn sie befriedigten nicht nur meine Wißbegierde von der Seite, von welcher mich praktische Bemühungen im Fache der Naturkunde am meisten entfernt gehalten haben, sondern sie erweckten auch eine Reihe von Gedanken in mir, die mich eine Zeitlang lebhaft und angenehm beschäftigten. Der Wunsch, zu neuen Belehrungen für mich und Alle, die mit mir in gleichem Falle sein möchten, Veranlassung zu geben, verführte mich, meine Betrachtungen über die erwähnten Aufsätze des Aufschreibens werth zu halten. Sie werden mir die Absicht nicht beimessen, dadurch, daß einmal neben einem so berühmten Namen der meinige genannt wird, mir ein Ansehen geben zu wollen. Sie wissen, daß der Ruhm des Weltweisen, den wir beide so aufrichtig verehren, viel zu fest gegründet, viel zu hoch emporgewachsen ist, als daß er durch meine Beipflichtung den kleinsten Zusatz erhalten, oder durch eine Erinnerung gegen eine seiner Aeußerungen beeinträchtigt werden könnte. Am besten wird der wahrhaft große und verdienstvolle Mann den Grad der Ehrfurcht und Hochachtung, die ich ihm weihe, selbst ermessen können, wenn ich, ohne weitere Rücksicht auf die Person, mich geradesweges zur Sache wende.

Ich glaube einzusehen, daß man endlich dem Abstractionsvermögen Abbruch thun könne, indem man zu fest an der An-

schauung klebt; und so mißlich es auch immer ist, sich von ihr zu entfernen, so scheint doch der Aufklärung und dem Fortschritt in der Erkenntniß nicht gerathen zu sein, wenn irgend eine Anlage in der menschlichen Natur vernachlässigt werden sollte. Das Mittel, wodurch man Einseitigkeit vermeiden wollte, kann auf diese Art leicht einseitig machen. Eben deswegen aber dünkt mich, es müsse dem Philosophen, wo er von Erfahrungen ausgeht, äußerst wichtig sein, daß die Facta, aus welchen gefolgert wird, ganz richtig aufgefaßt werden; weil ohne diese Vorsicht alle Syllogistik umsonst verschwendet wird. Denn ob es gleich Fälle gibt, wo Speculation und abstracte Bestimmtheit voraus ahnen können, was die Anschauung hernach für wahr erkennt: so sind doch jene nicht selten, wo sie auf Abwege gerathen und die Erfahrung rechts liegen lassen.

Lassen Sie mich dieses auf die Naturgeschichte anwenden. Ein großer Theil des Verdienstes, das sich Linné um diese Wissenschaft erwarb, bestand unstreitig in den genauen Definitionen, wodurch er die verschiedenen Grade der Verwandtschaft des Aehnlichen zu unterscheiden lehrte. Nach gewissen angenommenen Sätzen, die er aus seiner Erfahrung abstrahirt hatte, entwarf er sein Fachwerk und paßte nun die Wesen der Natur hinein. Allein so lange unsere Erkenntniß mangelhaft bleibt, scheinen wir von einer Infallibilität der Principien noch weit entfernt zu sein. Bestimmungen, die sich auf eingeschränkte Erkenntniß gründen, können zwar innerhalb dieser Schranken brauchbar sein; aber sobald sich der Gesichtskreis erweitert, der Sehepunkt verrückt — werden sie da nicht einseitig und halbwahr erscheinen? In der Litterargeschichte der Naturkunde gibt es hiervon auffallende Beispiele. Die Botanik, die Chemie und die Physik sind lediglich aus diesem Grunde jetzt ganz etwas Anderes als vor funfzig Jahren. Vielleicht wird unser jetziges Schema der Wissenschaften ein halbes Jahrhundert weiter hinaus, eben so wie das vorige, veralten und mangelhaft werden. Sogar die speculative Philosophie dürfte diesem allgemeinen Schicksal unterworfen sein. Wer denkt hierbei nicht gleich an die Kritik der reinen Vernunft?

Wenn also der Satz: daß man in der Erfahrung nur alsdann finde, was man bedarf, wenn man vorher weiß, wornach man suchen soll (Berl. Monatsschrift, November 1785. S. 390), auch seine unangefochtene Richtigkeit hätte: so wäre gleichwol bei der Anwendung desselben eine gewisse Vorsicht nöthig, um

die gewöhnlichste aller Illusionen zu vermeiden: diese nämlich, daß man bei dem bestimmten Suchen nach dem was man bedarf, dasselbe oft auch da zu finden glaubt, wo es wirklich nicht ist. Wie vieles Unheil ist nicht von jeher in der Welt entstanden, weil man von Definitionen ausging, worein man kein Mißtrauen setzte, folglich manches unwillkürlich in einem vorher bestimmten Lichte sah und sich und Andere täuschte! Insofern der unbefangene Zuschauer also nur getreu und zuverlässig berichtet, was er wahrgenommen, ohne lange zu ergrübeln, welche Speculation seine Wahrnehmung begünstige, und hierzu braucht er nichts von philosophischen Streitigkeiten zu wissen, sondern lediglich dem angenommenen Sprachgebrauch zu folgen —: insofern würde ich zuversichtlicher bei ihm Belehrung suchen, als bei einem Beobachter, den ein fehlerhaftes Princip verführt, den Gegenständen die Farbe seiner Brille zu leihen. Dieser letztere mag immerhin einen größern Vorrath von Beobachtungen liefern können, weil er überall nach bestimmten Erfahrungen hascht; allein hier kommt es ja mehr auf den reinen Ertrag, als auf die Summe an. Wer wollte nicht die wenigen Beobachtungen eines bloßen, jedoch scharfsichtigen und zuverlässigen Empirikers, den vielen geschminkten eines parteiischen Systematikers vorziehen? Ueberdies pflegen auch die offenen Augen des ersteren zuweilen wichtige Dinge zu bemerken, die derjenige nie gewahr wird, der sein Augenmerk stets auf gewisse, ihm vorher zur Aufsuchung anbefohlene Vorwürfe richtet. Doch diese Gegensätze stehen vielleicht zu schneidend neben einander, und sowol der empirische als systematische Kopf kann unter gewissen Umständen die besten Beobachtungen liefern. Denn Aufmerksamkeit, Beurtheilungskraft und Unparteilichkeit sind die Erfordernisse, von welchen hier alles abhängt; diese mögen mit speculativer Theorie verbunden sein oder nicht. Das Geschäft des Philosophen ist es, aus einzelnen wahren Angaben die allgemeinen Begriffe zu berichtigen; und wahrlich! bei diesem Geschäfte ist Irren so möglich, wie im Augenblicke des Beobachtens. Fordere ich zu viel, indem ich den Werth des Beitrages, den die neueren Reisenden zur Kenntniß der Menschengattung geliefert haben, nach dem obigen Maßstabe geprüft zu sehen wünsche? Wenigstens befinden sich unter der beträchtlichen Anzahl von Personen, welche dieser Ausdruck in sich faßt, verschiedene glaubwürdige Männer, denen man es nicht absprechen kann, daß ihre Beobachtungen

genau, bestimmt, zuverlässig und folglich brauchbar sind, so wenig übrigens auch ihre etwanigen Begriffe in Ansehung des Wortes: Menschenrace, miteinander übereinstimmen mögen. Die Kritik dürfte wahrscheinlich die von vielen Reisenden auf eine gleichlautende Art erzählten Facta gerade aus dem Grunde für wahr erklären, weil so verschiedene Menschen, von so verschiedenen Begriffen und Kenntnissen, in ihrer Darstellung des Beobachteten übereinkamen.

Um zuverlässig beobachten zu können, ob ein gewisses Object schwarz oder weiß sei, braucht man nicht zu wissen, daß die schwarze Farbe der Abwesenheit des Lichtes, und die weiße der Vereinigung aller verschieden gebrochenen Strahlen zugeschrieben wird; wenn aber ein Beobachter, der diesen bestimmtern Begriff hat, und ein anderer, der blos empirisch weiß, was schwarz sei, beide von demselben Gegenstande erzählen, daß er schwarz erscheine, so ist das Factum desto unläugbarer.

Inwiefern ist also die Behauptung (S. 393) gegründet, „daß man sich, nach allen bisherigen Beschreibungen, noch keinen sicheren Begriff von der eigentlichen Farbe der Südseeinsulaner machen könne?" Was ich hersetzen will, finden Sie bestimmt und gleichlautend von den neueren Reisebeschreibern erzählt. Die Einwohner der meisten Inseln des stillen Meeres und der übrigen Südsee sind nicht nur von hellbrauner Farbe, ansehnlicher Statur, schönem Wuchs, angenehmer Gesichtsbildung, mit lockigem, schwarzem Haar und starken Bärten, sondern verrathen auch ihre Verwandtschaft auf den ersten Blick durch die Gleichförmigkeit ihrer Sitten und ihrer Sprache, welche ostwärts bis zur Osterinsel, südwärts bis nach Neuseeland und nordwärts bis auf den Sandwichsinseln, geringe Abweichungen abgerechnet, dieselbe ist. Hingegen haben sich kleinere, hagere, schwarze Menschen mit krausem Wollhaar und häßlicheren Gesichtszügen, die sich auch von Seiten der Lebensart und insbesondere durch gänzlich verschiedene Sprachen, von den hellbraunen unterscheiden, in einigen nahe am moluckischen Archipel liegenden Inseln verbreitet, und bewohnen Neuguinea, Neuholland, Neukaledonien, die Charlotteninseln und die Hebriden. Die schwarze Farbe hat hier Nüancen wie in Afrika, und ist auf einigen Inseln so dunkel wie in Guinea. Carteret und Bougainville beschreiben diese Menschen so schwarz wie afrikanische Neger. Dampier und Cook fanden die Neuholländer schwarz,

und ihr Haar so wollig, wie ein Eingeborner von Guinea es nur immer aufweisen könne. In den neuen Hebriden sah Bougainwille, und sahen wir, ganz schwarze, schwarzbraune und dunkelbraune Menschen; doch scheint die letzte Schattirung sehr wahrscheinlich von einer Vermischung mit der hellbraunen Völkerschaft, deren Inseln hier nicht weit entfernt sind, herzurühren; da auch in Tanna, neben der gewöhnlichen Landessprache, von etlichen Einwohnern ein Dialect der Sprache der hellgefärbten Nation gesprochen wird. Ich breche ab; denn ich müßte wiederholen, was bereits über diese zwei so deutlich verschiedenen Völker gesagt worden ist, wenn ich noch jetzt Beobachtungen und Wahrnehmungen, wobei es lediglich auf die noch nie zuvor bezweifelte Glaubwürdigkeit der Augenzeugen ankommt, vor dem Publikum vertheidigen wollte. Allerdings sehe ich wol ein, daß es um manche Hypothese besser stehen würde, wenn sich die häßlichen Schwarzen gänzlich aus der Südsee wegdemonstriren ließen. Sie sind nun aber einmal da; und wenn nicht eine Stelle in Carteret's Reisebeschreibung Herrn Kant zu einem etwas gewagten Schlusse verleitet hätte, so würde er selbst vermuthlich weniger zweifelhaft von ihnen geschrieben haben. Erlauben Sie mir, diese Stelle und die darauf gegründete Aeußerung etwas näher beleuchten zu dürfen.

Auf Freewill's Eilanden (S. 393) soll Carteret zuerst das wahre Gelb der indischen Hautfarbe gesehen haben; und hieraus schließt Herr Kant, daß die Bewohner der meisten Inseln in der Südsee Weiße sein müssen. Der eben genannte Weltumsegler hatte aber, wie Herr Kant sehr richtig erinnert, nur wenig Land im Südmeere betreten, und nur in den westlichen Gegenden desselben, zuerst bei den Charlotteninseln und sodann in Neubritannien, Menschen gesehen. Schwerlich dürfte daher der Schluß von einem so geringen Theile auf das Ganze gelten. Wenigstens könnte man nach diesen Prämissen mit eben so viel Wahrscheinlichkeit auf Schwarze rathen; denn aus Carteret's Worten folgt nur, daß er bis dahin Menschen von anderer Farbe gesehen habe. Warum befragen wir den ehrlichen Seefahrer nicht selbst? Wie gesagt: die einzigen bewohnten Inseln, die er im stillen Meere besuchte, sind die Gruppen der Königin Charlotte und die von Neubritannien, nebst den dazwischen liegenden Gower's- und Carterets-Eilanden; und hier fand er überall — nur schwarze Bewohner mit wolligem Haar. Lesen Sie

ihn selbst nach, um sich zu überzeugen, daß es nicht allemal des Beobachters Schuld ist, wenn man ihn unrecht versteht.

In meinem Exemplar von Carteret's Reisebeschreibung *) lese ich ferner: daß die Einwohner der Freewill's Eilande von der gewöhnlichen Kupferfarbe der Indianer sind. Das wahre indische Gelb, welches Herr Kant an dieser Stelle liest, habe ich nicht finden können. Durch das Wort Indianer werden hier keinesweges die gelbbraunen Hindus, sondern überhaupt solche Menschen bezeichnet, die man sonst mit einem nicht weniger schwankenden Ausdruck: Wilde nennt. Herr Carteret bedient sich desselben durchgehends in dieser Bedeutung. Byron und Wallis geben ohne Bedenken den Patagoniern und Pesserähs an der magellanischen Meerenge diese Benennung, die dem englischen Sprachgebrauch gemäß ist. Auch hätte Carteret schwerlich die Einwohner des Ganges kupferfarbig genannt, so wenig übrigens dieses Beiwort sich ausschließender Weise von den ursprünglichen Amerikanern gebrauchen läßt. Wenn man annimmt, daß es eine Schattirung des Röthlichbraunen ohne Einmischung einiger Schwärze bedeuten soll, — und an metallischen Glanz ist hierbei wenigstens im Allgemeinen nicht zu denken —: so können die hellbraunen Völker im Südmeere, auf Neuseeland, den Societäts-, Marquisen-, Sandwichs-, Carolinen-, Marianen- und Freundschafts-Inseln füglicher damit bezeichnet werden, als gewisse mehr ins Schwärzliche fallende Nationen im mittägigen Amerika. Aus diesem Grunde finde ich auch keinen Anstand, die Insulaner auf Freewill's Eilanden zu der im Südmeer allgemein verbreiteten hellbraunen Völkerschaft zu zählen, wozu mich das Wenige, was Carteret von ihrer Kleidung und ihren Sitten sagt, noch mehr berechtigen kann.

Indem ich aber nun behaupte, daß in Absicht der Südsee-insulaner Alles geleistet worden ist, was man billiger Weise von den Beobachtern fordern konnte, läugne ich freilich nicht, daß der Versuch, den Herr Kant verlangt, — daß nämlich ein Kind von einem dortigen Paare in Europa gezeugt werden müsse, um die ihnen von Natur eigene Hautfarbe ohne Zweideutigkeit zu entdecken, — noch nicht angestellt worden sei und vielleicht nie

*) Die englische Urschrift habe ich hier nicht nachschlagen können. In der Octavausgabe der Uebersetzung, im zweiten Bande S. 123 (Berlin, 1775) stehen die von mir angeführten Worte.

stattfinden werde. Allein sollte er wol so unentbehrlich sein, wie unser Herr Verfasser glaubt? Ich gestehe Ihnen, lieber Freund, ich kann mich hiervon umsoweniger überzeugen, da ich ihn sogar zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen Negern und Weißen für unsicher halte. Es wird Ihnen bekannt sein, daß die Negerkinder auch in Guinea nicht schwarz, sondern roth geboren werden und von den neugebornen Kindern der Europäer nur wenig verschieden sind *). Wenige Tage nach der Geburt werden sie schwarz, und in Kurzem kann man sie der Farbe nach von ihren Eltern nicht mehr unterscheiden. Daß aber dieses Phänomen an Negerkindern auch außerhalb Afrika wahrgenommen werde, ist ein Factum, an welchem in Ländern, wo man sich täglich davon überzeugen kann, wie Frankreich, England und Nordamerika, Niemand mehr zweifelt. Ich selbst habe Negerkinder gesehen, die in Europa oder auch in Nordamerika geboren und daselbst, wie in ihrer Eltern Vaterlande, durch Einwirkung der Atmosphäre auf ihre Haut schwarz geworden waren. Wenn also nur die Neugebornen vermöge ihrer Organisation und der Mischung ihrer Grundstoffe zu dieser Verwandlung vorbereitet sind, geschieht sie überall auf eine gleichförmige Art, indem die Luft hier verrichtet, was das Sonnenlicht in Ansehung des Pflanzenreiches bewirkt. Die vor den Lichtstrahlen sorgfältig verwahrte Pflanze ist von bleichgelber Farbe; wird aber, nachdem sie an das Licht gestellt worden ist, in wenigen Tagen völlig grün.

Ganz anders verhält es sich mit der allmäligen Einwirkung des Klima, welche viele Generationen erfordert, ehe sie sichtbar und bemerklich wird. Ihr Gang ist langsam, aber unausbleiblich. Die späten Enkel in warme Länder versetzter Weißen erlangen eine dunklere Farbe und werden endlich im heißen Erdgürtel nach Verlauf von Jahrhunderten beinahe völlig schwarz. Umgekehrt, wenn Schwarze über die Grenzen des Wendekreises hinaustreten, verliert sich unter ihrer Nachkommenschaft die schwarze Farbe: sie werden schwarzbraun, olivenfarbig und vielleicht, — denn wer kann hier mit einiger Wahrscheinlichkeit das non plus ultra abstecken? — noch einige Grade heller, je höher sie vom Aequator ab, in weniger heiße Zonen hinaufziehen. Die Beispiele dieser langsam bewirkten Veränderung der Farbe sind so

*) Buffon Hist. Naturelle Tom. III. p. 522. Paris, 4. 1750.

auffallend, so unbezweifelt an ganzen Nationen erweislich, daß man sich billig wundern muß, wie immer noch darüber hinweggesehen wird. Das Factum ist unläugbar, daß der weiße Mensch in Spanien, Mauritanien, Aegypten, Arabien und Abyssinien dunkler gefärbt ist, als in Deutschland, Polen, Preußen, Dänemark und Schweden; ja sogar, daß die dunkle Schattirung ungefähr in der Stufenfolge, wie ich jene Länder nenne, zunimmt bis sie in Abyssinien und in den arabischen Pflanzstädten an der Ostküste von Afrika schon sehr ins Schwarze fällt. Nicht minder in die Augen fallend ist es, daß aus Nigritien hervorgegangene Colonien, die sich gegen die südliche Spitze von Afrika gezogen haben, daselbst anjetzt unter dem Namen der Kaffern und Hottentotten, je nachdem sie sich dem Einfluß der scheitelrechten Sonne mehr entzogen, weiter polwärts oder tiefer ins kalte Gebirge rückten, nach Verlauf einer unbekannten Zeit, schwarzbraun und gelbbraun angetroffen werden. Eine ähnliche Farbenleiter, deren Extreme aber weit näher zusammen liegen, ist in Amerika bemerklich; und so wie man die ursprünglichen Bewohner allmälig dunkler findet, wenn man von Canada hinab gegen den Aequator und bis nach Guiana und Brasilien reiset: so bemerkt man, daß die Männer weiter südwärts, auf den Pambas-Ebenen, in Chili, an Magellan's Meerenge und im äußersten Feuerlande wieder heller werden. Endlich verhält es sich auch nicht anders mit den Völkern, welche die verschiedenen Zonen Asiens bewohnen. Von China über Tunquin und Cochinchina, von Tibet über Pegu und Malakka trifft man Nüancen der Weißen, die sich bis ins tiefste Schwarzbraun verlieren. Die Belege hierzu finden Sie in dem zahlreichen Heere der Reisebeschreiber zerstreuet; doch zum Theil hat Büffon sie gesammelt. Nur die Länge der Zeit können wir nicht bestimmen, welche erfordert wird, wenn eine Familie die Reihe aller Schattirungen zwischen Weiß und Schwarz, die ihr erreichbar sind, aufsteigend oder absteigend durchlaufen soll. Denn hierüber fehlt es uns an historischen Nachrichten und Denkmälern, deren gänzlicher Mangel gleichwol in der Hauptsache nicht das Mindeste ändert.

Wenn es demnach erwiesen werden kann, daß die Hauptfarbe der Menschen, zwar spät und mit unmerklichen Schritten, aber dennoch unfehlbar in die Länge dem Einflusse des Klima gehorcht; daß im brennenden Afrika die Abkömmlinge weißer Menschen schwärzlich werden; daß am Vorgebirge der guten

Hoffnung die Nachkommenschaft der schwärzesten Neger zu olivenfarbigen Hottentotten sich bleicht: wie wird es alsdann noch möglich sein, durch die Erzeugung eines einzigen Negerkindes in Europa zu bestimmen, wie viel von seiner schwarzen Farbe seinen Eltern, wie viel dem Klima gehöre? Im Gegentheil, da diese Farbenunterschiede sich überall klimatisiren, so hat der Abbé Demanet so gänzlich Unrecht nicht, wenn er, wie es scheint, den Satz behaupten will: ein Neger sei eigentlich nur in seinem Vaterlande ein rechter Neger. Ein jedes Wesen in der Natur ist, was es sein soll, nur an dem Orte, für den sie es entstehen ließ: eine Wahrheit, die man in Menagerien und botanischen Gärten täglich bestätigt sieht. Der Neger, in Europa geboren, ist wie eine Treibhauspflanze, ein modificirtes Geschöpf; in allen der Veränderung unterworfenen Eigenschaften mehr oder weniger dem unähnlich, was er in seinem Vaterlande geworden wäre.

Linné, dessen tiefes Studium der Natur selten recht erkannt wird, weil er es in seinen aphoristischen Schriften eher vergraben als zur Schau getragen hat — Linné zählte die Farbe bei Thieren und Pflanzen unter jene zufälligen, veränderlichen Eigenschaften, welche für sich allein, außer dem Zusammenhange mit andern Kennzeichen, zur Unterscheidung der Gattungen nicht hinreichend sind. Ich weiß, wie wenig ich befugt bin, meine Stimme entweder für oder wider seinen Kanon zu geben *); und folglich lasse ich ihn in seinem Werthe beruhen. Hier kommt es darauf an, ob die Farbenunterschiede, die man bei verschiedenen Menschenstämmen bemerkt, einer klimatischen Abänderung fähig sind, oder ob sie vielmehr, wie S. 403 behauptet wird, sich auch außerhalb des Erdstriches, dem sie jedesmal eigen sind, in allen Zeugungen unvermindert erhalten. Ich baue hier nichts auf das schwankende Zeugniß des Heidenbekehrers Demanet, und auf sein schwarzes Portugiesenkind. So etwas mag gut genug sein, wenn man Voltairen widerlegen will, welcher zu verstehen gegeben, daß die Neger vielleicht einen andern Stammvater als die Europäer hätten. Sie, lieber B., sind in der Geschichte der Ketzereien zu wohl bewandert, um nicht zu wissen, daß dieser Einfall, der bei jedem Andern der unschuldigste von der Welt wäre, nichts Geringeres als Gotteslästerung sein kann, sobald Voltaire ihn denkt und sagt. Ist nun solcherge-

*) S. dessen Critica botanica. §. 266.

stalt das Feuer im Dach, so müssen ja die Gläubigen löschen, — womit und wie sie können. Ich wähle meine Beispiele von schwarz gewordenen Abkömmlingen weißer Menschen, unter Völkern, die Herr Kant auch selbst noch zu den Weißen zählt: unstreitig, weil er überzeugt ist, daß sie, trotz ihrer jetzigen schwarzbraunen Farbe, von Weißen entsprungen sind. Die Kaffern hingegen, die Herr Kant von den Schwarzen absondert, ohne ihre Abstammung von diesen zu erwähnen, sind mir, und wie mich dünkt jedem Unbefangenen, Beweises genug, von einer durch milderes Klima sanft vertuschten Schwärze.

Gehen wir jetzt noch einen Schritt vorwärts. Anstatt die Extreme aneinander zu knüpfen, und den Neger aus Guinea mit dem Blonden aus Skandinavien zusammenschmelzen zu wollen, setzen wir den möglichen Fall, daß ein schwarzbrauner Abyssinier mit einer Kafferin von gleicher Farbe sich vermähle. Mithin vereinigen wir die Stämme auf dem Punkte, wo sie einander wirklich am nächsten sind, sich gleichsam auf halbem Wege begegnen. Der Blendling, der aus dieser Mischung entsteht, wird unstreitig Vater und Mutter nacharten; aber seine Hautfarbe wird nicht mehr das Malzeichen dieser Nachartung und der gemischten Naturen sein: denn beide Eltern hatten einerlei Farbe. Tritt nun der Umstand ein, wo ein angenommenes Unterscheidungszeichen dasjenige nicht leistet, was man sich von ihm versprach; das ist im gegenwärtigen Falle: gibt es nicht mehr eine wirklich geschehene Mischung zweier Menschenstämme an; so erkennen wir, daß es übel gewählt und verwerflich sei.

Ich fühle, wohin mich diese Untersuchung zu führen scheint. Sie betrifft nicht mehr die Anwendung des Begriffes, den man zum Grunde legt; sie untergräbt vielmehr das Princip selbst, und zeigt dessen Unzulässigkeit. Immerhin! denn es gilt um Wahrheit; und das Princip kann seinem Erfinder nur, insofern es Stich hält, etwas werth sein. Eins der zuverlässigsten Mittel, in einer glückseligen Alltäglichkeit des Denkens behaglich zu ruhen, sich in demüthiger Geistesarmuth unter das Joch der thörichtsten Vorurtheile zu schmiegen, und nie eine nahe, dem Denker winkende Wahrheit zu ahnen, ist dieses: wenn man vor einer kühnen Folgerung, die ganz unmittelbar aus deutlichen Prämissen floß, zurückbebt wie vor einem Ungeheuer. Hinweg mit dieser unmännlichen Furcht! Statt derselben nachzugeben, untersuche man nochmals sorgfältig den zurückgelegten

Weg, und prüfe jeden Schritt mit unerbittlicher Strenge. Ist Alles sicher, nirgends ein Sprung geschehen, nirgends auf betrüglichen Triebsand gefußt worden: so trete man getrost dem neuen Ungeheuer unter die Augen, man reiche ihm vertraulich die Hand, und in demselben Augenblick wird alles Schreckliche an ihm verschwinden. Die Kraft, womit ein Satz uns überzeugt, muß sich völlig gleich bleiben, er werde jetzt zum ersten Mal behauptet, oder man höre dessen zehntausendste Wiederkäuung. Denn wahr kann dem Selbstdenker doch nur dasjenige sein, wovon seine Vernunft, nicht die Vernunft aller anderen Menschen, die Gründe faßt, erwägt, billigt und anerkennt. So thue denn auch ich ohne Scheu das Bekenntniß, daß ich anderwärts mich Raths erholen muß, um die Abstände zwischen verschiedenen Nüancen im Menschengeschlechte zu messen.

Wollen Sie also, mein Freund, in einem gedrängten Inbegriff übersehen, worauf es eigentlich bei der Bestimmung der Unterschiede im Menschengeschlecht ankommt, so lesen Sie einen Sömmering, über die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer *). Mir drückt die Freundschaft die Hand auf den Mund, daß ich nicht loben darf, was so uneingeschränktes Lob verdient; daß ich Empfindungen unterdrücke, die mich durchdrangen, als ich las, was seit manchen Jahren an Interesse für den Philosophen, an Fleiß, an Wahrheitsliebe, an Bescheidenheit, an geistvoller Gelehrsamkeit und Kunst, in meinen Augen nicht übertroffen ward. In der wichtigen Schrift dieses vortrefflichen Mannes werden Sie nicht nur finden, daß die Farbe unter die minder wesentlichen Eigenschaften gehöre, woran man Neger von Europäern unterscheidet; sondern, was das Merkwürdigste ist, daß der Neger sichtbarlich sowol in Rücksicht äußerer als innerer Gestaltung weit mehr Uebereinstimmendes mit dem Affengeschlecht habe, als der Weiße. Schon der Augenschein gibt gewissermaßen dieses Resultat; allein hier wird es mit physiologischen und anatomischen Gründen erwiesen. Ich bin indessen weit entfernt, nunmehr mit Herrn Fabricius zu vermuthen, daß irgend ein Affe an der Bildung des Negers Antheil gehabt haben könne. Vielmehr bestätigt sich immer mehr auch durch dieses Factum der fruchtbare Gedanke, daß Alles in der Schö-

*) Frankf. und Leipzig 1785.

pfung durch Nüancen zusammenhängt *). Camper, der als Physiolog und von so vielen andern Seiten groß und liebenswürdig ist, zeigte mir in einem seiner Briefe, an einem Theile des Körpers, den Füßen, wie sorgfältig die Analogie der Bildung durch alle Säugthiere hindurch bis auf die Wallfische beobachtet ist. Und vortrefflich hat Herder einen ähnlichen Gedanken aufgefaßt und ausgeführt, indem er sagt: es sei unläugbar, daß bei aller Verschiedenheit der lebendigen Erdwesen, überall eine gewisse Einförmigkeit des Baues und gleichsam eine Hauptform zu herrschen scheine, die in der reichsten Verschiedenheit wechsele **). Gewiß, in mehr als Einem Betracht und selbst in moralischer Beziehung ist das Mancherlei auf unserm Planeten nicht auffallender und an Stoff zum Nachdenken ergiebiger, als das darin nur stets verkleidete und immer wieder durchschimmernde ewige Einerlei; der größte Reichthum neben der äußersten Dürftigkeit.

Der affenähnlichste Neger ist dem weißen Menschen so nahe verwandt, daß bei der Vermischung beider Stämme die auszeichnenden Eigenschaften eines jeden sich im Blendling ineinander verweben und verschmelzen. Die Abweichung ist sehr gering: die beiden Menschen, der schwarze und der weiße, stehen ganz nahe neben einander; und anders konnte es nicht wohl sein, wenn Menschheit nicht in Affennatur übergehen, der Neger nicht, anstatt ein Mensch zu bleiben, ein Affe werden sollte. Denn auch die beiden Thiergeschlechter (genera), der Mensch und der Affe, grenzen in der Reihe der Erdenwesen unglaublich nahe an einander; näher als viele andere Thiergeschlechter mit einander verwandt sind. Gleichwol bemerken wir einen deutlichen Zwischenraum oder Abstand zwischen diesen beiden physischen Geschlechtern; jenes schließt sich mit dem Neger, sowie dieses mit dem Orang-Utang anhebt. Ein affenähnlicher Mensch ist also kein Affe.

Ob nun aber der Neger und der Weiße als Gattungen (species), oder nur als Varietäten von einander verschieden sind, ist eine schwere, vielleicht unauflösliche Aufgabe. Mit dem Schwert drein zu schlagen, überläßt der kaltblütige Forscher denen, die nicht anders lösen können, und doch Alles lösen wollen.

---

*) Zimmermann in seiner vortrefflichen geographischen Geschichte des Menschen und der vierfüßigen Thiere. I. S. 5.

**) Ideen zur Philos. der Gesch. I. S. 88.

Was ihm zu verworren ist, läßt er lieber als einen Knoten zurück, dessen Band sich doch einmal, früher oder später, wenn die Fäden erst alle gefunden sind, entwickeln lassen wird. Trennt man mit Herrn Kant die Naturwissenschaft in Naturbeschreibung und Naturgeschichte, eine Eintheilung, die ich gar wohl gelten lassen kann, wenn beide nur immer wieder vereinigt und als Theile eines Ganzen behandelt werden —: so möchte es scheinen, daß der Naturbeschreiber eher mit der Frage fertig werden kann. Zwar scheint Herr Kant anzunehmen, eine jede Verschiedenheit der Merkmale sei dem Naturbeschreiber hinreichend, um eine Art daraus zu machen. Ich kann hierauf nicht ganz befriedigend antworten; denn der vorzüglichste Schriftsteller, der diese Wissenschaft systematisch behandelte, Linné, hat Lateinisch geschrieben. Seine Eintheilungen heißen: classes, ordines, genera, species, varietates. Nur scheint mir Varietät immer durch veränderliche, zufällige Merkmale definirt zu werden; es wird dabei angenommen, eine Varietät könne in die andre übergehen. Will Herr Kant in diesem Sinne lieber Art als Varietät sagen, so ist das nur eine Verwechselung der Worte, worüber man sich leicht verständigen kann. Gattung hingegen, wenn species so übersetzt werden soll, erfordert im Linnéischen Sinne unveränderliche Merkmale. In der Naturgeschichte muß es sich anders verhalten, wenn es in derselben, wie Herr Kant behauptet, nur um die Erzeugung und den Abstamm zu thun ist. Allein in diesem Sinne dürfte die Naturgeschichte wol nur eine Wissenschaft für Götter und nicht für Menschen sein. Wer ist vermögend, den Stammbaum auch nur einer einzigen Varietät bis zu ihrer Gattung hinauf darzulegen, wenn sie nicht etwa erst unter unsern Augen aus einer andern entstand? Wer hat die kreisende Erde betrachtet in jenem entfernten und ganz in Unbegreiflichkeit verschleierten Zeitpunkt, da Thiere und Pflanzen ihrem Schooße in vieler Myriaden Mannigfaltigkeit entsprossen, ohne Zeugung von ihres Gleichen, ohne Samengehäuse, ohne Gebärmutter? Wer hat die Zahl ihrer ursprünglichen Gattungen, ihrer Autochthonen gezählt? Wer kann uns berichten, wie viele Einzelne von jeder Gestalt, in ganz verschiedenen Weltgegenden, sich aus der gebärenden Mutter weichem, vom Meere befruchteten Schlamm organisirten? Wer ist so weise, der uns lehren könne, ob nur Einmal, an Einem Orte nur, oder zu ganz verschiedenen Zeiten, in ganz getrennten Welttheilen, so

wie sie allmälig aus des Oceans Umarmungen hervorgingen, organische Kräfte sich regten?

Vielleicht wird man einwenden, daß es hierbei auf ein Experiment ankomme, welches Alles leicht und ohne Widerrede entscheidet. Man nehme zwei Thiere von verschiedenen Merkmalen, die jedoch ganz nahe verwandt zu sein scheinen; man lasse sie sich mit einander begatten. Entsteht aus dieser Vermischung ein Mittelgeschöpf, welches wieder zur Fortpflanzung fähig ist, so waren seine Eltern von einerlei Gattung, obschon verschiedener Varietät (oder Art). Ich meines Theils finde hier, statt aller Entscheidung, blos eine neue Definition. Man nenne den Windhund und den Bologneser, die zusammen fruchtbare Mittelgeschöpfe zeugen, Gattungen, oder Varietäten; so ist man dadurch der Erforschung ihres gemeinschaftlichen Abstamms von Einem ursprünglichen Paare nicht um ein Haarbreit näher gekommen, und jene Ausdrücke bleiben nach wie vor Erfindungen des systematischen Naturforschers, wodurch er auffallendere oder geringere Nüancen unter den Wesen der Erde bequem und schnell unterscheiden will. Allein so geht es freilich immer, wenn man Begriffe verwechselt und eine Hypothese, die irgend Jemand auf eine Thatsache bauet, nun selbst für Thatsache ansieht.

Es läßt sich a priori nicht läugnen, daß Thiere von verschiedener Art sich im wilden oder freien Zustande paaren, wiewol es mir höchst unwahrscheinlich ist. Allein ein Beispiel dieser Paarung ist mir wenigstens noch nicht bekannt. Man hat zuweilen sehr ungleich gestaltetete Insekten gepaart angetroffen: indessen beweisen die meisten und bewährtesten der hierher gehörigen Beispiele nur, daß die Natur dem weiblichen und männlichen Geschlecht in einerlei Gattung zuweilen sehr verschiedene Bildungen ertheilt; keinesweges, daß verschiedene Gattungen sich mischen. Tausend- und aber tausendmal blühen in unsern Gärten die allernächst verwandten Pflanzenarten neben einander, ohne daß je eine die andre befruchte. Nur die Hand des Menschen hat bei diesen keuschen Geschöpfen künstlichen Ehebruch veranstalten können. Im Thierreiche hat jede Art, jede Nüance, was diesen Punkt betrifft, einen unwiderstehlichen Hang zu ihres Gleichen, einen entschiedenen Abscheu vor andern Thieren, wenn gleich diese wenig, oft nur unmerklich verschieden sind. Nicht einmal vom Affen, der den Geschlechtstrieb so heftig fühlt, ist es erwiesen, daß im freien Zustande eine Gattung sich mit der

andern belaufe. Und horchten Menschen nur der Stimme des Instinkts, wäre es nicht ihre Vernunft, welche Lüsternheit und Begierde erkünstelt — wie dies Herr Kant so scharfsinnig und meisterhaft (Berlin. Monatschr. Januar 1786 S. 6) entwickelt —: so würden wir sowol bei Schwarzen als bei Weißen vor der ungleichartigen Vermischung Ekel und Abscheu bemerken. Noch jetzt, glaube ich, darf man diesen Widerwillen vom rohen unverdorbenen Landmann erwarten: er wird die Negerin fliehen; wenigstens wird Geschlechtstrieb nicht das Erste sein, was sich bei ihrem Anblick in ihm regt.

Als Beweis eines gemeinschaftlichen Ursprunges darf man also die künstliche und an Thieren durch Gefangenschaft erzwungene ungleichartige Begattung nicht anführen, obwol sie in einer andern Hinsicht einigen Nutzen für die Naturkunde hat. Es ist nämlich außer allem Zweifel, daß die Blendlinge von Kanarienvögel und Stieglitzen, auch mehren Finkenarten, die Fortpflanzungsfähigkeit besitzen, die man auch dem von Hund und Fuchs entsprossenen Mittelgeschöpfe nicht absprechen kann. Hingegen sind die Fälle von fruchtbaren Maulthieren sehr selten. Zwischen Gattung und Gattung ist folglich nicht immer ein gleichweiter Abstand: eine Bemerkung, die sich auch sonst aus der Vergleichung der Bildungen durch das sogenannte Thier- und Pflanzenreich ergibt. Panther, Leopard, Unze und Jaguar sind mit einander näher verwandt, als mit dem gestreiften Tiger, auf den sie folgen; und zwischen diesem und dem Löwen ist wieder ein größerer Zwischenraum, obgleich keine Lücke. Die beiden Orang-Utangs, der afrikanische und der asiatische, stehen ungleich enger an einander gerückt, als wieder an beide der langarmige Gibbon sich anschließt. Die beiden Kameele der alten Welt sind einander ungemein ähnlich; der Abstand zwischen ihnen und den amerikanischen, die auch wieder im engsten Verhältnisse unter sich stehen, ist weit größer. Man versetze den Dachs in das Bärengeschlecht oder unter die Viverren, so ist der amerikanische dem europäischen ungleich näher, als jeder andern mit ihnen verwandten Gattung. Will man auch lieber jeden etwas größern Abstand zwischen den Gattungen für die Grenze eines Geschlechtes halten, so hat man hierdurch dennoch nichts gewonnen. Erstlich vermehrt man dadurch die Anzahl der Geschlechter (genera) auf eine für das Gedächtniß äußerst lästige Art; zweitens ist die allgemeine generische Verwandtschaft in einigen angeführten Beispielen, wie zwischen Löw

Panther und Tiger, unläugbar; und drittens ist Geschlecht ein eben so unbestimmter Begriff als Gattung, so bald es auf das Maß des Abstandes ankommt, wodurch eins von dem andern getrennt ist. Das Nasehorngeschlecht faßt zwei nahe an einander grenzende Gattungen in sich, und nun ist zwischen ihm und den nächsten Geschlechtern gleichsam eine große Kluft vorhanden. Eben so isolirt steht der Elephant; beinahe so das Pferdegeschlecht und das Nilpferd. Dafür grenzen die Igel sehr nahe an die Stachelschweine, die Hasen an die Jerbos, die Antilopen an die Ziegen von einer, an die Hirsche von der andern, an die Ochsen von der dritten Seite. Ueberall trifft man also völlig ungleiche Abstände zwischen den einzelnen Erdwesen, die unseren bestimmten Eintheilungen nicht entsprechen. Unsere Fächer sind alle nach einem Maßstabe entworfen, alle gleichgroß, alle gleichweit von einander gerückt, alle in einer langen unabsehlichen Reihe hinter einander gestellt. Von dem allen findet sich nichts in der Natur. Sie bringt Wesen hervor, die sich bald so völlig ähneln, daß wir keinen Unterschied an ihnen wahrnehmen können; bald solche, die in geringen Kleinigkeiten abweichen; bald andere, wo nur von fern die Analogie beibehalten ist; jetzt ist es die Bildung, jetzt die Größe, jetzt die Farbe, die in ihren Formen wechselt. Oft stoßen wir auf ein Geschöpf, daß wie im Mittelpunkt zwischen mehren verwandten Gattungen steht. Mit einem Worte, die Ordnung der Natur folgt unseren Eintheilungen nicht, und sobald man ihr dieselben aufdringen will, verfällt man in Ungereimtheiten. Ein jedes System soll Leitfaden für das Gedächtniß sein, indem es Abschnitte angibt, welche die Natur zu machen scheint; daß nun aber alle gleichnamige Abschnitte, wie Geschlecht, Gattung, Varietät, überall in gleichen Entfernungen von einander stehen, kann und darf Niemand behaupten. Daher eiferte Büffon gegen alle systematischen Entwürfe, wiewol es auch des Systematikers Schuld nicht ist, wenn man mehr von seiner Methode fordert, als er selbst davon verspricht.

Wie viel ist demnach für die Entscheidung jener Frage zu hoffen? Ist der Neger eine Varietät oder eine Gattung im Menschengeschlechte? Wenn es hierbei auf die erwiesene Abstammung aller Varietäten von einem ursprünglichen gemeinschaftlichen Elternpaare ankommt, die außer unbezweifelten historischen Belegen nicht dargethan werden kann, so findet keine bestimmte Auflösung statt; denn solche Belege finden sich nirgends. Ge-

nügt uns hingegen die Linné'sche Bestimmung; ist eine Varietät von einer Gattung blos durch die Unbeständigkeit ihrer Merkmale verschieden: so erfordert es noch eine kleine vorläufige Untersuchung, in wie fern diese Definition auf die mancherlei Menschenstämme paßt.

Offenbar gibt es Farbenunterschiede in einem jeden, sowol dem weißen, als dem schwarzen Menschenstamme. Der Weiße wird in Afrika schwärzlich, der Neger im Kafferlande olivenfarbig. Allein ob diese Veränderlichkeit bis zu einer völligen Umwandlung der weißen in die schwarze Farbe, und umgekehrt, der schwarzen in die weiße, gehen könne: dies lehrt bis jetzt noch kein Experiment. So auffallend verschieden die Bildung des Negers, zumal seines Kopfes, vom Weißen ist, so gewiß gibt es doch auch in Afrika verschiedene Nüancen, die an verschiedenen Völkerschaften bemerkt worden sind. Die Eigenthümlichkeit der Nationalbildungen unter den Weißen hat Niemand geläugnet. Allein auch hier kann schlechterdings nicht bewiesen werden, daß die Gestalt eines Negers so weit abarte, bis sie den Weißen gleichkommt; und umgekehrt, sind schwarzgewordene Portugiesen oder Araber der Bildung nach keine Neger. Im Gegentheil ist im Kaffern und Hottentotten die charakteristische Negerphysiognomie unverkennbar; und im Araber, sei er auch noch so sehr verbrannt, leuchtet seine Abstammung von Weißen aus dem Antlitz hervor. Wir finden hier zwar Progressionen, aber nicht solche, deren Reihen sich endlich begegnen; sondern sie rücken vielmehr auf Parallellinien fort, ohne je sich näher zu kommen. Auf diesem Wege gelangen wir also nicht zum Ziele. Und nun bleibt nur noch ein Zugang offen, durch welchen wir vielleicht der Entscheidung unserer Frage näher kommen können. Wenn Menschen aus verschiedenen Stämmen, wie z. B. Weiße mit Negern, sich vermischen, so artet ihre Farbe in dem von ihnen erzeugten Mittelgeschöpfe, zu gleichen Theilen unausbleiblich an; kein anderes Kennzeichen, woran man sonst die beiden Stämme unterscheidet, trägt in dem Blendling diese unausbleibliche Spur der ungleichartigen Zeugung. Farbenunterschied also ist wesentlicher als alle übrigen Verschiedenheiten; er ist beständiger, sie aber zufällig und einem bloßen Ungefähr unterworfen, welches bald vom Vater, bald von der Mutter einen Zug der Bildung des Kindes einverleibt. Dies, wenn ich nicht unrecht verstanden habe, ist der Inbegriff einer Behauptung, auf welche Herr Kant

seine neue Definition gegründet hat. Lassen sie uns sehen, in wiefern sie haltbar ist. Oben verwarf ich bereits diese Bestimmung, weil sie sich nicht auf alle Fälle anwenden läßt; denn so wie die Farbe blos durch klimatisches Einwirken sich ändert, auch ohne Vermischung, so tritt die Möglichkeit ein, daß einzelne Menschen aus zweierlei Stämmen gleichgefärbt sein können. Hier kommt nur noch das Anarten überhaupt in nähere Betrachtung. Zum Beweise, daß außer der Farbe nichts unausbleiblich anarten könne, führt Kant die zufälligen Gebrechen, Schwindsucht, Wahnsinn, Schiefwerden, u. s. w. an, denen er allenfalls auch noch die Bilfinger und Kakerlaken hätte hinzufügen können. Allein von Krankheiten und Mißgeburten auf natürliche Eigenthümlichkeiten der Bildung zu schließen, scheint mir noch etwas gewagt. Noch nie habe ich einen Mulatten oder Mestizen gesehen, dem man es nicht auch in den Gesichtszügen angesehen hätte, daß er ein Blendling von zwei Völkern sei. Und wie wollte man auch daran zweifeln, da nicht nur, wenn Personen von zweierlei Stämmen, sondern auch, wenn Menschen aus einerlei Volk, aus einer Stadt und einer Familie sich heirathen, die Eltern wieder in den Zügen der Kinder erkannt werden können? Wahr ist es, ein geübteres Auge wird zur Bemerknng dieser Aehnlichkeiten erfordert. Farbenunterschiede fallen auf; denn sie sind auf der ganzen Oberfläche des Körpers bemerklich. Nachartung in einzelnen Theilen, kann auch nur in diesen Theilen gesucht werden. Daher, und nicht weil die Farbe ein wesentlicheres, dauerhafteres Unterscheidungszeichen als die Gestalt, zum Beispiel des Gerippes, ist, können auch einzelne Züge nicht allemal unausbleiblich gleichförmig anarten, sondern müssen bald vom Vater, bald von der Mutter ohne Mischung genommen werden. In weißen Familien sieht man freilich die blauen und die braunlichen Augen, bald dem Vater, bald der Mutter nachgeartet; allein es scheint hier blos deswegen keine Zwischen-Nüance statt zu finden, weil die Farbe der Iris vermuthlich auf Umständen beruhet, die mit den Erscheinungen chemischer Mischungen Aehnlichkeit haben. Je nachdem der Niederschlag mit diesem oder jenem Grundstoffe mehr oder weniger gesättigt ist, wird das Auge blau oder braun; und diesen Sättigungspunkt bestimmt im Augenblicke der Zeugung die zufällig überwiegende Energie des einen oder des andern Zeugungsstoffes. Hier ist allerdings noch ein weites Feld für künftige Beobachter offen. Eine

Reihe sorgfältig gesammelter Erfahrungen würde höchst wahrscheinlich zeigen, daß von der Gleichförmigkeit des Anartens in Mittelgeschöpfen noch Vieles wegfallen muß. Nicht jede Zeugung von denselben Eltern fällt gleichförmig aus, wenn beide aus einerlei Stamme sind: a priori sieht man nicht ein, warum bei zweierlei Eltern mehr Gleichförmigkeit statt finden müsse; a posteriori ist man uns den Beweis noch schuldig. Ein Beispiel vom Gegentheil entscheidet das Schicksal der Theorie. Man hat demnach fürs erste Erkundigungen einzuziehen: ob es nicht Fälle gibt, wo bald der schwarze Vater, oder die schwarze Mutter, bald umgekehrt die weißen Eltern, sichtbarlich den stärksten Antheil an ihrer Nachkommenschaft haben?

Sie sehen nun wol, mein Freund, daß diese Sache noch nicht aufs Reine gebracht ist. Man gebe uns ein unbezweifeltes Beispiel, daß eine Negerfamilie, nachdem man sie in unser Klima versetzt, in einer gewissen Reihe von unvermischten Generationen ihre Farbe verloren, ihre affenähnliche Bildung allmälig für die europäisch-klimatische vertauscht habe: so nennen wir ohne Widerrede den Neger eine Menschen-Varietät in Linné'schem Verstande, weil seine Merkmale blos klimatisch und veränderlich sind. Allein ein solches Beispiel existirt nicht, und wird wol immer entbehrt werden müssen. Nun werde mit einiger Wahrscheinlichkeit dargethan, daß die Farbe des Weißen, so wie des Negers, nur bis auf einen gewissen Punkt veränderlich sei, sodann aber bei vermischten Zeugungen unfehlbar gleichförmig nacharte: so habe ich nichts dawider, wenn man auf diesen Grund hin, den Weißen und Schwarzen als Varietäten (Racen oder Arten) derselben Gattung aufführt. In sofern aber gemeinschaftlicher Ursprung aus einer oder der andern Bestimmung gefolgert werden soll, wird man auf jenen Beifall Verzicht thun müssen, der nur auf klare unwiderstehliche Evidenz erfolgt.

Wir wollen anf einen Augenblick annehmen, das Factum der halbschlächtigen Zeugung sei so unfehlbar, wie es nach Herrn Kant's Voraussetzung sein muß; und nun fragen: aus welchen Gründen sollen wir glauben, daß ein unausbleiblich erblicher Unterschied nicht allemal eine ursprünglich verschiedene Gattung bezeichne? sich nur im gegenwärtigen Fall auf eine Race eines und desselben ursprünglichen Stammes beziehe? Hier antwortet Herr Kant: er könne nicht begreifen, wie Organisationen so nahe verwandt sein sollten, daß aus ihrer Mischung unausbleib-

lich ein Niederschlag entstehen müsse, falls sie nicht alle aus einem einzigen ersten Stamme entsprossen wären. Manchem ist es vielleicht eben so unbegreiflich, daß derselbe Vater den Weißen und den Neger gezeugt haben könne; denn die Keime dieser unähnlichen Brüder mußten, wie Ledas Eier, Zwillinge in sich schließen, damit jedem Bruder auch ein gleichförmiges Weib zu Theil würde; und nimmt man vollends vier Hauptracen an, so ist hier mehr Wunderbares als in jener griechischen Fabel.

Seltsam, und Vielen unbegreiflich muß es auch immer bleiben, daß Herr Kant seiner Theorie zu gefallen sich in die große Schwierigkeit verwickelt, in einem Falle zuzugeben, ja sogar als nothwendig zu behaupten, was er in einem zweiten völlig ähnlichen Falle für ganz unmöglich hält. Wenn man annimmt, daß die Menschen, die gewisse Länder allmälig bevölkerten, nach langer Zeit durch Klimatisirung einen eigenthümlichen Charakter annehmen konnten: so läßt es sich auch allenfalls noch vertheidigen, daß gerade diejenigen Menschen, deren Anlage sich für dieses oder jenes Klima paßte, da oder dort, durch eine weise Fügung der Vorsehung, geboren wurden. Allein wie ist nun derselbe Verstand, der hier so richtig ausrechnete, welche Länder und welche Keime zusammentreffen müßten, und sie auch wirklich alle aus irgend einem Winkel Asiens an den Ort ihrer Bestimmung in ihrer Väter Lenden tragen ließ, auf einmal so kurzsichtig geworden, daß er nicht auch den Fall einer zweiten Verpflanzung vorausgesehen? Dadurch wird ja die angeborne Eigenthümlichkeit, die nur für ein Klima taugt, gänzlich zwecklos; hätten folglich auch auf diesen Fall wieder veränderliche Keime aufgehoben werden müssen, die sich in dem zweiten Klima entwickeln, und sich ihm anpassen sollten. Mit andern Worten: war es in einem Falle möglich, daß in verschiedenen Weltgegenden Menschen einerlei Stammes sich allmälig ganz veränderten, und so verschiedene Charaktere annahmen, wie wir jetzt an ihnen kennen: so läßt sich die Unmöglichkeit einer neuen Veränderung nicht nur a priori nicht darthun; sondern auch, wo sie statt findet, macht sie den Schluß auf einen gemeinschaftlichen Ursprung höchst verdächtig. Jetzt gehen wir weiter.

Sie werden mir zugeben, daß das jetzige Verhältniß der grasfressenden Thiere zu den fleischfressenden von jeher statt gefunden haben muß, weil sonst die ersteren von den letzteren gleich nach ihrer Entstehung verzehrt worden wären. Es gab also von

jeher eine weit größere Menge von jeder grasfressenden Gattung, als es Raubthiere gab, die sich von jenen nährten. Einer der besten zoologischen Schriftsteller, Herr Zimmermann *), hat sogar mit vieler Wahrscheinlichkeit vermuthet, daß der ganze Erdboden gleich anfänglich sich überall mit Thieren und Pflanzen bedeckte. Er zeigt, daß es unmöglich sei, alle Thierarten an einem Orte entstehen zu lassen; und eben so leicht, oder eben so schwer, — wie man will — sich die Entstehung eines einzigen Paares von jeder Art oder von vielen Hunderten auf einmal als möglich und wirklich zu denken. In der That, wenn doch einmal von unbegreiflichen Dingen gesprochen werden darf, so würde mir das Unbegreiflichste von allen sein, daß die unzähligen Erdwesen nur einzeln oder paarweise hervorgegangen wären; indem ein jedes, bis auf eine geringe Anzahl von Raubthieren, irgend einer andern Gattung zum Unterhalte dient. Man macht weit weniger Schwierigkeit, sich eine allgemeine Bekleidung der Erde im Pflanzenreiche zu denken, vermuthlich wol, weil man noch jetzt die ganze Oberfläche mit jedem Frühlinge grün werden sieht, ohne daß man die Anstalten dazu, die man im Thierreiche leichter wahrnimmt, so unmittelbar vor Augen hat. Ist aber die Erde jetzt reicher an organischen Kräften, als ehemals? Und wo ist vor andern das beglückte Plätzchen, welches allein den ganzen Vorrath der Natur in sich beschlossen hielt, den Vorrath für jedes Klima und jedes Element? Wenn im Gegentheil, jede Gegend die Geschöpfe hervorbrachte, die ihr angemessen waren, und zwar in dem Verhältnisse gegen einander, welches zu ihrer Sicherheit und Erhaltung unentbehrlich war: wie kommt es, daß der wehrlose Mensch hier eine Ausnahme machen soll? Die Natur hat vielmehr, wie Herr Kant selbst behauptet, einem jeden Stamme seinen Charakter, seine besondere Organisation, ursprünglich in Beziehung auf sein Klima und zur Angemessenheit mit demselben, gegeben. Unstreitig läßt sich dieses genaue Verhältniß zwischen dem Lande und seinen Bewohnern am leichtesten und kürzesten durch eine locale Entstehung der letztern erklären. Brachte Afrika seine Menschen hervor, wie Asien die seinen, so ist es, dünkt mich, nicht schwer zu begreifen, warum jene, so wie diese, sich so besonders zu ihrem jedesmaligen Klima passen. Warum aber diese

*) S. Geographische Geschichte des Menschen u. s. w. III. Th. S. 203.

beiden Menschenarten, wenn sie ja zusammen kommen, ihr Geschlecht mit einander fortpflanzen können, ist mir nicht räthselhafter, als der Grund, weshalb unsere Rinder mit den Bisons in Amerika und Asien, und mit den indischen Buckelochsen einen Mittelschlag geben: es sind Arten, die sehr nahe an einander grenzen; oder es sind Varietäten von einer Gattung, die das Siegel des Klima's an sich tragen, in welchem sie zuerst entstanden: jenes, wenn ihre unterscheidenden Merkmale unauslöschlich sind; letzteres, falls sie, wie es der Linné'sche Begriff erfordert, blos durch Verpflanzung, ohne Vermischung, eine in die andere übergehen können.

Ich habe mich im Vorhergehenden geflissentlich öfters des Wortes Varietät bedient, zugleich aber zu verstehen gegeben, daß ich es mit Racen für gleichbedeutend halte; letzteres war freilich bisher noch wenig bestimmt. Wir haben es von den Franzosen entlehnt; es scheint mit racine und radix sehr nahe verwandt, und bedeutet Abstammung überhaupt, wiewol auf eine unbestimmte Weise: denn man spricht im Französischen von der Race Cäsar's, so wie von Pferde- und Hunde-Races, ohne Rücksicht auf ersten Ursprung, aber doch, wie es scheint, allemal mit stillschweigender Unterordnung unter den Begriff einer Gattung. Es wäre ein Auftrag an einen geschäftslosen Menschen, zu entwickeln, in welchem Sinne jeder Schriftsteller dieses Wort gebraucht haben mag. Von den Reisebeschreibern, welche neuerlich die Bewohner der Südseeinseln geschildert haben, darf ich wol sagen, daß sie ihre Zuflucht zu dem Worte Race nur da zu nehmen scheinen, wo es ihnen unbequem ward Varietät zu sagen. Es sollte mehr nicht heißen, als ein Haufen Menschen, deren gemeinschaftliche Bildung Eigenthümliches und von ihren Nachbarn Abweichendes genug hat, um nicht unmittelbar von ihnen abgeleitet werden zu können; ein Stamm, dessen Herkunft unbekannt ist, und den man folglich nicht so leicht unter eine der gewöhnlich angenommenen Menschenvarietäten rechnen kann, weil uns die Kenntniß der Zwischenglieder fehlt. So nannte man die Papuaner und die übrigen mit ihnen verwandten schwarzen Insulaner im Südmeer, eine von den hellbraunen eben daselbst befindlichen Völkern malayischer Abkunft verschiedene Race, das ist: ein Volk von eigenthümlichem Charakter und unbekannter Abstammung. Will man sich inskünftige an diese Definition halten, wenn von Menschen die Rede ist, so kann das Wort noch beibehalten werden;

wo nicht, so können wir es füglich entbehren. Herrn Kant's Bestimmung hingegen scheint um so weniger annehmlich zu sein, je ungewisser und unwahrscheinlicher es ist, daß es unter Thieren eines und desselben Stammes jemals einen unausbleiblich erblichen Unterschied geben könne.

Von jenen veränderlichen Spielarten, die unter unsern Augen entstehen, wissen wir, daß ihre Unterscheidungszeichen auch vergänglich sind, daß eine in die andere übergeht und in den Enkeln wieder die unveränderte Bildung der Vorfahren zum Vorschein kommt, wenn gleich die Zwischenglieder davon abgewichen waren. Wenn sich aber Unterschiede nicht mehr historisch bis auf ihren Entstehungspunkt nachspüren lassen, so ist es das Geringste was man thun kann, ihren Abstamm für unentschieden zu halten; und jener Unterschied, den Herr Kant zwischen den Begriffen des Naturbeschreibers und des Naturgeschichtskundigen machen wollte, muß ganz und gar wegfallen.

Ich erlaube mir demnach keinesweges die Frage: ob es mehre ursprüngliche Menschenstämme gibt, entscheidend zu bejahen. Allein nach Allem, was Herr Kant von dem dauerhaften Unterschiede zwischen dem Neger und dem Weißen darlegt; nach billiger Erwägung des wehrlosen Zustandes, in welchem sich der Naturmensch befindet, und der Gefahren, denen er von großen Raubthieren, giftigen Amphibien, Insekten und Pflanzen blos gestellt ist: kann ich es wenigstens nicht für unwahrscheinlich oder unbegreiflich halten, daß zwei verschiedene Stämme und vielleicht von jedem eine hinlängliche Anzahl von Individuen, als Autochthonen, in verschiedenen Weltgegenden hervorgegangen sind. Wären die Unterschiede zwischen den Indiern und den Weißen erheblicher, so könnte man jene vom asiatischen Erdbuckel, und diese vom Kaukasus ableiten. Amerika, als ein Welttheil welcher später bewohnbar geworden ist, hat vielleicht gar keine Autochthonen gehabt; doch hier ist freilich Alles ungewiß.

Uebrigens sehe ich bei der Voraussetzung, daß es mehre ursprüngliche Menschenstämme gibt, auch keine einzige Schwierigkeit mehr, als bei der Hypothese von einem einzigen Paare. Wenn in Afrika die Neger, am Kaukasus die Weißen, am Emaus die Scythen und Indier entstanden; so konnten Jahrhunderte verstreichen, ehe diese verschiedenen Menschen, die noch dazu vermuthlich durch Oceane getrennt waren, einander nahe kommen konnten. Herr Kant befürchtet zwar, (Berlin. Mo-

natsch. Januar 1787 S. 3) daß bei der Voraussetzung von mehr als einem Paare entweder sofort der Krieg entstanden sein müsse, oder die Natur wenigstens dem Vorwurfe nicht entgehen könne, sie habe nicht alle Veranstaltungen zur Geselligkeit getroffen. Ich gestehe es, mir leuchtet dieser Einwurf nicht ein. Wenn es überhaupt nothwendig war, daß von gewissen Gattungen wehrloser Geschöpfe mehre Einzelne zugleich hervorgebracht werden mußten, so kann man sich leicht überzeugen, daß der Erhaltungstrieb allein hinreichend gewesen sei, sie gesellig zu machen. Wie manche Gattung geselliger Thiere gibt es nicht außer dem Menschen! wie viele hat nicht die Natur gelehrt, aus ihrer Vertheidigung und Erhaltung eine gemeinschaftliche Angelegenheit zu machen! Hingegen hat sie nirgends zwischen Wesen von gleicher Art Feindschaft und Zerstörungswuth gesetzt. Krieg, wie Herr Kant das unwiderleglich und unübertrefflich (S. 19) beweist, ist eine der ersten Folgen von dem Mißbrauche der Vernunft, die dem Instinkt zuwider handelt. Wenn die Mythologie, die er zum Leitfaden wählt, in der Geschichte eines Menschenpaares sogleich den erstgebornen Sohn zum Brudermörder macht, so scheint doch freilich für die Sicherheit der Menschen durch ihre gemeinschaftliche Abstammung schlecht gesorgt zu sein. Da der Instinkt hingegen die Antilopen in Afrika in Heerden vereinigt, damit ihrem festgeschlossenen Phalanx die Löwen, Panther und Hyänen nichts anhaben mögen; da der Instinkt einen Trupp Affen mit Prügeln bewaffnet, womit sie den Elephanten aus ihren Nuß- und Obstwäldern verjagen: so scheint es mir nicht ungereimt, durch diesen dunkeln Trieb auch Menschen sich versammeln zu lassen, damit die Folgen ihres geselligen Lebens, Sprache und Vernunft, sich desto schneller entwickeln mögen.

Doch indem wir die Neger als einen ursprünglich verschiedenen Stamm vom weißen Menschen trennen: zerschneiden wir da nicht den letzten Faden, durch welchen dieses gemißhandelte Volk mit uns zusammenhing, und vor europäischer Grausamkeit noch einigen Schutz und einige Gnade fand? Lassen sie mich lieber fragen, ob der Gedanke, daß Schwarze unsere Brüder sind, schon irgendwo ein einziges Mal die aufgehobene Peitsche des Sclaventreibers sinken hieß! Peinigte dieser nicht, in völliger Ueberzeugung, daß sie seines Blutes wären, die armen duldsamen Geschöpfe mit Henkerswuth und teuflischer Freude? Menschen einerlei Stammes, die der unerkannten Wohlthat einer ge-

reinigten Sittenlehre theilhaftig waren, bezeigten sich ja darum nicht duldsamer und liebreicher gegen einander. Wo ist das Band, wie stark es auch sei, das entartete Europäer hindern kann, über ihre weißen Mitmenschen eben so despotisch wie über Neger zu herrschen? War es nicht vielmehr noch immer edles Selbstgefühl und Widerstreben desjenigen, den man bedrücken wollte, das hier und dort den Uebermuth des Tyrannen in Schranken hielt? Wie sollen wir also glauben, daß ein unerweislicher Lehrsatz die einzige Stütze des Systems unserer Pflichten sein könne, da er die ganze Zeit hindurch, als er für ausgemacht galt, nicht eine Schandthat verhinderte? Nein, mein Freund, wenn Moralisten von einem falschen Begriffe ausgehen, so ist es wahrlich ihre eigne Schuld, wenn ihr Gebäude wankt, und wie ein Kartenhaus zerfällt. Praktische Erziehung, die jeden Grundsatz durch faßliche und tiefen Eindruck machende Beispiele erläutert, und aus der Erfahrung abstrahiren läßt, kann vielleicht es dahin bringen, daß Menschen künftig fühlen, was sie Menschen schuldig sind, was jede Thierart sogar, mit der sie doch willkürlich umgehen, an sie zu fordern hat; Köhlerglaube hat es nie gekonnt, und wird es nie bewirken. In einer Welt, wo nichts überzählig ist, wo alles durch die feinsten Nüancen zusammenhängt, wo endlich der Begriff von Vollkommenheit in dem Aggregat und dem harmonischen Zusammenwirken aller einzelnen Theile des Ganzen besteht, stellte sich vielleicht dem höchsten Verstande die Idee einer zweiten Menschengattung als ein kräftiges Mittel dar, Gedanken und Gefühle zu entwickeln, die eines vernünftigen Erdwesens würdig sind, und dadurch dieses Wesen selbst um so viel fester in den Plan des Ganzen zu verweben. Weißer! der du so stolz und selbstzufrieden wahrnimmst, daß, wohin du immer drangst, Geist der Ordnung und Gesetzgebung den bürgerlichen Vertrag begründeten, Wissenschaft und Kunst den Bau der Cultur vollführen half; der du fühlst, daß überall im weiten volkreichen Afrika die Vernunft des Schwarzen nur die erste Kindheitsstufe ersteigt, und unter deiner Weisheit erliegt — Weißer! du schämst dich nicht am Schwachen deine Kraft zu mißbrauchen, ihn tief hinab zu deinen Thieren zu verstoßen, bis auf die Spur die Denkkraft in ihm vertilgen zu wollen? Unglücklicher! von allen Pfändern, welche die Natur deiner Pflege anbefohlen hat, ist er das Edelste! Du solltest Vaterstelle an ihm vertreten, und indem du den heiligen

Funken der Vernunft in ihm entwickeltest, das Werk der Veredlung vollbringen, was sonst nur ein Halbgott, wie du oft glaubtest, auf Erden vermochte. Durch dich konnte, sollte er werden, was du bist, oder sein kannst: ein Wesen, das im Gebrauch aller in ihn gelegten Kräfte glücklich ist. Aber geh, Undankbarer! Auch ohne deinen Willen wird er es einst, durch dich; denn auch du bist nur ein Werkzeug im Plane der Schöpfung!

Das sind die Gedanken, lieber B., die des würdigen Philosophen beide Aufsätze bei mir erregt haben. Ich hange nicht so fest daran, daß ich sie nicht von Herzen gern fahren ließe, sobald man sie widerlegt haben wird. Indeß gebe ich keinen geringen Beweis von dem Durste nach Wahrheit und Belehrung, der in mir brennt, indem ich sie bekannt zu machen wage; denn das Urtheil derer, die es sich beikommen lassen, in diesem Punkte vom gewöhnlichen Wege abzuweichen, ist schon gesprochen. Obgleich ein gewisses altes Buch mit keiner Sylbe des Negers erwähnt; obgleich der große Mann, der angebliche Verfasser desselben, vermuthlich keinen Neger je gesehen hat, so ist es doch ein Angriff auf dieses alte Buch, wenn man von mehr als einem Menschenstamme sich eine Möglichkeit vorstellt, und dieser Streich, der Niemanden verwundet, heißt eine Ketzerei. Die Ketzer aber sind boshafte Leute; sie treibt die Neuerungssucht, sie führt die die blinde Unwissenheit. Wenn sie mich aber auch nicht immer von dem Verdacht einer solchen Begleiterin befreien können, so wird wenigstens eine echte philosophische Jury mich, in Ansehung der beiden andern Punkte, nicht für schuldig erkennen. Für jetzt genug hiervon. Vielleicht nehme ich diese Materie von den Menschen-Varietäten künftig wieder zur Hand; denn mir fällt noch Vieles ein, worüber ich nicht einverstanden bin. Leben sie wohl.

Ein Blick in das Ganze der Natur.

Einleitung zu Anfangsgründen der Thiergeschichte.

Da Wissenschaft und Kunst noch in der Wiege lagen, und der Trieb des Menschen, seine physische Bestimmung zu erfüllen, fast allein sein Forschen beseelte: da faßte noch ein einziger Kopf alles menschliche Wissen, da konnte derselbe Mann zu gleicher Zeit ein Priester Gottes, ein König, ein Hausvater, ein Arzt, ein Ackermann und ein Schäfer sein. Drei bis vier Jahrtausende haben alles verändert. Wir sind Aufbewahrer der unzähligen Begebenheiten, der Erfahrungen, der Erfindungen und der Werke des menschlichen Geistes, welche jener große Zeitraum beschließt. Ungeheuer ist die Summe dieser Kenntnisse; sie wächst noch immer fort, und bleibt in keinem Ebenmaße mit den engen Schranken dieses Lebens. Zwar erwacht zuweilen noch ein vielfassender Kopf, der, in mehren Wissenschaften gleich groß, nicht an ihrer Fläche dahinschwebt, sondern ihre Tiefen versucht und ergründet. Allein wie selten wird der Welt ein solches Göttergeschenk? Oft ist ausgebreitete Gelehrsamkeit dieser Art ein bloßes Gedächtnißwerk, welches die Urtheils- und Anschauungskräfte entnervt. Der Heiligenschein (nimbus) unserer Polyhistoren zerflattert leicht, und läßt uns sodann nur lebendige Register oder Wörterbücher zurück. Statt des Verstandes gilt noch öfter Witz, der nicht nach strengen und bewährten Regeln schließt, der Resultate ahnen und errathen will, sich aber übereilt und die Wahrheit öfter verfehlen als treffen kann *). Nur wahres Genie dringt in das

---

*) S. **Hemsterhuis Lettre sur l'homme etc. p. 9.**

finstre Chaos der Gelehrsamkeit, und schafft es zur organischen Gestalt um: es verdauet gleichsam das Ganze, und bereitet aus seiner heterogenen Mischung gesunden, gleichartigen Lebenssaft. Mit kühnen aber sichern Schritten nahet es sich der Wahrheit, als seinem Ruhepunkte, und verschwendet, um dahin zu gelangen, keine Kraft umsonst: mit eigenthümlichem Scharfsinn verkettet es Erfahrungen, und ergreift die entferntesten Resultate eines geprüften Satzes, fast in dem Augenblicke des Anschauens; ja, es fühlt schon sympathetisch die neue Wahrheit am Ende einer Reihe von Schlüssen, ehe noch der Fleiß des alltäglichen Denkers ein Glied dieser Schlußfolge berichtigen kann. Allein echtes Genie ist am litterarischen Horizonte noch seltener als Kometen und neue Irrsterne an der Bühne des Himmels: Jahrhunderte können verfließen, ohne daß ein so wohlthätiges Phänomen sie der Vergessenheit entreißt, und die Nationen mit seinem bleibenden Lichte beglückt.

Man zerstückte also die Wissenschaft, und glaubte, nun sei jede Schwierigkeit besiegt. Es entstanden Facultäten, und in diesen fast unzählige Unterabtheilungen und Fächer. Jeder einzelne Theil der menschlichen Kenntnisse erhielt eigne Beobachter, die auf das Ganze Verzicht thun, sich nur dem Theile widmen sollten. Da entwich dem schönen Körper die schönere Seele, und jedes erstarrte, abgeschnittene Glied wuchs durch innerliche Gährung zum Unholde von eigner Art. Jeder schätzte nur die Wissenschaft, die er gewählt, und schien zu vergessen, daß sie nur in Verbindung mit den andern das Glück der Menschheit befördert. So ergötzt sich das Kind noch an den Trümmern seiner künstlichen Spielsachen, die es muthwillig zerschlug. Die Folgen dieser Sünde blieben nicht aus: sie hemmte die Aufklärung und den Wachsthum des nützlichen Wissens; sie erschwerte die Anwendung neuer Erfindungen zum Besten des Staates, und streute eine reiche Saat von Vorurtheilen aus.

Der unentbehrliche Zweig unserer Erkenntniß, auf dem die Erhaltung und Pflege des physischen Lebens, und großentheils auch die Bildung des Geistes und Herzens für die Zukunft, beruhet, die Kenntniß der Natur, entging keineswegs einem ähnlichen Schicksal. Allmälig entriß man ihr jede Hülfswissenschaft, schränkte sie auf die äußerlichen Gestalten der Körper ein, und machte sie zu einem leeren Gewäsch von Namenverzeichnissen, Kunstwörtern und Systemen. Physik — die Entwickelung der

allgemeinen Gesetze, nach welchen sich das Weltall in ungestörter Harmonie bewegt, und die Lehre von den lebenden, regen, wirksamen Kräften der Natur; — dann Physiologie, die Kenntniß der Ernährung, Ausbildung und Verrichtungen eines jeden Theils, kurz die Lebensgeschichte des organischen Körpers; — Zergliederungskunst, der einzige sichere Weg, den inneren Bau der Körper, und mit ihm den wundervollen Mechanismus des Ganzen, so wie den Sitz und Grund der Krankheiten zu enthüllen; — endlich Chemie, das Mittel, dem Grundstoff eines jeden Dinges nachzuspähen, und dessen Anwendung zu entdecken: — dies sind lauter Wissenschaften, die so mancher Naturalienmäkler nicht kennt, der gleichwol keck auf den ehrwürdigen Namen des Naturforschers Anspruch macht. Ihm ist Naturkunde eine Wissenschaft für die Sinne allein. Ihr glänzendes Aeußeres bestimmt sie in der That zum Spielzeuge der Weiber und Kinder, und solcher Männer, deren Gedächtniß für die Namen vieler Schneckenhäuser und Schmetterlinge Raum genug enthält. Ich eifere nicht wider den Liebhaber der Natur, der, ohne Kenner zu sein, dennoch an der Beschauung ihrer Producte Wohlgefallen hat. Mag der Fleiß des arbeitsamen Bürgers sich immer mit selbstgewähltem Genusse belohnen, wenn er unschuldig wie dieser ist! Mag der Redliche, der alle Kräfte zum Flor des Vaterlandes angestrengt, in Erholungsstunden, im häuslichen Kreise der Seinen, oder bei stiller Einsamkeit *) immerhin so glücklich sein, als der Anblick einer endlosen Mannigfaltigkeit der Geschöpfe, und der dabei erwachende Gedanke an des Schöpfers Allmacht, Weisheit und Liebe ihn machen kann! Verächtlich ist nur der Prahler, der seine Unwissenheit für baare Gelehrsamkeit verkauft, und dadurch die nützlichste Wissenschaft um ihr Ansehen bringt.

Daß der fleißigste Forscher der Natur alles mit eigenen Augen sehen, jede Beobachtung wiederholen, und dennoch die Wissenschaft mit eigenem Scharfsinn erweitern, und in Anwendung auf das physische und sittliche Glück der Menschheit benutzen könne, ist nach dem Maße unserer Kräfte und Lebensjahre nicht zu erwarten. Allein die zuverlässigen Entdeckungen Anderer zu benutzen, und den ganzen gegenwärtigen Zustand der Wissenschaft inne zu haben, Wahrheit und Thatsache von Irrthum und Betrug zu unterscheiden, die wesentlichen Grundlehren

*) Natuurkundige Verhandlingen van Petrus Camper, etc. p. 131.

ganz zu verdauen, und dann den einzelnen Theil, den Punkt der Wissenschaften, dessen Aufklärung uns näher liegt, mit steter Rücksicht auf jene Grundlage genauer zu sichten und zu kultiviren: dazu ist das Leben nicht nur, sondern selbst die Zeit der Bildung, unsere Jugend, lang genug. Mit Recht fordert man daher diese Vorkenntnisse von Jedem, der sich um die Unsterblichkeit des Ruhms bewirbt, und etwas mehr als eigene Ergötzung, nämlich das Beste seiner Mitbürger, am Herzen zu haben vorgibt.

Die echte Naturkunde in ihrem ganzen Umfange verdient aber billig das Lob der Gemeinnützigkeit. Ihre Werke umgeben den Menschen überall; er selbst ist das größte ihrer Wunder; das einzige sichtbare Geschöpf, dem ein innerer Trieb beständig zuruft: sich selbst zu erkennen, in dieser Erkenntniß nirgends stille zu stehen, sondern die Räthsel seines Daseins von einer Auflösung zur andern zu verfolgen und zu entwickeln. Dieser heilige Trieb macht ihm Alles wichtig und seiner Aufmerksamkeit würdig. Er kann sich selbst die Wahrheit nicht verschweigen: was auf ihn wirke, stehe mit ihm in Verhältniß, habe eine bestimmte Beziehung auch auf ihn; ohne Prüfung dieser Verhältnisse könne seine Erkenntniß nicht vollkommen sein, und seinem Verlangen nach Weisheit und Vollendung kein Genüge geschehen!

Die Untersuchung des Thierreichs — eines Tropfens aus jenem großen Meere geschöpft — ist zum Geschäfte dieser Stunden bestimmt. Ehe wir aber diesen Theil herausheben, für sich betrachten, und seinen Inhalt zergliedern, wollen wir ihn zuvor im Zusammenhange mit dem ganzen großen Weltenbau sehen. Dieser Blick ins Ganze der Natur, der für unser Vorhaben seinen vielfältigen Nutzen hat, ist zugleich Entschädigung für die Einförmigkeit, welche bei speciellen Erörterungen unvermeidlich ist, wo alles auf kaltblütige Geduld, uud Anstrengung der Verstandeskräfte ankommt, und nichts dem kühnen Schwunge der Phantasie gestattet wird. An Büffons Hand sei uns denn heute ein Blick ins Heiligthum vergönnt! Dann erst empfinden wir die Würde unserer Wissenschaft, wenn der ganze Reichthum der Natur nud ihres größern Schöpfers sich unserm innern Sinne majestätisch entfaltet!

Wem fällt hier nicht zuerst die Frage ein: Was ist Natur? was ist diese plastische Bildnerin, die alles verändern, umbilden,

auflösen, entwickeln, erneuern, nur nichts erschaffen und vernichten kann? Ist sie, wie Plato und seine spätern Schüler es sich dachten, ein verständiges Wesen, eine Intelligenz, eine Seele der Welt? oder gar unmittelbares Wirken Gottes, seine lebendige Kraft, die alles umfaßt und belebt, und die Materie umstaltet? — Wie schwer diese Frage zu entscheiden sei, wird derjenige am besten empfinden, der auch die Frage: was ist Gott? oft und reiflich erwogen hat, und dem dieses Nachdenken das Bekenntniß des Syrakusers ablockt: je mehr er die Tiefen dieses erhabensten Wesens zu ergründen versuche, je unmöglicher finde er es, zu sagen, was es sei. Wir überlassen speculativen Köpfen, geübten Metaphysikern beide Aufgaben zur Entscheidung, und, falls sie dieselbe nicht lösen könnten, zur Uebung ihrer Urtheils- und Einbildungskraft. Uns genügt nichts Geringeres als Wahrheit, und diese bietet uns die Betrachtung der Schöpfung in überschwenglichem Maße dar. Je weniger wir im Stande sind, eine einzige Kraft in der Natur ganz zu begreifen, um so viel mehr finden wir zur ehrfurchtsvollesten Anbetung, zur feurigsten Dankbarkeit, zur kindlichsten Gegenliebe, die dringendste Veranlassung. Die Natur, es sei als Wirkung oder wirkende Kraft, bleibt allezeit die erste unmittelbare Offenbarung Gottes an einem Jeden unter uns. „Sie ist ein offenes Buch," sagt der beredte Büffon, „in welchem wir lesen, als in einem Exemplare oder Abdruck der Gottheit." Was wissen wir anders von unserm unsichtbaren, unerforschlichen Urheber, als was uns die laute Stimme dieser Offenbarung durch so unendlich viele bewunderswerthe Kräfte verkündigt? Eben das Unbegreifliche, nicht bloß im Kreislaufe der Gestirne, sondern in der Entwickelung eines jeden Dinges aus seinem unsichtbaren Keime; das Unerschöpfliche so vieler Millionen Zeugungen, die stets dem Urbilde ähnlich sind; kurz, dieses beständige, jedoch fast unerkannte Wunder, das nun seit einigen Jahrtausenden währt und immer wieder vor unsern Augen sich erneuert, — ist Vorbereitung unseres Geistes zu Wundern anderer Art, zum Glauben an jene nachfolgenden Offenbarungen, welche das Heil des Menschengeschlechtes näher betrafen, und die Hoffnungen der Vorwelt erfüllten.

Wohin wir uns wenden, sehen wir überall nur Wirkung in der Welt; den Wirker selbst erblicken wir nie. Die thätige, lebendige Kraft, die Alles in der uns bekannten Schöpfung wirkt, ist geistig und unsichtbar. Eine erstaunlich große körperliche Masse

ist der Stoff, den sie bearbeitet, und den sie, anstatt ihn zu erschöpfen, unerschöpflich macht. Zeit, Raum und diese Materie sind ihre Mittel, das Weltall ihr Schauplatz, Bewegung und Leben ihre Endzwecke.

Alle Erscheinungen in der Körperwelt sind Wirkungen dieser Kraft. Alle Kräfte und Triebfedern in dieser Welt entstammen von ihr, und führen wieder auf sie zurück. Vielleicht sind Anziehen, Fortstoßen, Wärme und Formen der Körper überall nur Modificationen jener allgemeinen, ursprünglichen Kraft, wodurch sie alles durchdringt und alles erfüllt. Könnte sie vernichten und schaffen, alles würde sie vermögen; allein Gott hat sich dieser beiden Endpunkte der Macht nicht entäußert. Erschaffen und Vernichten sind Eigenschaften der Allmacht. Das Erschaffene umgestalten, auflösen und wieder einkleiden: so weit gehen die Veränderungen, denen es unterworfen ist. Die Natur, als eine Dienerin der unwiderruflichen Befehle Gottes, und als Bewahrerin seiner unwandelbaren Rathschlüsse, entfernt sich nie aus diesen Grenzen, ändert nichts an den ihr vorgezeichneten Entwürfen, und trägt das Siegel des Höchsten allen ihren Werken aufgedrückt. Dieses göttliche Gepräge, das unwandelbare Urbild von dem was ist, ist das Muster, nach welchem die Natur arbeitet, dessen Züge alle mit unauslöschlichen Merkmalen ein für allemal ausgedrückt sind: ein Muster, welches durch die unzähligen Nachbildungen beständig erneuert wird. Wir wollen versuchen, die Natur in einigen Punkten jenes unbestimmten Raumes, wo sie blos zwischen Erschaffen und Vernichten schon seit Jahrtausenden schwebt, zu fassen und zu betrachten.

Welche Gegenstände! Welche Zurüstungen den leblosen Stoff zu beseelen, und in seine kleinsten Theile Lebenskraft zu legen! Millionen leuchtender Kugeln in unbegreiflichen Entfernungen, als Grundfesten des Weltgebäudes hingestellt, die Sonne mit ihrem Heere von Irrsternen und Kometen, gehorchen allzumal den allgemeinen Gesetzen der Bewegung. Zwei Urkräfte sind es, welche diese großen Massen fortwälzen, und nie aufhören zu wirken, sondern mit einer Genauigkeit und Bestimmtheit, die wir uns kaum denken können, ihre Bahnen unabänderlich im leichten Aether beschreiben. So entspringt selbst aus der Bewegung das Gleichgewicht der Himmelskörper, die Sicherheit und Ruhe des Weltalls. Die Anziehungskraft, die erste dieser beiden Kräfte, ist überall gleichförmig vertheilt; die andere, die fort-

stoßende Kraft, in ungleichem Maße. Auch gibt es Fixsterne und Planeten; Sphären die blos zum Anziehen, und wieder andere, die nur gemacht zu sein scheinen fortzustoßen, oder fortgestoßen zu werden; Weltkörper, die zu gleicher Zeit einen gemeinschaftlichen, und andre, die einen besonderen Schwung erhalten zu haben scheinen; einsame Gestirne, und solche die mit Trabanten begleitet sind; Lichtkörper und finstre Körper; Planeten, die in ihren verschiedenen Theilen nur nach und nach erborgtes Licht genießen; Kometen, welche sich in die dunkeln Tiefen des Raums verlieren und nach Jahrhunderten zurückkehren, um sich mit frischem Feuer zu schmücken; Sonnen, die zum Vorschein kommen und verschwinden, vielleicht wechselsweise sich entflammen und verlöschen; andere, die sich nur einmal zeigen, und hernach auf immer unsichtbar werden. Der Himmel ist der Schauplatz großer Begebenheiten, die aber dem menschlichen Auge kaum bemerkbar sind. Eine verlöschende Sonne, die den Umsturz einer Welt oder eines Weltsystems verursacht, thut auf unsere Augen keine andere Wirkung, als ein glänzendes und bald verschwundenes Irrlicht. Der Mensch klebt an dem irdischen Atom, auf dem er pflanzenähnlich lebt, und sieht ihn für eine Welt an, da hingegen er Welten als Atome betrachtet.

Lambert, der große Lambert, wagte den Gedanken, daß sich jene ungeheure Menge von Fixsternen, und unsere Sonne mit ihnen, vielleicht alle mit einer Geschwindigkeit, die sich unsern Gedanken entzieht, um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt wälzen; er ging noch weiter, und hielt es für möglich, daß die Milchstraße, welche durch gute Fernröhre als ein unermeßliches Sternenheer erscheint, ein anderes dem unsrigen ähnliches System von Fixsternen sein, und daß jene entfernten Wölkchen von Sternen, welche man am Himmel noch außerdem erblickt, noch mehre große Systeme dieser Art bilden könnten, denen dieselbe Kraft Bewegung und Gesetze gäbe. Die Gründe, auf welchen diese Muthmaßung beruhet, gehören nicht hierher; genug für uns, daß der menschliche Verstand Kraft gehabt hat, sie zu fassen. Wir kehren in den kleineren Raum zurück, worin die Sonne als Regent erscheint, und sieben, oder, wie man jetzt will, acht Planeten, nebst ihren Trabanten und einigen hundert Kometen, im Gleichgewicht erhält.

Welch ein bewundernswürdiger Körper ist diese Sonne! Welch eine unerschöpfliche, stets von sich strömende, und gleich-

wol nie verringerte Quelle des Lichtes! und dieses Licht, dieses subtilste Wesen, das wir nur an seiner Wirkung erkennen, das alles durchdringt; und überall Bewegung und Leben schafft: was ist es für eine uns unbekannte Substanz? Ist es veilleicht eins und dasselbe mit jener Anziehungskraft, der Urkraft des Weltalls? Wie unerklärbar ist dieses Bestreben so vieler großer dunkler Körper, sich der Quelle des Lichts zu nähern, sodann jener heftige Schwung, der sie stets aus eben diesem Mittelpunkte entfernt, und jene, aus beiden gegen einander wirkenden Kräften entstandene, schnelle kreisähnliche Bewegung! Wie auffallend, und wichtig ist es nicht, daß eben dieses Phänomen sich auf jeder dieser Himmelskugeln, welche sich um die Sonne drehen, im Kleinen wieder darstellt! Hier finden wir ebenfalls eine anziehende Kraft gegen den Mittelpunkt zu, welche alle Theile der Kugel fest an sich reißt, und eine schwingende aus diesem Mittelpunkte hervorgehende Centrifugalkraft, wodurch die Kugel sich um ihre Achse bewegt, und ein Bestreben zeigt, alle ihre Theile aus einander zu sprengen, dem die Centripetalkraft der Schwere oder Anziehung das Gleichgewicht hält. Die Sonne selbst schwingt sich in 25 Tagen um ihre Achse, und vielleicht ist die Bewegung der Planeten in ihren Laufbahnen nur eine Fortsetzung jener Sonnenschwingungen.

In einem Systeme, wo alles wechselseitig anzieht und angezogen wird, kann nichts verloren gehen; die Menge des vorhandenen Stoffes bleibt immer dieselbe, und folglich erlischt auch nie die wohlthätige Quelle des Lichts. Inzwischen gehen überall in diesem Stoff Veränderungen vor, welche zwar, wie es scheint, auf das Ganze keinen merklichen Einfluß haben, aber gleichwol ansehnlich genug sind, die Oberflächen der Weltkugeln auf eine sehr sichtbare Art umzugestalten. Die Anziehungskraft des Lichtkörpers verursacht eine Veränderung, eine Auflösung in dem angezogenen dunklen Körper, welche stärker, auffallender, sichtbarer, in dem Verhältnisse wird, in welchem beide Körper sich einander nähern. Diese Auflösung nennen wir Wärme; in stärkern Graden Hitze, und im heftigsten, wo sie sichtbar ist, Feuer. Diese Veränderungen würden aber nicht statt finden, wofern die Bahnen der Planeten immer in gleicher Entfernung von ihrem Mittelpunkte, nämlich der Sonne, blieben. Allein diese Bahnen bilden nicht völlige Kreise, sondern längliche Figuren oder Ellipsen. Ueberdies steht die Achse eines Planeten nicht senkrecht

auf seiner Bahn, sondern ihre schiefe Richtung verursacht, daß bald die eine, bald die andere Halbkugel der Sonne näher ist. Es kann demnach, so oft der Planet auf seiner Bahn der Sonne näher kommt, jene Auflösung statt finden, welche die größere Wärme des Frühlings und Sommers verursacht. So oft das Sonnenlicht mit vermehrter Kraft in die Körper dringt, so oft erneuert es das Leben ihrer eigenthümlichen Kräfte. Nicht nur die Schwungkraft des Planeten selbst wird stärker, er bewegt sich schneller als sonst in der ihm vorgeschriebenen Bahn; sondern auch die unendlich vielen Theile, aus welchen er besteht, erhalten neue Kraft, und gewinnen andre Gestalten. Denn eine unermeßliche Menge von Geschöpfen verschiedener Art, bilden das Ganze eines großen Erdkörpers. Mehr oder weniger Wirksamkeit ihrer Anziehungs- und Stoßkräfte bringen wahrscheinlich das Phänomen ihrer großen Mannigfaltigkeit hervor. Die Grenzen, wo das Mineralreich aufhört, und die organische Bildungskraft den Anfang nimmt, die Grenzen wo bloße Pflanzenempfindlichkeit, und thierisches Wollen sich scheiden, sind unsern Sinnen und Verstandeskräften schwerlich offenbar. So viel scheint indessen gewiß, daß, wo die Anziehungskräfte der Körper nicht organische Gestalten bilden, daß da alles ins Mineralreich gehört; daß Organisation und Leben zwar Pflanzen und Thieren, willkürliche Bewegung der Theile aber den letztern ausschließlich eigen sei. Der Chemiker, der sie zerlegt, findet überall nur ähnliche Grundstoffe, überall nur Licht und Luft und Wasser und Erde, woraus alle Körper bestehen. Wie die unzählig verschiedenen Mischungen aus diesen Elementen alle entstanden sind, begreift er anders nicht, als indem er eine, jeder Art von Geschöpfen eigenthümliche, wesentliche Kraft annimmt, welche sich die Elemente aneignet und nach ihrer jedesmaligen Beschaffenheit bildet. Dies ist derjenige Bildungstrieb, den Blumenbach beschreibt. Auch diese wesentliche Kraft, dieser jedem Geschöpfe eingepflanzte, und in jedem ganz verschiedene Bildungstrieb, erwacht gleichsam bei der Rückkehr des Sonnenlichtes.

Wie prächtig glänzt nicht alsdann die Natur auf unserer Erde! Ein reines Licht ergießt sich vom Morgen bis gen Abend, und vergoldet nach und nach beide Halbkugeln; ein durchsichtiges und leichtes Element umgibt sie; eine sanfte, fruchtbare Wärme belebt und entwickelt alle Keime des Lebens. Frisches Wasser dient zu ihrem Unterhalt und Wachsthum. Mitten durch die

Länder gezogene Gebirgsketten halten die Dünste der Luft auf, und versehen jene nie versiegenden, immer neuen Quellen; unermeßliche Höhlungen zu ihrer Aufnahme bereitet, theilen das feste Land. Das Meer erstreckt sich eben so weit als das Land; es ist kein todtes, unfruchtbares Element; ein neues Reich ist es, eben so ergiebig und volkreich als jenes. Beider Grenzen hat Gottes Finger gesteckt; tritt das Meer über seine westlichen Gestade, so werden die östlichen Küsten entblößt. Zwar ist dieser ungeheure Zusammenfluß der Wasser an sich unthätig; allein er folgt den Eindrücken, welche die Bewegung der Himmelskörper ihm ertheilt, und regelmäßig abwechselnde Ebbe und Fluth erhalten ihn im Gleichgewicht. Er steigt und fällt mit dem Monde; noch mehr erhebt er sich, wenn Mond und Sonne zusammentreffen und zur Zeit der Tag- und Nacht-Gleichen ihre Kräfte vereinigen. Wie auffallend, wie deutlich ist nicht dieses Zeugniß unserer Gemeinschaft mit dem übrigen Sonnensystem. Aus diesen allgemeinen und beständigern Bewegungen entspringen wieder andere, welche veränderlich und eingeschränkter sind. Versetzungen des Erdreiches, Erhöhungen im Grunde des Meeres, die denen auf der Erdfläche ähnlich sind; Strömungen, welche jenen Anhöhen folgen, sie noch mehr vertiefen, und im Meere das, was auf dem Lande die Flüsse, sind.

Die Luft, welche noch leichter und flüssiger als das Wasser ist, gehorcht einer größern Anzahl von Kräften. Der entfernte Einfluß der Sonne und des Mondes, die unmittelbare Wirkung des Meeres, verursachen in ihr beständige Bewegungen; aufgelöset und verdünnt wird sie durch die Wärme, und verdickt durch die Abwesenheit der Lichtkraft. Die Winde sind ihre Ströme; sie treiben die Wolken zusammen, sie bringen die Lufterscheinungen zuwege, und führen die aus dem Meer aufsteigenden feuchten Dünste über die trockne Oberfläche der Länder; sie bestimmen das Ungewitter, sie verbreiten fruchtbare Regengüsse und wohlthätigen Thau; sie verwirren die Bewegung des Meeres, und erschüttern seine bewegliche Fläche; sie hemmen und beschleunigen wechselsweise den Lauf der Ströme, und zwingen sie, eine ungewohnte Richtung zu nehmen; sie thürmen die Wellen himmelan: die sich mit fürchterlichem Getöse an jenen unerschütterlichen Felsendämmen brechen, ohne sie je zu überwältigen.

Die Erdoberfläche ist vermöge ihrer höhern Lage vor den Ausbrüchen des Meeres gesichert. Ihre Oberfläche ist mit Blu-

men bestreuet, mit einem sich stets verjüngenden Grün geschmückt, mit vielen tausend Thierarten bevölkert; sie ist ein schöner freudiger Aufenthalt, wo der Mensch, hingestellt um der Natur zu Hülf zu kommen, vor allen Wesen den Vorrang hat. Gott machte ihn allein fähig, ein Beschauer seiner Werke, ein Zeuge seiner Wunder zu sein. Der göttliche Funke, der in ihm lebt, macht ihn dieser Geheimnisse theilhaftig. Indem der Mensch die Natur, den Vorhof des Thrones göttlicher Herrlichkeit, betrachtet und ermißt, erhebt er sich stufenweise zum inwendigen Sitze der Allmacht und Allgegenwart.

Doch ist hienieden keine Gestalt, so wenig als der Mensch selbst, beständig. Unsterblichkeit gab die Natur keinem zusammengesetzten, zerbrechlichen Körper. Der Stoff, aus welchem sie bestehen, ist in beständiger Bewegung. So ist zum Beispiel in allen organisirten Geschöpfen das Wirken ihrer ihnen eingepflanzten Grundkraft, wodurch immer einige Theile abgesondert, neue dem Körper angeeignet werden, zugleich die erste Ursache ihrer endlichen Auflösung. Allein unaufhörlich vererben diese Grundkräfte ihre Wirksamkeit auf neue Keime, welche das ältere Geschlecht überall ersetzen, und den ganzen Schmuck der Erde erneuern. Wie groß und prächtig ist nicht das Schauspiel dieses immerwährenden Cirkels! Schönheit und Vollkommenheit des Ganzen sind dabei der allgemeine Endzweck der Natur. Umsonst widersetzt sich die Zerbrechlichkeit der Geschöpfe dieser weisen Einrichtung. Die Natur erhält sie nicht; aber sie ruft unzählige neue Gestalten an ihrer Stelle ins Dasein. Die Erde muß sich mit neuen Kräften schmücken, die veralternden, entkräfteten Körper müssen vollends verschwinden, und Ueberfluß und Schönheit herrschen wieder wie zuvor. Wen ergötzt uicht dieser Sieg der Natur in der blumenreichen Jahreszeit? Sie spottet alsdann des Todes, indem sie ihm von ihren Schätzen freigebig einen großen Antheil überläßt. Millionen und aber Millionen neuer Blüthen und Keime mag er immerhin verschlingen; es bleiben noch mehr als genug, um jeden Verlust zu ersetzen und überall neues Leben zu verbreiten.

Leben und Empfindung — sie sind es, die großen Zwecke der Natur, womit sie überall beschäftigt des Schöpfers Willen verrichtet, und seine Güte verherrlicht. In der ganzen Anlage dieser Welt, die wir zwar mit Ehrfurcht beschauen, wovon aber kein endlicher Geist das Warum? begreifen kann — in der gan=

zen Anlage dieser Welt ist Alles auf Beweglichkeit, Veränderlichkeit, nicht auf Dauer und Unzerstörbarkeit, eingerichtet. Auf der Erde, in der Luft, im Wasser, überall gibt es lebendige Keime, welche sich die sichtbare Materie aneignen, sie in ihr eignes Wesen verkehren, sich in neue Keime von gleicher Art fortpflanzen oder abzweigen, und den andern zur Nahrung dienen. Eben die Materie erscheint immerfort unter einer andern Gestalt. Das Thier, von Pflanzen genährt, die es in seine eigne Substanz verwandelte, stirbt hin, wird aufgelöst, und sein Stoff wird wieder begierig von Pflanzenwurzeln eingesogen; eben dieselben Grundstoffe sind mineralisch im Steine, vegetabilisch in der Pflanze, animalisch im Thiere. Die Anzahl dieser plastischen Kräfte ist der Menge des Grundstoffes angemessen; veränderlich zwar in jeder Gattung, im Ganzen genommen aber immer dieselbe. Durch dieses sich immer gleiche Verhältniß bekommt die Natur selbst ihre Gestalt; und da ihre Anordnung, was die Anzahl, Erhaltung und das Gleichgewicht der Gattungen betrifft, unwandelbar ist, so würde sie sich immer unter einerlei Gestalt zeigen, sie würde zu allen Zeiten, und unter allen Himmelsstrichen, durchaus und auch beziehungsweise dieselbe sein, wenn sie nicht in allen einzelnen Bildungen so viel als möglich Veränderung und Abwechselung liebte. Das Gepräge einer jeden Gattung ist ein Urbild, dessen vornehmste Züge mit unauslöschlichen und ewig bleibenden Merkmalen eingegraben sind; aber alle hinzugekommenen Pinselstriche sind verschieden. Kein Individuum gleicht dem andern vollkommen; es ist keine einzige Gattung ohne eine ziemliche Anzahl von Abänderungen. Der Menschengattung ward das Siegel der Gottheit am sichtbarsten aufgedrückt; gleichwol ändert sich dieses Gepräge vom Weißen ins Schwarze, vom Kleinen ins Große &c. Der Lappländer, der Patagonier, der Hottentot, der Europäer, der Amerikaner, der Neger, stammen zwar alle von einem Vater her, sind aber doch weit entfernt sich als Brüder zu gleichen. Alle Gattungen sind demnach dergleichen blos individuellen Verschiedenheiten unterworfen; aber die beständigen Abweichungen, die sich durch die Zeugungen fortpflanzen, kommen nicht allen Gattungen in gleichem Grade zu. Je höher die Gattung ist, desto weniger Verschiedenheiten wird man darin gewahr. Da die Ordnung in der Vermehrung der Thiere ein umgekehrtes Verhältniß zur Ordnung in ihrer Größe hat, und die Möglichkeit der Verschiedenheiten

sich gerade so verhält wie die Anzahl der Zeugungen, so mußten nothwendig mehr Abweichungen bei den kleinen als bei den großen Thieren sein. Aus eben der Ursache gibt es auch bei den kleinen Thieren mehr unter einander nahe verwandte Gattungen. Der Abstand, der die großen Thiere von einander trennt, ist weit größer. Wie viele Mannigfaltigkeiten und verwandte Gattungen haben nicht das Eichhorn, die Ratze, und die andern kleinen Thiere zur Begleitung, als Gefolge oder Vortrab; indeß der Elephant allein, und ohne seines gleichen, an der Spitze von allen einhertritt.

Ein Individuum, zu welcher Gattung es auch gehören mag, ist in dem Weltalle gleichsam für nichts zu rechnen. Hundert solche einzelne Geschöpfe, ja tausend, sind noch nichts. Die Gattungen selbst (collective), sind die einzigen Wesen der Natur: immerwährende, der Natur an Alter und an Dauer gleiche Kräfte. Um sie richtiger zu beurtheilen, müssen wir eine jede Gattung nicht mehr als eine Sammlung oder auf einander folgende Reihe einzelner ähnlicher Dinge, sondern als ein Ganzes, unabhängig von Zahl und Zeit, immer lebend, nimmer dasselbe, betrachten: ein Ganzes, das unter den Schöpfungswerken für Eins gezählt worden ist, und also auch in der Natur nicht für mehr gelten kann. Die Menschengattung ist die erste von allen diesen Einheiten; die andern, vom Elephanten bis zur Milbe, von der Ceder bis an den Ysop, sind in der zweiten und dritten Linie: und wiewol jede verschieden gestaltet und von verschiedener Beschaffenheit ist, ja selbst eine eigne Lebensart hat, so nimmt sie doch ihren Platz ein, besteht für sich, wehrt sich gegen andre, und macht zusammen mit den andern die lebende Natur aus, die sich erhält, und wie bisher noch ferner erhalten wird, so lange die gegenwärtige Einrichtung der Welt den Absichten des Schöpfers gemäß ist. Ein Tag, ein Jahrhundert, ein Menschenalter, alle Zeitabschnitte machen keinen Theil von ihrer Dauer aus. Die Zeit selbst hat nur ein Verhältniß zu den einzelnen Geschöpfen, das ist, zu solchen Wesen, deren Dasein vorübergehend ist. Das Dasein der Gattungen aber währt ununterbrochen fort; folglich macht dies ihre Dauer, und ihre Verschiedenheit ihre Anzahl aus. Jede Gattung hat ein gleiches Recht an den Gütern der Natur; alle sind ihr gleich lieb: denn eine jede erhielt die Mittel von ihr, so lange als sie selbst, zu sein und fortzudauern.

Wir wollen nun einmal die Gattung an die Stelle des Individuums setzen, uns den ganzen Schauplatz der Natur, und zugleich den überschauenden Blick eines Wesens denken, das die ganze Menschengattung vorstellte. — Wenn wir an einem schönen Frühlingstage Alles grünen sehen; sehen, wie Blumen sich öffnen, alle Keime hervorbrechen, wie die Bienen wieder aufleben, und die Schwalbe wiederkehrt; wenn die liebeflötende Nachtigall sich hören läßt; wenn Liebe in den Sprüngen des Widders, und in der Stimme des Stiers sich äußert; wenn Alles was lebt, sich sucht und paart, um neue Wesen hervorzubringen: — so herrscht in dieser ganzen Scene die Vorstellung einer neuen Belebung, Hervorbringung und Entstehung. Sehen wir hingegen in der finstern Jahreszeit, wenn Frost und Reif die Oberhand gewinnen, daß die Geschlechter gleichgültig werden, einander fliehen, anstatt sich wie vorher zu suchen; daß die Luftbewohner unser Klima verlassen, die Wasserthiere unter Gewölben von Eis ihre Freiheit verlieren; daß alle Insekten entweder verschwinden oder umkommen; daß die meisten Thiere träge und schläfrig werden, und sich Löcher graben, wohin sie ihre Zuflucht nehmen; daß die Erde sich verhärtet, die Pflanzen verdorren, die entlaubten Bäume sich unter der Last des Schnees krümmen und niedersenken: so dringt sich uns überall der Begriff von Entkräftung und Vernichtung auf. Allein diese Ideen von Zerstörung und Erneuerung, oder vielmehr die Bilder von Tod und Leben, sie mögen uns noch so groß und allgemein vorkommen, sind doch nur individuell und einzeln. Der Mensch ist ja selbst ein Individuum, und so beurtheilt er auch die Natur; da hingegen das Wesen, welches nach unserer obigen Voraussetzung die Stelle der ganzen Gattung verträte, ein allgemeineres und vollständigeres Urtheil fällen würde. Es sieht in dieser Zerstörung, so wie in der Erneuerung — in allen diesen Abwechselungen und Folgen sieht es nichts als Bleiben und Dauer. Die eine Jahreszeit ist für ein solches Wesen mit der im vorhergehenden Jahre einerlei; einerlei mit den Jahreszeiten aller Jahrhunderte. In seinen Augen sind das tausendste Thier in der Reihe der Geschlechter, und das erste, eins und dasselbe Thier. In der That auch; wenn wir immer so wie jetzt fortlebten, und dazu alle Wesen um uns her, so wie sie jetzt sind, beständig blieben; wenn alles beständig so wäre wie heute: so würde der Begriff, den wir uns von der Zeit machen, verschwin-

den, und das Individuum zur Gattung werden. Warum sollten wir uns das Vergnügen nicht gönnen, die Natur einige Augenblicke aus diesem neuen Gesichtspunkte zu betrachten? Wahrlich, der Mensch, wenn er in die Welt tritt, kommt aus der Finsterniß. Seine Seele ist so nackt wie sein Körper; er wird ohne Kenntniß, so wie ohne Schutzwehr geboren, bringt nur leidende Eigenschaften zur Welt; kann blos die Eindrücke der äußerlichen Gegenstände empfangen, und seine Sinneswerkzeuge rühren lassen. Das Licht schimmert lange vor seinen Augen, ehe er davon erleuchtet wird. Im Anfange empfängt er Alles von der Natur, und gibt ihr nichts zurück; sobald aber seine Sinne mehr Festigkeit erlangt haben, sobald er seine Gefühle mit einander vergleichen kann: so gehet er mit seinen Betrachtungen in die weite Welt; er macht sich Begriffe, er behält sie, erweitert und verbindet sie mit einander. Der Mensch, und besonders der unterrichtete Mensch, ist kein bloßes Individuum mehr; er ist, einem großen Theile nach, der Repräsentant der ganzen Menschengattung. Anfänglich theilten ihm seine Eltern die ihnen von ihren Voreltern überlieferten Kenntnisse mit. Diese hatten die göttliche Kunst erfunden, Gedanken zu zeichnen, und sie auf die Nachwelt zu bringen; dadurch sind sie gleichsam in ihren Enkeln wieder aufgelebt, und unsere Enkel werden einst auf eben diese Art mit uns sich vereinbaren. Diese in einem einzigen Menschen vereinigte Erfahrung mehrer Jahrhunderte, erweitert die Schranken seines Wesens unendlich. Nun ist er kein bloßes Individuum mehr, nicht mehr gleich den übrigen, auf die Gefühle des gegenwärtigen Augenblicks, noch auf die Erfahrungen eines von ihm selbst durchlebten Tages eingeschränkt; er ist beinahe jenes Wesen, welches wir uns vorhin an die Stelle der ganzen Gattung dachten. Er liest im Vergangenen, sieht das Gegenwärtige, urtheilt über das Zukünftige; und in dem Strome der Zeiten, der alle einzelne Dinge in der Welt herbeiführt, fortzieht und verschlingt, sieht er die Gattungen beständig, und die Natur unwandelbar. Da das Verhältniß der Dinge immer dasselbe bleibt, so übersieht er alle Zeitordnung: die Gesetze, nach welchen die Dinge sich erneuern, sind in seinen Augen blos ein Ersatz für dasjenige, was den Gesetzen ihrer Fortdauer fehlt; und eine stete Folge von Wesen, die alle einander gleich sind, gilt in der That gerade so viel, als das immerwährende Dasein eines einzigen von diesen Wesen.

Was bedeutet aber dieses große Gepränge immer wiederholter Zeugungen, dieser fast verschwenderische Aufwand, wenn gegen tausend Keime, die verunglücken, kaum einer fortkommt und seine ganze Bestimmung erfüllt? Wozu diese Fortpflanzung und Vervielfältigung der Wesen, die sich doch unaufhörlich zerstören und wieder erneuern, die immer nur einerlei Schauspiel machen, und die Natur weder mehr noch weniger bevölkern? Woher kommen diese Abwechselungen von Tod und Leben, diese Gesetze des Wachsthums und Ersterbens, alle diese Veränderungen in einzelnen Dingen? woher alle diese erneuerten Vorstellungen von einer und derselben Sache? Ich antworte: alles dieses gehört mit zum Wesen der Natur, und hängt von der ersten Einrichtung der Weltmaschine ab. Das Ganze dieser Maschine ist fest; alle ihre Theile sind beweglich. Die allgemeinen Bewegungen der Himmelskörper sind die Ursachen von den besondern Bewegungen der Erdkugel. Die durchdringenden Kräfte, welche diese großen Körper beleben, wodurch sie auf entfernte Gegenstände, und wechselsweise auf einander wirken, beleben auch jedes Atom der Materie; uud diese gegenseitige Zuneigung aller Theile unter einander ist das erste Band der Wesen, der Grund vom Bestande der Dinge, und die Stütze der Harmonie im Weltall. Die großen Verbindungen haben alle kleinere, untergeordnete Verhältnisse hervorgebracht. Die Umdrehung der Erde um ihre Achse verursacht die Abtheilung der Zeiträume in Tage und Nächte. Daher haben alle lebendige Bewohner der Erde ihre gewissen Zeiten des Lichts und der Finsterniß, des Wachens und Schlafens. Ein großer Theil von der Einrichtung der thierischen Natur, die Wirksamkeit der Sinne, und die Bewegung der Gliedmaßen beruhet auf dieser ersten Verbindung. In einer Welt, die in immerwährende Nacht verhüllet wäre, öffnete sich schwerlich ein Sinn für das Licht.

Da die schiefe Richtung der Erdachse bei der jährlichen Bewegung der Erde um die Sonne, stete Abwechselungen von Wärme und Kälte, nämlich die Jahreszeiten, hervorbringt; so hat auch Alles was lebt und wächst, im Ganzen genommen und in einzelnen Fällen, seine bestimmte Zeit des Lebens und des Todes. Das Abfallen der Blätter und Früchte, das Vertrocknen der Kräuter, der Tod der Insekten hängt gänzlich von dieser zweiten Verbindung ab. In den Erdstrichen, wo diese Verbindung nicht statt findet, wird das Leben der Gewächse nie-

mals unterbrochen; jedes Insekt durchlebt sein Alter. Und sehen wir nicht aus eben diesem Grunde unter der Linie, wo die vier Jahreszeiten in eine zusammen schmelzen, die Bäume immer grün, und die Natur in beständigem Frühlinge?

Die besondre Einrichtung in dem Bau der Thiere und der Pflanzen steht mit der Beschaffenheit der Luft auf dem Erdboden überhaupt in Verhältniß, und diese letztere hängt von der Lage der Erde, oder ihrem Abstande von der Sonne ab. In einer größeren Entfernung würden unsere Thiere und Pflanzen weder leben noch wachsen können. Das Wasser, der Nahrungssaft, das Blut, kurz alle andern Säfte würden ihre Flüssigkeit verlieren. Wäre die Erde weniger von der Sonne entfernt, so würden diese Säfte verschwinden und in Dünste verfliegen. Das Eis und das Feuer sind die Elemente des Todes, die gemäßigte Wärme ist der erste Keim des Lebens. Thiere und Pflanzen haben außerdem noch ein eignes Verhältniß zur Luft. Die reinste Luft, welche zur Respiration der Thiere am besten taugt, ist den Pflanzen tödtlich; im Gegentheil wachsen sie am besten in der von Thieren ausgehauchten verdorbenen Luft. Noch mehr. Im Sonnenlichte, und überhaupt bei Tage, geben die Pflanzen aus ihren Blättern jene reine Luft in größerer Menge als eine Ausdünstung von sich. Abermals eine weise Einrichtung der Natur, welche die Atmosphäre gerade zu der Jahreszeit, wo sie von phlogistischen und brennbaren Dämpfen, welche häufig aus der Erde aufsteigen, und sie für Thiere tödtlich machen würden, durch dieses Mittel wieder reinigen, oder wenigstens mit respirablen Theilen mischen läßt.

Die in allen organischen Körpern befindlichen Lebenskräfte, stehen mit dem Licht in genauem Verhältniß. Ueberall, wo die Sonnenstralen die Erde erwärmen können, wird die Oberfläche lebendig, mit Grün bekleidet, mit Thieren bevölkert. Das Wasser ist noch fruchtbarer als die Erde. Es empfängt mit der Wärme Bewegung und Leben. Das Meer bringt in jeder Jahreszeit mehr Thiere hervor, als die Erde ernährt, aber weniger Pflanzen; und da alle Thiere, die auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, oder dessen Tiefen bewohnen, nicht, wie die Landthiere, zu einem hinlänglichen Vorrathe von Gewächsen angewiesen sind: so sind sie gezwungen, unter sich, das eine auf Unkosten des andern zu leben; und in dieser Verbindung liegt der Grund ihrer ungeheuren Vermehrung. Allein auch auf dem

Lande sind die Gattungen der Thiere ungleich zahlreicher, als die Gattungen der Pflanzen: so getreu ist die Natur sich selbst in allen ihren Werken, so sicher erreicht sie auch in diesem Verhältniß ihren Endzweck, und verbreitet nicht nur überall lebendige Geschöpfe, sondern auch solche, die eines höhern Grades von Empfindung, eines willkürlichen Triebes, kurz des thierischen Lebens fähig sind. Unzählige Insektenarten nähren sich oft von einer einzigen Pflanzengattung; ihre zahlreichen Heere, die in der Luft, auf der Erde, im Wasser umherziehen, sind eine Nahrung der Vögel, Fische und kriechenden Thiere. Bei diesem Kriege der Thierarten unter einander ist für ihre Erhaltung dennoch gesorgt. Bald muß eine unzählbare Menge von Zeugungen, eine unbeschreibliche Fruchtbarkeit, die Fortdauer der Gattung sichern; bald hat die Natur so viele künstliche Triebe in das Thier gelegt, die alle auf seine Beschützung und Erhaltung zwecken, daß es sicherlich so lange seinen Feinden entgeht, bis es für die Fortpflanzung seiner Gattung gesorgt, und seine Nachkommenschaft im Keime hinterlassen hat. Der Vermehrungstrieb, der so heftig und unwiderstehlich ist, daß er die Natur der Thiere auf eine Zeitlang umändert, und die furchtsamsten grimmig macht; der Trieb der mütterlichen Zärtlichkeit, der bis zum Heldenmuthe, bis zur Aufopferung für die Jungen geht, sind kräftige und sichere Mittel zur Erhaltung der Gattungen, und entstammen vielleicht der ersten Urkraft, der wechselseitigen Anziehungskraft gleichartiger Wesen, so wunderbar, so nahe grenzend an Vernunft ihre Wirkungen sind.

Doch dieser Vorzug ist dem Menschen ausschließend eigen. Zur Anbetung des Schöpfers gemacht, gebietet er über alle Geschöpfe; als Vasall des Himmels, und König der Erde, veredelt, bevölkert, und bereichert er sie: er zwingt die lebenden Geschöpfe zur Ordnung, Unterwürfigkeit und Eintracht; er selbst verschönert die Natur; er bauet, erweitert und verschönert sie. Er rottet Disteln und Dornen aus, pflanzt Weinstöcke und Rosen an ihre Stätte. Dort liegt ein wüster Erdstrich, eine traurige, von Menschen nie bewohnte Gegend, deren Höhen mit dichten schwarzen Wäldern überzogen sind. Bäume ohne Rinde, ohne Wipfel, gekrümmt, oder vor Alter hinfällig und zerbrochen; andere in noch weit größrer Zahl, an ihrem Fuße hingestreckt, um auf bereits verfaulten Holzhaufen zu modern, — ersticken und vergraben die Keime, die schon im Begriff waren, hervor-

zubrechen. Die Natur, die sonst überall so jugendlich glänzt, scheint hier schon abgelebt; die Erde, mit den Trümmern ihrer eigenen Produkte belastet, trägt Schutthaufen, anstatt des blumigen Grüns, und abgelebte Bäume, die mit Schmarotzerpflanzen, Moosen und Schwämmen, den unreinen Früchten der Fäulniß, beladen sind. In allen niedrigen Theilen dieser Gegend stockt todtes Wasser, weil es weder Abfluß noch Richtung erhält; das schlammige Erdreich, das weder fest noch flüssig, und deshalb unzugänglich ist, bleibt den Bewohnern der Erde und des Wassers unbrauchbar. Sümpfe, die mit übel riechenden Wasserpflanzen bedeckt sind, ernähren nur giftige Insekten, und dienen unreinen Thieren zum Aufenthalt. Zwischen diesen Morästen und den verjährten Wäldern auf der Höhe, liegt eine Art Heiden und Gräsereien, die unsern Wiesen in nichts ähnlich sind. Die schlechten Kräuter wachsen dort über die guten weg, und ersticken sie. Es ist nicht der feine Rasen, den man den Flaum der Erde nennen könnte, nicht eine beblümte Aue, die ihren glänzenden Reichthum von fernher verkündigt; es sind rauhe Gewächse, harte stachlige, durch einander geschlungene Kräuter, die nicht sowol fest gewurzelt als unter sich verwirrt zu sein scheinen, nach und nach verdorren, einander verdrängen, und eine grobe, dichte, und mehre Schuhe dicke Watte bilden. Keine Straße, keine Gemeinschaft, nicht einmal die Spur von einem verständigen Wesen zeigt sich in dieser Wüstenei. Will der Mensch sie durchwandern, so muß er den Gängen wilder Thiere nachspüren, und stets auf seiner Hut sein, wenn er ihnen nicht zum Raube werden soll. Ihr Gebrüll erschreckt ihn; ein Schauder überfällt ihn selbst bei dem Stillschweigen dieser tiefen Einöde. Plötzlich kehrt er um, und spricht: die Natur ist scheußlich und liegt in ihren letzten Zügen; ich, nur ich allein, kann ihr Anmuth und Leben schenken. Auf! laßt uns jene Moräste trocknen, jenes todte Wasser beleben, fließend machen, Bäche und Kanäle damit anlegen! Laßt uns von jenem wirksamen und verzehrenden, vorher verborgenen und blos durch unser Nachforschen entdeckten Elemente Gebrauch machen! Laßt uns diesen überflüssigen Unrath, jene schon halb vergangenen Wälder mit Feuer verbrennen, und, was das Feuer nicht aufreibt vollends mit der Axt zerstören. Bald werden wir, anstatt der Binsen und Wasserlilien, unter denen die Kröte wohnte, Ranunkeln und Klee nebst andern süßen und heilsamen Kräutern hervorkommen

sehen. Hüpfende Heerden sollen diesen vormals unwegsamen Boden betreten, dort reichlichen Unterhalt, eine immergrüne Weide finden, und sich immer stärker vermehren. Diese neuen Hülfsmittel nutzen wir zur Vollendung unseres Werkes; wir beugen den Ochsen unter das Joch, und lassen ihn das Land mit Furchen beziehen; bald grünt die neue Saat anf unsern Aeckern, und eine neue, verjüngte Natur geht aus unsern Händen hervor.

Wie schön ist sie nicht, diese gebaute Natur! Wie hat die Sorgfalt des Menschen sie so glänzend und prächtig geschmückt! Er selbst, der Mensch, gereicht ihr zur vornehmsten Zierde; er ist das edelste Erdengeschöpf; er pflanzt ihre kostbarsten Keime fort, indem er sich selbst vermehrt. Auch sie, die Erde scheint mit ihm sich zu vermehren. Alles was sie in ihrem Schooße verbarg, bringt er durch seine Kunst an das Licht. Wie viele Schätze, die man sonst nicht kannte! Welche neue Reichthümer! Blumen, Früchte, Getreide, alles wird zur Vollkommenheit gebracht, und bis ins Unendliche vervielfältigt. Die nützlichen Gattungen von Thieren werden vermehrt, die schädlichen vermindert, eingeschränkt und verwiesen. Gold, und Eisen, das noch unentbehrlicher ist als Gold, wird aus dem Innersten der Erde hervorgeholt. Ströme werden in ihren Ufern gehalten, Flüsse geleitet oder eingeschränkt; selbst das Meer hat man sich unterwürfig gemacht, ausgekundschaftet, und von einer Halbkugel zur andern durchsegelt. Das Erdreich ist überall zugänglich, überall so belebt als fruchtbar geworden; in den Thälern findet man lachende Wiesen, auf den Ebenen fette Weiden und noch fettere Aecker; die Hügel sind mit Reben und Obstbäumen, und ihre Gipfel mit nützlichen Forsten bekränzt. Aus Wüsteneien sind volkreiche Städte geworden, deren Einwohner sich in einem beständigen Kreislaufe aus diesem Mittelpunkte in die entferntesten Gegenden verbreitet. Die Landstraßen, und der Verkehr mit den Nachbarn, sind Zeugen von der Stärke und Vereinigung der Gesellschaft. Tausend andere Denkmäler der Macht und des Ruhms beweisen zur Genüge, daß der Mensch als Eigenthumsherr der Erde ihre ganze Oberfläche verwandelt und erneuert, ja daß er von jeher die Herrschaft mit der Natur getheilt hat.

Indessen gibt ihm nur die Eroberung ein Recht zu regieren. Seine Regierung ist mehr Genuß als Besitz; er muß seine Sorgfalt beständig erneuern, wenn er das Seinige behalten will: sobald diese aufhört, so schmachtet, verdirbt und verwandelt sich

Alles; Alles kehrt in das Gebiet der Natur zurück: sie tritt wieder in ihre Rechte, löscht die Werke des Menschen aus, bedeckt seine stolzesten Denkmäler mit Staub und Moos, zerstört sie vollends mit der Zeit, und läßt ihm nichts übrig, als den quälenden Verdruß, das mühsam erworbene Gut seiner Vorfahren durch seine Schuld verloren zu haben.

Diese Zeiten, wo der Mensch sein Eigenthum verliert, die Jahrhunderte der Barbarei, da alles zu Grunde geht, werden immer durch Kriege vorbereitet und bringen in ihrem Gefolge Hungersnoth und Entvölkerung. Der Mensch, der nichts vermag, als durch seine Anzahl, der ohne Vereinigung mit Andern keine Stärke besitzt, und nur durch den Frieden glücklich lebt, — der Mensch ist unsinnig genug, zu seinem Unglück die Waffen zu ergreifen, sich seinen Untergang zu erkämpfen. Gereitzt von unersättlicher Begierde, und geblendet von dem noch unersättlicheren Ehrgeiz, entsagt er den Empfindungen der Menschheit, gebraucht alle seine Kräfte gegen sich selbst, sucht sich gegenseitig zu zerstören, und zerstört sich in der That. Wenn nun die Tage des Mordens und Blutvergießens vorüber sind, und der Dunst von Ehre zerflattert ist, so sieht er mit traurigen Blicken die Erde verwüstet, die Künste begraben, die Völker geschwächt und zerstreut, sein eignes Glück zu Grunde gerichtet und seine wirkliche Macht zerstört.

Wer kann eine unendliche Menge von Gegenständen ordnen? wer kann ihre Beschreibung in wenige Worte zusammendrängen? wer vermag es, einen Blick in das Weltall zu thun, und gerade das Merkwürdigste da herauszuheben, wo Alles gleich wichtig und gleich wunderbar, wo der Schöpfer im ganzen Sonnen- und Sternensystem nicht bewundernswürdiger als im kleinsten Stäubchen ist? Wo ist Anfang, wo ist Ende eines solchen Blickes? Einige Punkte, einige stärker ins Auge fallende Gegenstände versprach ich zu haschen, und vorzutragen. Dies und mehr nicht habe ich geleistet.

Der Brotbaum.

At mihi cura
Non mediocris inest, fontes ut adire remotos
Atque haurire queam vitae praecepta beatae.

1784.

Seit mehr als drittehalb hundert Jahren zieht Europa durch seinen alles verschlingenden Handel die asiatischen Naturgeschenke und die des vierten und fünften Welttheils an sich, und gibt ihnen durch neue Arten der Anwendung einen Werth, den sie in ihrem Vaterlande nicht hatten. Was dort in die Augen fiel, oder irgend einen andern Sinn durch Seltenheit und auserlesene Eigenschaften rührte, ward solchergestalt frühzeitig unter unsern Vorfahren bekannt. Eine zahllose Menge von Neuigkeiten empfahlen sich dem Beobachter durch ein schimmerndes Aeußere, und unser Welttheil wiederhallte von ihrem Lobe, indeß der minder glänzende Brotbaum, wie eine sittsame Schöne, seiner wesentlichen Vorzüge ungeachtet, lange noch unbekannt blieb. Einzelne Seefahrer, die seine nahrhafte Frucht gekostet, oder gar durch den Genuß derselben ihr vom Scharbock untergrabenes Leben gerettet hatten, fingen an in ihren Tagebüchern seiner zu erwähnen; doch waren ihre Beschreibungen so unvollständig und der Ruhm, den sie ihm zuerkannten, so dürftig, daß keines von beiden Eindrücke auf den Leser machte. Billig hätte dasjenige, was der unermüdete hanauische Naturforscher, Georg Eberhard Rumph, in seinem so kostbaren als unentbehrlichen Kräuterbuche

von Amboina über diesen Gegenstand zusammentrug, größere Aufmerksamkeit erregen müssen. Allein zu geschweigen, daß dieses unsterbliche Werk, welches manchen neuern Kräutersammler beschämt, wegen seines hohen Preises in wenigen Händen ist, so wußte man bis auf unsere Zeiten nicht, daß er bereits den Baum beschrieben hätte, der ganzen Völkern ihren täglichen Unterhalt gibt.

Erst innerhalb der beiden letzten Jahrzehende ward der Brotbaum als eines der wohlthätigsten Naturprodukte bekannt, und fast zu gleicher Zeit von englischen, schwedischen, französischen und deutschen Naturkundigern beschrieben. Durch die neueren Entdeckungsreisen lernte man mit Verwunderung, daß die Bewohner des großen Inselmeeres, zwischen Asien und Amerika, von diesem Baume eine Speise pflücken, die dem menschlichen Körper wo nicht mehr, doch wenigstens in jenem Erdstrich eben so angemessen ist, als unser Weizen und Roggen; eine Speise, wobei sie langes Leben und eine Fülle der Gesundheit genießen, die wir kaum durch den in unsrer kalten Himmelsgegend unentbehrlichen Zusatz von thierischen Nahrungsmitteln, so frisch und dauerhaft erhalten können. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß sich kein unmittelbarer Nutzen für Europa von diesem Baum erwarten läßt, der in den südlichsten Gegenden von Italien und Portugal den Winter schwerlich ausdauern würde; desto schätzbarer aber könnte dessen Anbau in den westindischen Inseln werden, wo der unglückliche Negersclave nur am siebenten Tage der Woche für seinen kümmerlichen Unterhalt sorgen darf. Ein menschenfreundlicher Vorschlag diese Verpflanzung zum Besten der Neger ins Werk zu stellen und eine darauf gesetzte Belohnung, blieben bis jetzt in England ohne allen Erfolg. Wäre es auch wirklich ausgemacht, wie ein sonst scharfsinniger Fabricius will, daß die Neger nur Bastarde von Affen und Menschen wären, so hätten sie wenigstens als die brauchbarsten aller Hausthiere von ihren Zuchtmeistern gleiche Vorsorge mit dem übrigen Lastvieh verdient; und wie vielmehr, da dieser Gedanke nicht die Probe hält, und jene so gemißhandelten Geschöpfe, ihr Abstamm sei so ungewiß wie man will, dennoch unläugbar als Menschen, durch Bewußtsein und Vernunft, ein besseres Recht auf unser Herz haben. Doch wann hat je der Eigennützige sein wahres Interesse recht erkannt? Wo hat nicht niedere Gewinnsucht, ich mag nicht sagen, sein Gefühl — das hatte er nie — sondern seinen Blick ins All des menschlichen Thuns verwirrt?

Herrn Sonnerat, Correspondenten der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris, glückte es zuerst, etliche junge Sprößlinge des Brotbaums von den Philippineninseln nach Isle de France im indischen Meere zu bringen, woselbst Herr Poivre, der verdienstvolle Intendant dieser französischen Besitzung sich alle Mühe gab ihren Anbau zu befördern. Bald darauf, im Jahr 1777, schickte Herr D. Thunberg, nunmehriger Demonstrator des botanischen Gartens zu Upsala in Schweden, eine ziemliche Anzahl kleiner Pflänzchen eben dieses Baumes von Batavia nach Amsterdam, für den dortigen medicinischen Garten, und im folgenden Jahre nahm er selbst aus Ceylon junge Ableger oder Wurzeln in großer Menge mit sich nach Europa, die des fleißigen Begießens, welches jeden Abend geschah, und der heißen Witterung ungeachtet nicht vor dem zweiten und dritten Monat, oft aber noch viel später, anfingen auszuschlagen. Eben dieser gelehrte Kräuterkenner hatte bereits im Jahr 1776 eine botanische Beschreibung des Brotbaums in den schwedischen Abhandlungen einrücken lassen, nachdem wir ein Jahr vorher die Theile der Blüthe beschrieben und abgebildet herausgegeben hatten. (S. Characteres Generum Plantarum in itinere ad ins. maris australis coll. cet. pag. 101. 102. tab. 51. a.) Noch früher beschrieb zwar der Reisegefährte des berühmten Ritters Banks, der verstorbene D. Solander, den Brotbaum in den Inseln des Südmeers; allein diese Beschreibung, nebst den unzähligen andern von demselben geübten Botaniker, hat man der gelehrten Welt noch nicht vorgelegt. Bis diese so sehnlich verlangten und erwarteten Schätze uns aufgethan werden, mag folgendes als ein Beitrag zur Geschichte und Beschreibung eines in aller Absicht so wichtigen Naturproductes dienen.

Der Brotbaum gehört unter die geringe Anzahl von Pflanzen, welche sich über einen ansehnlichen Theil unserer Erde verbreitet haben. Von Suratte an bis zu den Marquiseninseln, im stillen Weltmeer, auf einer Strecke von 150 Graden der Länge, oder mehr als 2000 geographischen Meilen, trifft man ihn fast auf jeder Küste und auf jeder Insel an. Daß ihn aber die Natur in diesem ganzen Bezirke überall uranfänglich von selbst und ohne Zuthun der Menschen habe wachsen lassen, will ich keineswegs behaupten. Einige maldivische Schiffer, die in ihren Kähnen alljährlich nach Ceylon fahren, brachten in den Jahren 1727 und 1728 die beiden ersten Ableger des Brot-

baums dahin, welche in der Festung zu Kolombo in einem Garten gepflanzt wurden. Diese beiden Stämme, die Thunberg noch 1778 als große Bäume sah, haben Ceylon überall, um Kolombo, Gale, Maturam, Jafnapatnam und Trinquilimale, mit einer Menge von jungen Brotbäumen angefüllt, welchen man zum Andenken ihrer Herkunft den Zunamen der Maldivischen beilegt. Thunberg, der uns diese Nachricht im 69. Bande der philosophischen Transaktionen aufbewahrt hat, meldet nicht, woher die Maldiver jene beiden Stämme geholt haben, und dieses möchte auch wol nicht so leicht zu bestimmen sein. An den Küsten von Malabar und Koromandel, z. B. in Suratte, am Vorgebirge Komorin, zu Sutukorin, Trankebar und Negapatnam, sieht man zwar den Brotbaum unter den kultivirten Pflanzen; jedoch ist er daselbst nichts weniger als einheimisch, sondern wird von den Einwohnern selbst durchgehends als ein später Ankömmling betrachtet.

Auch glaube ich noch mit Recht daran zweifeln zu dürfen, ob die östlichen Inselgruppen des stillen Weltmeers, wie Taheiti mit den Societätsinseln, die Marquisen-, Freundschafts- und Sandwichsinseln, den Brotbaum unter ihre ursprünglich einheimischen Produkte zählen? Man müßte bestimmt anzugeben wissen, unter welchen Umständen die Bevölkerung jener Inseln geschah, um über diesen Punkt entscheiden zu können. War es bloßer Zufall, der einzelne Familien in ihren Kähnen unvermuthet bald hie bald dorthin verschlug, so müssen wir freilich auch annehmen, daß sie ohne alle Vorbereitung an ihre neuen Wohnsitze gelangten, mithin, daß alle Lebensmittel und Bequemlichkeiten, in deren Besitz wir ihre Nachkommen neuerlich fanden, daselbst von der Schöpfung her einheimisch gewesen sind. Allein ich werfe einen Blick auf die Karte jener Weltgegend: ich übersehe das große stille Weltmeer, und finde darin die entferntesten, einzeln und zerstreut liegenden Inseln nicht nur von Menschen bewohnt, sondern sogar von eben demselben Volke besetzt, dessen übrige Stämme alle asiatischen Inseln (vielleicht auch, wie Marsden meint, Madagaskar), inne haben. Ich gestehe es, hier kann ich mich nicht überzeugen, daß ein Sturm, oder eine Reihe von ähnlichen Zufällen hinreichend sei, diese allgemeine Zerstreuung einer und derselben Völkerschaft über einen so großen Ocean, bis hinauf nach Neuseeland und wieder hinab zur Osterinsel, auf eine befriedigende Art zu erklären. Ein gewisser allgemeiner Geist,

der sich nach den Bedürfnissen des Zeitalters zu modificiren scheint, beseelte von jeher die Menschen unseres Welttheils. Uns sind Zeitabschnitte bekannt, wo ein unwiderstehlicher Trieb die Einwohner des westlichen Asien und die von Europa zur Räumung ihrer Wohnorte bewog; Zeitabschnitte, wo zahlreiche Horden halbe Welttheile durchirrten, ehe sie wieder zur Ruhe kommen konnten. Warum stehen wir nun an, bei dem asiatischen Stammvolke unserer Insulaner eine Wanderungsepoche vorauszusetzen, von deren Wirklichkeit uns jene Uebereinstimmung zu überführen scheint? Alsdann gewinnt die streitige Frage über die Heimath des Brotbaums ein anderes Ansehen: denn wer sieht nicht, daß ein vorhergefaßter Entschluß ostwärts zu wandern, Zurüstungen zur Reise möglich und nothwendig macht, die bei einer durch widrige Zufälle erzwungenen Veränderung des Wohnorts nicht stattfinden konnten? Sobald entweder Unterdrückungen der Mitbürger, oder fremde Eroberer, oder abergläubige Sagen, oder sonst eine Veranlassung einer Anzahl von Familien ihren bisherigen Aufenthalt verhaßt machten, und sie darauf sannen, sich einen bessern zu suchen: was konnte da natürlicher sein, als alle ihre bewegliche Habe mit sich zu führen, und ihr Schiffchen sowol mit den brauchbarsten Hausthieren, nämlich Schweinen, Hunden und Hühnern, als auch mit denjenigen Pflanzen zu beladen, von denen sich der größte Nutzen erwarten ließ, deren Wurzeln sich unterweges am längsten zu halten versprachen und deren Anbau endlich die geringste Mühe kosten würde? Daß aber der Brotbaum, der, nach diesen drei Haupteigenschaften zu urtheilen, vor vielen andern mitgenommen zu werden verdiente, auch wirklich als das kostbarste, was wandernde Völker mit sich führen konnten, auf diese Art nach den östlichen Inselgruppen gekommen sei, ist eine Vermuthung, worin mich noch der folgende Umstand bestärkt. Auf allen bisher im Südmeer besuchten Inseln hat man, so viel ich weiß, nirgends einen Brotbaum in den unbebauten Gegenden wild angetroffen: alle dort vorhandene Bäume dieser Art hatten Menschenhände gepflanzt. Hingegen findet man um Batavia, auf Java und Sumatra, in Amboina, Banda, den übrigen Gewürzinseln, Neuguinea, Celebes und den Philippinen häufig eine wildwachsende Sorte, von der, allem Vermuthen nach, die kultivirte entsprossen ist. Genug — wenn man den Schluß gelten läßt, daß der Ort, wo eine Pflanze wild wächst, eigentlicher ihr Vaterland genannt wer-

den dürfe, als jener, wo sie nur gebaut wird, — um es wenigstens höchst wahrscheinlich zu machen, daß der Brotbaum ursprünglich in die näher an Asien grenzenden Inseln zu Hause gehört, und nur von Menschen weiter ostwärts gebracht worden ist.

Es verdient in dieser Rücksicht auch eine Bemerkung, daß die Brotfrucht in den östlichen Gruppen der Societäts- und Marquiseninseln keine Saamen enthält. Kaum unterscheidet man in der großen mehligen Masse einige ganz feine haarförmige Theilchen, die man als Spuren der Saamenkerne ansehen kann. Ich lasse es dahin gestellt, ob diese Verstümmelung der Frucht eine Folge der Methode sei, die Bäume durch Schnittlinge und Ableger zu vermehren: sie ist wenigstens Folge der Kultur überhaupt, die man an dem wilden Brotbaum nicht wahrnimmt. In der Frucht dieser letztern Sorte stecken eine Menge ausgebildeter Saamenkerne, von der Größe wie Mandeln. Neben der saamenlosen Art gibt es auch in den Gewürzinseln, den Philippinen und Marianen eine gepflanzte, deren Früchte ebenfalls mit fruchtbaren Kernen, welche unsern Kastanien ähneln, angefüllt sind. Von dieser letztern gepflanzten, saamenbringenden Art des Brotbaums pflegte Solander zu erzählen, daß sie zufolge dem Zeugniß der ältesten Einwohner von Taheiti, ehedem auch daselbst vorhanden gewesen, endlich aber durch Vernachlässigung, und weil man die saamenlose vorgezogen hätte, gänzlich ausgegangen wäre. Man liest ferner in einem der neuesten Reisebeschreiber, dem französischen Schiffskapitain Crozet, daß diese besaamte zahme Spielart des Brotbaums selbst in Guam, der vornehmsten Marianeninsel, selten geworden ist. Vielleicht gründete sich aber auch D. Solander's Erzählung auf einen Mißverstand, der bei unserer geringen Kenntniß der südländischen Sprachen nichts Unmögliches gewesen wäre. Es konnte eine von jenen Sagen sein, vermittelst welcher man sich dort des Wohnorts der Vorfahren erinnerte; eine Art der Erinnerung, die bei jenen Völkern, so wie bei andern Halbwilden, nicht ohne Beispiel ist. (S. Bemerkungen über Gegenst. der Physik rc. auf einer Reise um die Welt gesammelt, S. 135.)

Es scheint also ausgemacht, daß der Brotbaum ursprünglich nur in jene merkwürdige Weltgegend zu Hause gehört, welche fast ausschließlich die kostbarsten und seltensten Naturprodukte besitzt. Die auf der asiatischen Seite des großen Weltmeeres

legenen Inselgruppen prangen in der That mit Allem, was die bildenden Kräfte Schönes, Prächtiges, in die Sinne Fallendes haben, in einer endlosen Mannigfaltigkeit; und man möchte sagen, hier sei das Auserlesenste der todten und belebten Schöpfung in einer mehr als königlichen Schatzkammer zusammen geflossen. Das Edelgeslein und das Gold, das in den Gebirgen von Luzon und Borneo häufig angetroffen wird, verliert seinen Werth gegen den noch köstlichern Ambra, den das Meer den Küsten von Sumatra zuführt. Hier bereitet die Sonne die feinsten und geistigsten Mischungen der Pflanzensäfte; statt gemeinen Gummi und Harzes fließt Kampher, fließt Benzoe aus den Wunden der Bäume, oder flüchtig wohlriechende Oele durchdringen die Rinden, füllen Blüthen und Früchte, und bilden jene vortrefflichen Gewürze, um deren Besitz die Völker Europen's blutige Kriege geführt haben, und deren Alleinhandel ehedem die Niederlande bereicherte. Hier übertrifft der Mango und die Mangostane die wohlschmeckendsten Früchte eines jeden andern Welttheils; und dem verwöhntesten Gaumen, der im unaufhörlichabwechselnden Kitzel Befriedigung sucht, können mehr als funfzig andere edle Fruchtarten ein völliges Genüge leisten. Diese Gegend ist auch das Vaterland unzähliger schönen Blumen, die mehr als einen Sinn zugleich ergötzen. Hölzer von innerm Bau und Dauer ohne Gleichen, streben hier in den Wäldern empor; und das erhabene Geschlecht der Palmen ist hier mit allen seinen Gattungen einheimisch. Herrlich strecken diese Fürsten des Pflanzenreichs den schlanken Stamm über alle andre Bäume hinan, breiten die gefiederten Wipfel von immerwährendem Grün über sich aus, und stehen da, als unnachahmliche Ideale, in majestätischer Einfalt. Und welch ein Glanz umstrahlt nicht die lebendigen Bewohner dieses Welttheils! Ihre entseelten Ueberbleibsel sogar, die Conchylien, schmückt ein wunderbarer Reichthum der Zeichnung und des Colorits. Das Feuer, die Größe und vollkommene Ründe der Perlen von Soolo, sind in dem ganzen Orient durchgängig berühmt. Die Fische im dortigen Meere, die Schmetterlinge und andere Insekten wetteifern mit einander um den Preis der Seltenheit, es sei an Gestalt oder Farbe. Eben so reich ist das Kleid unzähliger Gattungen des Geflügels. Doch schimmern vor allen die Paradiesvögel, wie die selten gesehenen Bewohnerinnen eines asiatischen Harems, mit vielfarbigem Gold übergossen und in den Purpur der Morgen-

röthe getaucht. Endlich treten auch die größeren Thiere in mannigfaltiger Bildung einher, mit einem Geschöpf an ihrer Spitze, in dessen menschenähnlicher Gestalt die Natur vielleicht hat zeigen wollen, wie genau sie das Meisterstück der Schöpfung, wenigstens im Aeußerlichen, mit ihren Formen nachbilden könne *)!

Nach welchen Gesetzen diese göttliche Bildnerin bei der Austheilung ihrer Güter verfährt, und inwiefern das Klima eines jeden Orts zum Dasein bestimmter organischer Körper mit ihren eigenthümlichen Gestalten und Eigenschaften, als hervorbringende Ursache mitwirken kann? dies gehört noch beides in die Reihe außer unserm Gesichtskreise liegender Dinge. Einst werden aber auch diese dem weiterschauenden Weltweisen offenbar, wenn er mit den Materialien, die wir sammeln, das große kaum noch gegründete Lehrgebäude der Physik vollendet haben wird. Ein Zaubernetz von unzähligen Fäden und durcheinandergeschürzten Knoten, wo Eins mit Allen und Alles mit Einem zusammenhängt, ein System voll himmlischer Uebereinstimmung wird er einst in der Mannigfaltigkeit der Schöpfung finden, wo unser begrenzter Blick jetzt nur das Gaukeln einer unerschöpflichen Phantasie wahrzunehmen glaubt, die ihr Füllhorn aufs geradewohl ausgeschüttet hat. Wie frohen Muthes können wir da nicht künftigen Zeitaltern vorarbeiten, und auf die Früchte unsrer Bemühungen Verzicht thun, indem wir bereits so glücklich im Genuß der reichen Ernte sind, die eben so durch unserer Vorgänger Aussaat, uns bereitet ward. Wolan! laßt uns willig die voreiligen Entstehungshypothesen in das enge Zimmer zurück-

---

*) Man sieht daß vom sogenannten Orang-Utang die Rede ist. Ob wir aber bisher den rechten gekannt haben, oder ob es noch einen nähern Halbbruder des Menschengeschlechts in den Wäldern von Borneo gibt, als jenen, den der vortreffliche Camper zerlegte? darüber mag folgende Stelle eines Briefes von diesem edlen Eiferer um die Naturwissenschaft, an mich, unter dem 16. November 1783, entscheiden: Quelle était ma surprise lorsque je recevais des Indes, en présence de nos voyageurs. (Herr Professor Fischer aus Göttingen und Herr Reimarus aus Hamburg). *La tête d'un orang* ou singe, plus grande, plus robuste que celle de l'homme! mais le crâne plus petit et sur le milieu avec une côte, afin de rendre les temporaux plus forts. Sa grandeur n'avait été que de 53 pouces, pas encore quatre pieds et demi; et pourtant la tête était si énorme! C'est une acquisition pour mon cabinet, sans prix, unique et très intéressante! Les dents sont plus ressemblantes à celles du mandril, que celles de l'orang.

bannen, wo sie vielleicht in finstern Rauchgewölk n entstanden. Laßt uns die Natur in ihren entferntesten und verborgensten Werkstätten, wie in den nahen und zugänglichen, belauschen, nur Thatsachen aufzeichnen und dann behutsame Folgerungen ziehn.

Merkwürdig scheint es mir immer, daß ein milder Himmel und gesunde Luft fast in jedem Erdstrich die besten Naturgüter begleiten, und den Menschen vielleicht anlocken sollten, sich damit so vorzüglich gesegnete Wohnsitze zu wählen. Jene blumigen Gefilde, wo Proserpine mit ihren Gespielinnen Kränze wand; jene Rebengebirge des Tagus, die dem hektischen Briten neue Lebenskraft schenkten, sind glänzende Beispiele von einer anscheinenden Parteilichkeit der Natur. Aber dort, wo sie ihren ganzen Reichthum zur Schau trägt, ist ein schönes Klima schon allein um dieser Vorzüge willen, eine Krone, deren Glanz Alles verdunkelt und Alles vollendet.

Zwischen den Wendekreisen liegt ein ansehnlicher Strich, den man verhältnißweise gegen das Uebrige des heißen Erdgürtels gemäßigt nennen könnte. Er begreift in sich das große stille Weltmeer, von den westlichen amerikanischen Gestaden an, bis hinüber an die Ostküste von Asien und ist gleichsam ein weit ausgebreiteter Archipel, voll zahlreicher Gruppen von Inseln. Es liegen in diesem Bezirk die flachen Koralleneilande, die Marquisen-, die Societäts- und Freundschaftsinseln, die neuen Hebriden, Neukaledonien, Neuirland, Neubritannien, Neuguinea, nebst den papuischen Inseln, die Palaos-, die Karolinen-, die Sandwichinseln, die Marianen-, die Philippinen-, die Molucken- und die Sundainseln. Bei weitem den beträchtlichsten Theil dieses Strichs, der im Ganzen leicht anderthalb Millionen geographische Quadratmeilen enthalten kann, bedeckt das Weltmeer, in dessen unermessener Weite die Inseln als Pünktchen erscheinen. Nur indem man sich der asiatischen Seite nähert, drängen sie sich häufiger zusammen und bilden dort Massen von beträchtlichem Umfange. Borneo, Celebes, Sumatra und Java sind in der That die größten Inseln unsers Planeten, die sich aber auch wegen eben dieser auszeichnenden Größe, wegen ihrer aneinandergedrängten Lage und der Nähe des festen Landes von den übrigen durch einen etwas stärkeren Grad der Hitze unterscheiden. Der Luftzug, welcher mit beinahe ungestörter Einförmigkeit zwischen den Wendekreisen von Morgen gegen Abend streicht, wird auch hier nicht wesentlich unterbrochen, als bis er zwischen die

großen gebirgigen Inseln auf der asiatischen Seite geräth. Hier stellen ihm die Philippinen und Borneo eine so hohe und so lange Gebirgsmauer entgegen, daß er längs den Küsten bald nordwärts, bald südwärts hinziehen muß. Dieser beständige Strom von kühler reiner Luft erquickt die ganze thierische Oekonomie und verbreitet Gesundheit und Leben. Kanäle, deren stockendes Wasser Verwesung duftet, machen zwar den Mittelpunkt des holländischen Handels in Indien, das üppige Batavia zu einem höchst ungesunden Aufenthalt; jedoch diese den Europäern so furchtbar gewordene Eigenschaft der dortigen Atmosphäre ist so ganz die Folge der Unbesonnenheit, womit man die Bauart des kalten, umnebelten Niederlands unter scheitelrechter Sonne nachzuahmen und eine große Hauptstadt mitten in sumpfigen Reisäckern anzulegen wagte, ist so wenig in der natürlichen Beschaffenheit des Klima selbst gegründet, daß sogar der Sieche, der bereits des Grabes Beute werden sollte, schnelle Genesung erlangt, wenn er sich nur einige Stunden Weges von den giftigen Ausdünstungen der Stadt und der umliegenden Moräste entfernen kann. Die Länge der Nächte, welche den Tagen beständig gleich bleiben, gewährt diesem Erdstrich einen neuen Vortheil, indem sie den zur Abkühlung der Luft und hauptsächlich zur Stärkung und Nahrung des Pflanzenreichs so unentbehrlichen Niederschlag wässeriger und brennbarer Dünste befördert. Eben jene Richtung der Erdachse, die dort Tage und Nächte fast beständig gleicht, bei uns hingegen lange Sommertage und eben so lange Winternächte verursacht, ist auch hinreichend im heißen Erdstrich zweierlei Jahreszeiten, die nasse und trockne, zu bewirken, dergestalt, daß in der letztern dasjenige zur vollkommenen Reife gedeiht, was in der ersten hervorzukeimen und zu wachsen begann.

Allein so reizend nun dieses nach der Natur entworfene Gemälde sein mag, so hat es gleichwol auch seine schwarze Schatten. Denjenigen Inselgruppen, welche nach Osten hin, im Meere gleichsam verloren und weit von einander verstreut liegen, wurde zwar von den vorhin erwähnten Reichthümern der Natur nur wenig zu Theil; jedoch, sie blieben auch dafür mit manchen wesentlichen Uebeln verschont, die bei einer größeren Verschiedenheit und Vielfältigkeit der Produkte und Geschöpfe aller Art wol unvermeidlich sind. So kennt z. B. das glückliche Taheiti mit seinen benachbarten Inseln nichts von jenen reissen-

den Tigern, die auf Sumatra, Java und Borneo die Heerden zerstücken und selbst den Menschen furchtbar sind. Giftige Schlangen, die man häufig genug in den Wäldern dieser großen Inseln antrifft, und gefräßige Krokodille, die in ihren Flüssen das Schrecken der belebten Schöpfung sind, wurden fernerhin nach Morgen nie gesehen und scheuchten dort Niemand vom schattenreichen Hain oder vom kühlen Bade zurück. Das durchdringende Gift, welches der Einwohner von Makassar aus Pflanzensäften bereitet, womit er seine Pfeile bestreicht, und wodurch innerhalb wenigen Minuten die kleinste Wunde tödtlich wird, ist ebenfalls im stillen Weltmeer und allen seinen Eilanden unbekannt. Die Vulkane, die einst auf den Societätsinseln, den Marquisen und fast überall in jener östlichen Gegend brannten, sind längst erloschen und aller entzündbare Vorrath in ihrem Innern ist wahrscheinlich ganz verzehrt. Kaum glimmt noch weiter westwärts unter den Freundschaftsinseln ein geringer Ueberrest dieses unterirdischen Feuers, so wie auf den neuen Hebriden hie und da ein unbeträchtlicher Berg. Hingegen werfen längs der Küste von Neuguinea eine Reihe brennender Schlünde ihre Feuerströme in das Meer. Auf den Philippinen tobt der fürchterliche Mayon nebst manchen andern Vulkanen, und die Ausbrüche des Gunung Api haben die Gewürzinsel Banda, seitdem sie unter holländischer Botmäßigkeit steht, schon einmal über das andere fast gänzlich umgekehrt. Java endlich, Celebes und die umliegenden Inseln, sind noch mit feuerspeienden Bergen besetzt. Vermuthlich hatten jene östlichen, im Ocean einzeln hervorragenden Bergspitzen bereits in derselben frühen Epoche der Erdrevolutionen, wo auch Deutschlands und besonders Hessens Vulkane im Wasser brannten, ihren entzündbaren Stoff ausgeworfen. Vermuthlich waren sie schon damals ganz erschöpft, als die westlichen großen Inseln noch mit Asien ein zusammenhängendes festes Land bildeten: vermuthlich — man gönne auch dieser Muthmaßung ihren kleinen Raum — konnten auf diesen letztern die Eingeweide der Berge nicht eher in Brand gerathen, als bis die große Fluth von Südwesten hereinbrach, und die Spitze Asiens in zahllose Inseln zerriß. Dies ist auch die Ursache, warum noch alle westliche Inseln den heftigsten Erdbeben unterworfen sind, die man in Batavia sogar periodisch zu erwarten pflegt. Die Taheitier sprechen von einem Gott, der die Erde erschüttert; ob aber dergleichen Krämpfe der Natur selten oder gewöhnlich, stark oder

von geringer Bedeutung bei ihnen sind, haben wir nicht gelernt. In jener See, welche mit Recht die stille und friedfertige heißt, kennt man auch nicht den wüthenden Orcan, den Taifun, der im chinesischen Meere beim Wechsel der Witterung so heftig stürmt, als ob es der Erde das Dasein gelten sollte.

So ist die Weltgegend und so das Klima beschaffen, woselbst die Natur dem Brotbaum seinen Platz angewiesen hat. Obdach und Kleidung, die anderwärts zu den ersten Erfordernissen gehören, sind hier nur Artikel des Luxus; Speise bleibt das einzige Bedürfniß, und dafür ist, vermittelst eben dieses Baumes, hinlänglich gesorgt. Gleichwol erging es ihm, wie so vielen andern guten und in ihrer Art vortrefflichen Dingen: sein großer Werth war nirgends weniger, als in seinem ursprünglichen Vaterlande erkannt. Wild und roh, wie er aus den Händen der Natur hervorging, so ließ ihn auch der träge gleichgültige Mensch, der sich dort an manchen andern Früchten und Wurzeln schadlos halten konnte. An der Küste von Celebes, in Banda, Amboina und überhaupt auf allen Molucken lebt das gemeine Volk beinah von nichts Anderm als den Kernen der saamentragenden Brotfrucht, die man wie Kastanien zuvor in Asche bratet, oder auch im Wasser abkocht. Aus diesen Kernen, die entweder von Menschen oder auch von gefräßigen Fledermäusen ausgestreut werden, wachsen junge Bäume schnell und ohne Wartung hervor, und der Amboineser errichtet gern seine Hütte unter ihren dicksten Schatten, theils um vor Sonne und Menschen verborgen zu wohnen, theils um seine faule Haut nicht weit nach Speise ausstrecken zu müssen. Weiter nach Abend hin, an der Küste von Sumatra, Java, Baly und Madura wächst bereits in Gärten und Pflanzungen eine Spielart des Brotbaums ohne Saamen. Ihre Früchte sind aber klein, mit stachliger Rinde und einem zwar eßbaren, jedoch sehr zaserigen und flockigen Fleisch: ein Beweis, daß auch hier die Kultur des Baumes vernachlässigt wird. Die Noth, diese Mutter so vieler vortrefflichen Erfindungen, sie, auf deren Antrieb die Stammväter des Menschengeschlechts in Europa auf den segenreichen Gedanken verfielen, die Producte des Erdreichs durch den Anbau zu vervollkommnen, und wilde Grashalme zu vollen Kornähren umzuschaffen — die Noth hat es wahrscheinlich zuerst entdeckt, daß auch der Brotbaum eine Perfectibilität besitzt, welche sich nur vermittelst der fleißigsten Kultur entwickeln kann. Man

brachte ihn nach den östlichen Inseln, den Marianen=, dann den Freundschafts=, Societäts= und Marquiseninseln. Bald sah man sich daselbst gezwungen, ihn als die einzige zuverläßige Stütze des Lebens mit Sorgfalt anzuziehn und zu vermehren. Die Erfahrung lehrte eine bessere und schnellere Fortpflanzungsart. Die Wurzel ward von Erde entblößt und an der Oberfläche eingekerbt. Eine Menge junge Schossen trieben aus diesen Einschnitten hervor, und diese verpflanzte man nebst einem Theil der daran gelassenen Wurzel. (Rumph I. 110. Crozet voyage etc. 191.) Eine fette Moorerde mit etwas Sand und Muschelkalk vermischt, gab den Bäumen die reichlichsten und zuträglichsten Nahrungssäfte. Endlich lernte man auf den Societätsinseln, daß ein abgeschnittener Zweig des erwachsenen Baumes mit glücklichem Erfolg der Erde anvertraut und zu dessen Nachfolger groß gezogen werden könnte. So verloren sich nach und nach die scharfen Kanten und höckerigen Auswüchse der Rinde; der Stamm war glatt und stieg gerade und zierlich in die Höhe; das Laub, welches sonst rauh anzufühlen und mit dickem Haar besetzt gewesen, gewann ein zarteres, geputzteres, glatteres Ansehen. Die stachligen Früchte behielten kaum noch statt der Stacheln ein erhabenes, bald hinwelkendes Pünktchen; anstatt wie ehedem, aus wenig mehr als der Rinde und dem innern Strunke zu bestehen, wuchsen sie zu einem Durchmesser von 10 bis 11 Zollen hinan, und erhielten für das grobfaserige, zähe, ein zartes mehliges Fleisch. Ungefähr auf eine ähnliche Art gelang es dem Fleiß und der Kunst unserer Vorfahren aus Holzäpfeln Borsdörfer, Reinetten und Kalvillen, aus wilden Kirschen die süßen spanischen und die saftreichen Morellen zu ziehn. Schön ist übrigens die Form des durch Kultur veränderten Brotbaums und schattenreich seine weit ausgebreitete Krone. Kein Obstbaum im Norden von Europa, ja was noch mehr ist, kein Baum aus unsern Forsten, die Eiche und die Linde ausgenommen, darf sich im Ebenmaß des Wuchses und Schönheit der Gestalt mit ihm messen. Die Roßkastanie, die in der Ferne einige Aehnlichkeit mit ihm zu haben scheint, läßt er weit hinter sich zurück. Sein großes breites Blatt, wie Feigenlaub tief eingeschnitten, ist zierlich geformt und von anmuthiger Farbe. Selten übersteigt seine Höhe 40 pariser Fuß: ein schönes Mittelmaß unter den Bäumen.

Sobald der Brotbaum den Insulanern im stillen Welt=

meer so wichtig und unentbehrlich ward, erhielten sogar ihre wissenschaftlichen Begriffe eine Beziehung auf ihn. Die Taheitier bemerkten, daß dieser edle Baum ungefähr um die Zeit, wenn die Sonne im Begriff ist aus der nördlichen Halbkugel in die ihrige zurück und über den Aequator zu treten, frische Blätter und junge Früchte anzusetzen beginnt, die im October anfangen zeitig zu werden. Von dieser Zeit an bis in den April, oder so lange die Sonne in der südlichen Halbkugel bleibt, fehlt es ihnen nie an frischer Brotfrucht: es kommen theils an einem und demselben Baum, theils an mehren, deren Standpunkte verschieden sind, von Zeit zu Zeit neue Früchte zum Vorschein und reifen nach und nach bis in den Julius und August. Von diesem Monat an bis zum Anfang des November ist aber die Frucht gar nicht zu haben. Jener Zeitabschnitt nun, während dem die Früchte auf den Bäumen wachsen, und der acht Monate in sich begreift, wird von den Einwohnern Pa-Ura, die Brotfrucht genannt, und dies ist ihre gewöhnliche Zeitrechnung.

Cook's zweite Reise um die Welt, bei der ich sein Gefährte war, kann hier zum Beweise dienen. Wir kamen während dieser Reise zweimal nach O-Taheiti und den umliegenden Inseln. Das erstemal, in der Mitte des Augustmonats, war sowol die Brotfrucht als alle andere Obstarten des heißen Erdstrichs daselbst äußerst selten, und um das Kostbarste, was eine taheitische Phantasie zu reizen vermochte, fast gar nicht mehr zu erhandeln. In dieser Jahreszeit, die ungeachtet der Entfernung der Sonne, kein Winter heißen konnte, und an genialischer Wärme keinen Mangel litt, zeigte sich die Brotfrucht an der Zweige äußersten Spitzen, in ihre Blumenscheide gehüllt. Das alte Laub, welches nicht eher fällt, als bis das neue seine Entwickelung vollendet hat, saß noch auf den Bäumen und seine Farbe war ein etwas herbstliches Grün. Zum zweitenmal, nach einem Zwischenraum von acht Monaten, erreichten wir die Insel im Monat April. Jetzt hatte das Laub seine lebhaft grüne Schattirung, und alle Aeste beugten sich unter der Last ihrer Früchte. In großer Menge pflückte man sie jetzt vor ihrer völligen Reife und beschleunigte diese dadurch, daß man sie haufenweise aufschüttete und sich innerlich erhitzen ließ. In diesem Zustande, wo sie nicht zu genießen waren, schnitt man den Strunk oder Fruchtboden und die Rinde weg, füllte mit der fleischigen Pul-

eine tiefe gepflasterte Grube, bedeckte diese mit Haufen von Blättern und Steinen, und ließ den ganzen Vorrath in die saure Gährung übergehen. Der Teig (Mahei), der auf solche Art entsteht, ist vollkommen durchgesäuert und schmeckt wie das schwarze westphälische Brot (Pumpernickel), wenn es nicht ganz ausgebacken ist. Aus dem Vorrath in der Grube nimmt man jedesmal nur soviel als zu einem Gebäcke hinreichend ist, macht faustgroße Klumpen daraus, rollt sie in Blätter und backt sie auf erhitzten Steinen. Solche Klumpen halten sich einige Wochen lang und sind besonders auf Reisen über See der gewöhnliche Proviant, womit sich die O-Taheitier versehen. Uebrigens aber ist dieses saure Brot bei ihnen so beliebt, daß ihre Vornehmen selten eine Mahlzeit ohne dasselbe thun; und während der drei bis vier Monate, wo die frische Brotfrucht fast gar nicht zu haben ist, genießt das ganze Volk beinah keine andere Speise. Ungebacken hält sich der gegohrne Teig mehre Monate hindurch in den Gruben, ohne einige Veränderung zu leiden *).

Eine ungleich beträchtlichere Menge Brotfrucht wird frisch aufgezehrt. Auch zu diesem Gebrauch muß sie nicht reif, aber schon vollkommen ausgewachsen sein. Ihre Rinde ist alsdann noch grün, das Fleisch aber schneeweiß und von lockerem, mehligem Gewebe. Roh kann man es schlechterdings nicht genießen, sondern die Frucht muß geschält, entweder ganz oder zerschnitten, in Blätter gewickelt und auf heißen Steinen geröstet und gebacken sein. So geringfügig diese Mühe auch ist, möchte der wollüstige Südländer doch gern derselben überhoben sein; daher träumet er sich auch in seinem Paradiese eine Brotfrucht, die keiner Zubereitung bedarf und frisch vom Baume weggegessen werden kann. Diese treffliche Legende ersann vielleicht ein gutmüthiger Wanst von einem Priester in dem behaglichen Stündchen, da ihm nach Landessitte ein paar schöne Kinder wechselsweise die edle Brotfrucht, den süßen Pisang und den köstlichen Schweinsbraten bei Händen voll in den Mund stopften. Er gönnte wenigstens den Laien dieselbe glückselige Ruhe, in deren Genuß er sich so wohl befand; und aus diesem Gesichtspunkte

*) Ausführlich liest man diese Zubereitung und noch Mehres aus der taheitischen Kochkunst in Hawkesworth's Geschichte der neuesten Entdeckungsreisen 2c. Berlin. 4. 2. Band, S. 196 u. f.

wird selbst im Aberglauben der Nation die herrschende Milde und Sanftmuth ihres Charakters offenbar.

Die geröstete Brotfrucht hatte für mich völlig den Geschmack der Krume des Weizenbrots, die mit gekochten mehligen Kartoffeln vermischt gewesen wäre. Etwas Süßliches schmeckte man zuweilen vor, insbesondere wenn die Frucht sich der Reife näherte, oder wenn auch sie nach dem Backen verlegen oder alt geworden war. Die schmackhafteste war, laut der Uebereinkunft aller Mitreisenden, jene, welche wir auf den Marquiseninseln eintauschten; doch meines Erachtens gibt ihr die taheitische nichts nach. Wenn die Frucht ganz reif ist, hat sie eine gelbliche Farbe, ist weich anzufühlen und inwendig einem Brei ähnlich, der widerlich süß schmeckt und riecht. In diesem Zustande sah ich sie ebenfalls auf den Marquiseninseln. Die Einwohner der Marianen und Philippinen essen sie alsdann zwar roh, jedoch mit großer Behutsamkeit, weil sie jetzt eine ungesunde Speise geworden ist. Vor der gänzlichen Zeitigung gebrochen und geröstet, ist sie unstreitig eines der gesundesten und zugleich der nahrhaftesten Lebensmittel, die wir kennen; je weiter man sich aber von der einfachsten Zubereitungsart entfernt, und je mehr fremdartige Zusätze man zur Brotfrucht macht, um ihren Geschmack zu würzen, desto weniger kann sie dem menschlichen Körper zuträglich sein. Rumph sagt daher: die in Zucker gesottene oder in Kokosöl gebratene Brotfrucht in Java sei ein schweres unverdauliches Gericht, und dies ist um soviel wahrscheinlicher, weil die dortige grobfaserige Sorte mit der taheitischen an sich schon in keinen Vergleich kommen darf, und Cook sie kaum noch für eine Brotfrucht erkennen wollte. Die Holländer in Batavia, Ceylon und andern Gegenden Indiens bereiten aus der Brotfrucht eine große Anzahl zusammengesetzter Speisen, die Thunberg pünktlich beschreibt, ich aber hier gänzlich übergehe, weil sie eigentlich nur im Kochbuch am rechten Orte stehen.

Wichtiger für die Naturforscher ist der Gebrauch, den man von den übrigen Theilen des Brotbaums machen kann; denn wiewol die Frucht unstreitig das Köstlichste und Nützlichste am ganzen Baume bleibt, so scheint doch dieser noch in mancher Rücksicht zum Besten des Menschen geschaffen zu sein. Nachdem derselbe während eines Menschenalters Früchte getragen hat, ergreift ihn das Schicksal aller natürlichen Dinge; er fängt an

abzusterben, und allerlei Gebrechen bedeuten seinen nahen Untergang. Jetzt bleibt also nichts mehr übrig als den Stamm zu irgend einem häuslichen Gebrauch zu verwenden, und entweder einen Kahn daraus zu höhlen oder wenigstens einen Pfosten oder Balken an der leichten ländlichen Hütte daraus zu verfertigen. Es wird auch mit geringer Mühe manche Geräthschaft, kleine Schemel, Schüsseln, Tröge und dergleichen, daraus geschnitzt; allein des Vorzugs ungeachtet, welchen der taheitische Brotbaum, was diesen Punkt betrifft, vor dem weniger kultivirten in den Gewürzinseln voraus hat, nimmt doch das weiche gelbe Holz gar keine Politur an. Die Amboineser, und wo ich nicht irre, auch die Taheitier, pflegen Trommeln davon zu machen, weil es gut klingt und sehr leicht ist. Den wilden Brotbaum kann man schlechterdings zu nichts anderm als zur Feuerung gebrauchen. Das junge Holz der kerntragenden Sorte wird auf Banda leicht wurmstichig und ist folglich von geringem Werth.

Dasjenige zarte Zellgewebe, aus welchem sich jährlich eine neue Holzlage an Stamm und Aesten bildet, oder der gleich unter der Rinde liegende weiße Splint (liber) ist am Brotbaum so beschaffen, daß die Einwohner von Taheiti ihre Kleidung daraus bereiten können. Sie pflanzen zu dem Ende eine Menge junger Bäumchen dicht neben einander in lockerem Boden und suchen sie so gerade als möglich und ohne Aeste in die Höhe zu ziehen. Im andern oder dritten Jahr werden sie abgeschnitten und der Splint auf die nämliche Art davon abgesondert, vorbereitet und zu mousselinenähnlichen Tüchern verarbeitet, als mit dem Splint des Papiermaulbeerbaums üblich ist. (S. Hawkesworth's Gesch. der Reisen. 3. 515.) Diese Tücher sind zwar etwas spröder anzufühlen, als jene von der ebenerwähnten Maulbeerrinde, an Feinheit aber kommen sie ihnen ziemlich nah.

Minder wichtig ist der Nutzen der Blätter. Außer jener Anwendung, die sie mit allen Laubarten gemein haben, daß sie nämlich, sobald sie abgefallen und verweset sind, dem Stamme, der sie getragen, zur Düngung gereichen, bricht man sie auch häufig vom Baume und bedient sich ihrer Speisen einzuwickeln, oder auch darin zu backen. Die erste Anstalt zu einer Mahlzeit besteht jedesmal in dem, daß eine große Menge dieser Blätter auf den mit Heu bedeckten Boden gestreut werden: unmittelbar auf diese legt man die Speisen, ohne den entbehrlichen

Aufwand von Tellern und Schüsseln. Ein solches Blatt, welches anderthalb Schuh lang ist, vertritt alsdann die Stelle der Serviette, wobei man noch den Vortheil hat, so oft man will, ein frisches zu nehmen. In Burro und den Gewürzinseln zünden die reisenden Indianer des Nachts ein Feuer von den Blättern des wilden Brotbaums rings um ihre Lagerstätte an, dessen beständiges Krachen die Schlangen verscheucht.

Die männliche Blüthe des Brotbaums besteht in einer spannenlangen braungelben Kolbe, welche ganz mit kleinen Blüthen bedeckt ist und dadurch mit den Schilfkeulen (typha), die in unsern Sümpfen wachsen, eine auffallende Aehnlichkeit gewinnt. Wenn diese Kolben oder Kätzgen abgefallen und vertrocknet sind, haben sie die Eigenschaft des Zundschwammes und man bedient sich ihrer auf die nämliche Art, als Lunten, zur längeren Aufbewahrung des Feuers. Es dringt endlich noch aus allen verwundeten oder eingeschnittenen Theilen des Baums ein weißer klebriger Saft, der in Amboina aufgefangen, mit Kokosmilch eingekocht und sodann als Vogelleim verbraucht wird. Mit Sagumehl, Zucker und Eiweiß vermischt, wird dieser Milchsaft zu einem festen und dauerhaften Kütt, womit die dortigen Einwohner alle Ritzen in solchen Gefäßen verschmieren, welche wasserdicht sein müssen. Der ehrliche Rumph, dessen Aufmerksamkeit so leicht nichts entgehen konnte, spricht auch von allerlei Heilmitteln, welche der Amboineser aus der Rinde und andern Theilen des Brotbaums bereitet; das Brauchbarste dürfte wol eine Arznei wider den Durchfall sein, die von den getrockneten Wurzeln der wilden Gattung genommen wird. An diesem wilden Baum scheint Alles noch eine herbe zusammenziehende Eigenschaft zu verrathen, welche sich durch den Anbau größtentheils verloren hat.

Daher beruht der Werth des zahmen Brotbaums auch nicht auf seinen vorgeblichen Heilkräften, sondern auf der nahrhaften und reichlichen Speise, womit er den Fleiß des Bauers belohnt. Cook rühmt von ihm mit Recht seine erstaunliche Fruchtbarkeit. „Hat Jemand in seinem Leben nur zehn Brotbäume gepflanzt, so hat er (dies sind des großen Weltumseglers Worte) seine Pflicht gegen sein eigenes und gegen sein nachfolgendes Geschlecht eben so vollständig und reichlich erfüllt, als ein Einwohner unsers rauhen Himmelsstrichs, der sein Leben hindurch während der Kälte des Winters gepflügt, in der Sor

merhitze geerntet, und nicht nur seine jetzige Haushaltung mit Brot versorgt, sondern auch seinen Kindern noch etwas an baarem Gelde kümmerlich erspart hat." Zufolge einer oft wiederholten Versicherung der Einwohner von O-Taheiti läßt sich dieses Verhältniß noch genauer bestimmen. Eine Person kann vom Ertrag dreier Brotbäume acht Monate lang reichlich leben. Ein solcher Baum nimmt 1600 Quadratfuß ein; mithin stehen 27 Bäume auf einem englischen Morgen Landes. Es können folglich neun Menschen in O-Taheiti von demselben Bezirk ihr Auskommen haben, der in der volkreichsten Gegend Frankreichs in der nämlichen Zeit kaum einen zur Hälfte ernährt. (S. J. R. Forster's Bemerkungen rc. S. 169.) Nach dieser Berechnung schließt man mit vieler Wahrscheinlichkeit, daß so ansehnlich die Volksmenge jener Insel im stillen Weltmeere sein mag, sie noch lange nicht aufs Aeußerste getrieben ist, sondern daß der Brotbaum z. B. auf O-Taheiti (einer Oberfläche von 40 englischen Quadratmeilen) noch weit mehr als die jetztlebenden 120,000 Einwohner erhalten könne. Auch darf man diese wirklich schon sehr starke Bevölkerung nicht etwa in einer besondern Genügsamkeit des Taheitiers suchen, dergleichen man insgemein den südlichen Europäern zuschreibt. Alle Augenzeugen stimmen mit mir überein, daß die guten Insulaner, die von der Brotfrucht leben, mit einem herzhaften Appetit, wie homerische Helden, zur Mahlzeit gehen und daß die fast unglaubliche Menge von Lebensmitteln, die einige unter ihnen verspeisen können, vortrefflich anzuschlagen pflegt. Ihr Geschlecht behauptet in der That einen auszeichnenden Vorzug vor seinen Nachbarn. Groß und edlen Wuchses, mit offenem Blick und einnehmenden Zügen, grenzt es zunächst an das Modell echt asiatischer Schönheit und macht ihm oft den Vorrang streitig. Ob Nahrungsmittel einen noch höhern Einfluß haben, ob Sinn und Herz unmittelbar oder entfernt dadurch gestimmt werden können? sei unsern Enkeln zur Entscheidung aufbewahrt. Wir wissen nur mit Zuverlässigkeit, daß Sanftmuth, Liebe und Fühlbarkeit des Herzens die hervorstechenden Charakterzüge des Menschen sind, der von der Brotfrucht lebt. In allem Uebrigen gleicht er seinen Mitbrüdern in der Welt, und ist das leichte Spiel der Leidenschaften und Triebe, welche nur in dem Maße den wahren Genuß des Lebens erhöhen, wie Thätigkeit den ersten Fluch über das Menschengeschlecht zur reichsten Segensquelle umzuschaffen

weiß. Ein Glück für ihn, daß der Baum, der ihm Schatten und Obdach, Kleidung und Speise gewährt, sein ganzer Reichthum ist! Hätte er Theil an jenen schimmernden Gütern, die der Wilde auf den westlicher gelegenen asiatischen Inseln besitzt — und nicht genießt — fürwahr! er wäre längst der Sclave eines europäischen Räubers. Aber was sage ich? Hatten die Urbewohner der Marianeninseln mehr als dieses Brot? Und welcher gerechten, weisen, menschenfreundlichen Staatskunst gelang es, nach zwei Jahrhunderten von Krieg? soll ichs nennen, oder Jagd? diese 60,000 wackern Naturmenschen bis auf 800 gepeinigte und zur Verzweiflung getriebene Seelen zu vertilgen? Welch eine Rechnung von unschuldigen Thränen, Schweiß und Blut, die der Vater des Menschengeschlechts von seinen Haushältern in jenem Erdenwinkel zurückzufordern hat! — — Zwar sind es nicht Betrachtungen dieser Art, die einen Eroberer zum schaudervollen Selbstgefühl wecken: indessen dürfte doch die sonnenklare Ueberzeugung, wie zwecklos und wie kostbar dort die Grausamkeit gewesen ist, der eisernen Politik, um ihres eigenen Vortheils willen, Schonung gebieten; und sich selbst gelassen, werden dann lange noch im friedlichen Meere die übrigen harmlosen Völker glücklich sein, denen die Vorsehung mit Einem Baum die Zufriedenheit schenkte!

Die Geschichte der Erzeugnisse des Erdbodens ist tief und innig in die Schicksale der Menschen und in den ganzen Umfang ihrer Empfindungen, Gedanken und Handlungen verwebt. Das Reich der Natur grenzt mit dem Bezirk einer jeden Wissenschaft, und es ist unmöglich jenes zu übersehen, ohne zugleich in diese hinüber zu blicken. Auch sind es nur diese Beziehungen der Dinge außer uns auf unser eignes Selbst, die einer jeden Wissenschaft ein allgemeines Interesse geben; so wie von einer andern Seite die Gemeinnützigkeit wissenschaftlicher Wahrheiten und ihr Einfluß auf das Glück der Menschheit, lediglich von ihrer allgemeinen und vollkommenen Ausbreitung abhängt. Wer diesen einfachen Grundbegriffen widersprechen wollte, den müßte man befragen, ob nicht bittrer Spott einen Künstler treffen würde, der die lachendste Landschaft verstümmelt hätte, um nichts als seines Herrn Gebiet auf seiner Leinwand abzuzirkeln? Oder sollte es nur den Priestern der Natur verboten sein, jede Aussicht so treu und wahr versinnlicht darzustellen, wie sie verschränkt mit nachbarlichen Gefilden vor ihren Augen schwebt?

Dein kühner Genius, unnachahmlicher Büffon! entschwang sich zuerst den Fesseln dieses Vorurtheils. Er fand die Naturwissenschaft wie ein bloßes Gerippe, das den Anbeter im Halbdunkel eines Götzentempels mit heiligem Grausen erfüllt und schnell vorüber zu eilen zwingt. Gefürchtet stand sie da und nicht geliebt. Aber er umzog die Gebeine mit dem wallenden Umriß eines göttlich gebildeten Körpers. Da hauchte die Tochter Jupiters, die einst Pygmalion's Bild beseelte, dem neuen Meisterstück das Leben ein, und alle Charitinnen beschenkten es mit Anmuth, edler Einfalt, Würde und Macht über Menschen und Götter.

Beschreibung des Brotbaums.

Die Kenntniß der Verbindung, worin wir mit den Gegenständen der Körperwelt stehen, beruht auf einer genauen Kenntniß dieser Gegenstände selbst. Jene ist es, welche allen Klassen von Menschen eine angenehme und nützliche Unterhaltung gewährt: diese hingegen bleibt nur das eigentliche Geschäft einer geringen Anzahl Gelehrter von Profession. Schon auf den ersten Blick sieht man, daß dieser letztere Zweig der Naturwissenschaft als Grundlage unentbehrlich und eben so wichtig als der vorige ist; nähere Erörterungen dieser längst entschiedenen Wichtigkeit wären hier am unrechten Orte. Genug, die Welt hat neben Büffon's Verdiensten auch die des großen nordischen Naturforschers anerkannt.

Noch gehört eine botanische Beschreibung des Brotbaums, welche alle seine Spielarten umfaßte und ihre Abstufung genau auseinandersetzte, unter die Wünsche der Naturkundiger. In den Inseln des stillen Weltmeers beschrieb ich die dort gewöhnlichste Abart; Thunberg eine in Batavia und Ceylon; Sonnerat eine mit Saamen in den Philippineninseln; Rumph mehre in den Gewürzinseln. Allein diese Hülfsmittel sind nicht von gleichem Werth. Zu Rumph's Zeiten ward die Kräuterkunde noch nicht so systematisch behandelt, als seitdem sich Linné ein unsterbliches Verdienst um sie erwarb; und Herrn Sonnerat's Beschreibung ist weder ausführlich noch bestimmt genug. Was im Folgenden nicht aus meiner Handschrift entnommen ist, werde ich indessen seinen Urhebern zueignen.

Der Brotbaum (Artocarpus) gehört in die 21. Klasse des Linnéischen Sexualsystems, unter diejenigen Pflanzengeschlechter, welche zwar zweierlei verschiedene und abgesonderte, nämlich männliche und weibliche Blüthen, jedoch beide auf demselben Stamme (Monoecia) tragen; und in die erste Abtheilung derselben, wo die männliche Blüthe nur ein Staubgefäß (Monandria) enthält.

In dem Versuch die Pflanzen nach ihrer Verwandtschaft zu ordnen, findet der Brotbaum seinen Platz neben dem Flaschenbaum, in der Ordnung, welche Linné Coadunatae nennt.

Man unterscheidet das botanische Geschlecht des Brotbaums von allen andern in derselben Abtheilung des Systems vorhandenen, hinlänglich durch folgende wesentliche Kennzeichen der Befruchtungstheile:

♂ Die männliche Kolbe ist mit zweiblättrigen Kelchen besetzt.

♀ Die weibliche Kolbe besteht aus vielen verwachsenen Fruchtknoten ohne Kelch und Krone, mit einzelnen Griffeln und wird zur vielfächerigen Beere.

In das solchergestalt festgesetzte Geschlecht gehören vielleicht mehre Gattungen nahe verwandter Pflanzen, von denen bisher aber nur zwei so genau beschrieben worden sind, daß man sie in systematische Verzeichnisse hat eintragen können, nämlich:

1. Der eigentliche Brotbaum (Artocarpus incisus) mit zerschnittenen Blättern und der Frucht an den äußersten Zweigen.

2. Der Jakkabaum (Artocarpus integrifolius), mit ungetheilten Blättern und der Frucht an Wurzel, Stamm und Aesten.

Beide Gattungen (species) sind, wie viele andere Gewächse des heißen Erdstrichs, der Abänderung sehr unterworfen, und in eine Menge Spielarten ausgeartet, wodurch sie sich einander noch mehr nähern; denn Thunberg sah Jakkabäume mit dreifach eingeschnittenen Blättern, und Rumph im amboinischen Kräuterbuche gibt zu verstehen, daß eine Spielart des Brotbaums nur sehr wenig eingekerbte Blätter hat. Es ist also noch die Frage, ob es in Zukunft bei den obigen, nach Thunberg's Angabe verfertigten Bestimmungen wird bleiben können? So schwer ist es zuweilen, Naturprodukte, wovon uns der erste Anblick belehrt, daß sie zu ganz verschiedenen Arten gehören, nach der Kunstsprache mit kurzgefaßten Definitionen zu belegen! So fehlt es uns beinah an schulgerechten Ausdrücken, Wölfe von Füchsen, Panther von Leoparden Seebären von Seelöwen kurz und be-

stimmt zu unterscheiden. Dies sind Gebrechen, die aus der Beschaffenheit einer systematischen Lehrart fließen, welche deshalb ihren Werth zwar keinesweges verliert, doch aber in ihre Schranken zurückgewiesen wird. Umständliche, bis auf die kleinsten Abweichungen sich erstreckende Beschreibungen sind das einzige, wodurch man jenen Mängeln abhelfen kann. Zuerst liefere ich also eine genaue in O-Taheiti, nach der daselbst gewöhnlichsten Spielart abgefaßte Beschreibung des zahmen saamenlosen Brotbaumes.

Der Stamm ist gerade, gemeiniglich so dick als der menschliche Körper und 40 Schuh hoch, oft noch höher. Das Holz ist weich, leicht, gelblich; der Splint etwas grobfaserig und weiß; die Rinde hellgrau, ziemlich glatt, etwas gesprungen und mit wenigen kleinen Knötchen besetzt. Alle Theile des Baumes geben, wenn sie verwundet werden, einen klebrigen Milchsaft.

Die Aeste bilden eine breite, runde, nach oben zu stufenweis sich schmälernde Krone; die untersten sind lang, kommen gemeiniglich erst in der Höhe von 12 bis 15 Schuhen über der Erde aus dem Stamm, klaffen beinah wagerecht auseinander, gehen nach allen Seiten, mehrentheils zu drei und vieren (quirlförmig, Th.) in gleicher Höhe hervor. Die kleinern Zweige steigen aufwärts und tragen an ihren Spitzen Blüthe und Blätter.

Die Blätter stehen abwechselnd, sind gestielt, beinahe eiförmig, von oben her in sieben bis neun lanzetförmige, spitze Zungen, vermittelst sehr tiefer zugerundeter Einschnitte gespalten, übrigens glatträndig, an beiden Seiten nackt und glatt, klaffend, schöngrün, unten etwas bleicher, pergamentartig, anderthalb Schuh lang, 11 Zoll breit, adrig, mit dicken Rippen, die paarweise von der Mittelrippe nach den gegenüberstehenden Zungen gerade hinauslaufen. Die jüngeren Blätter sind, wie alle zarte Theile des Baums, klebrig anzufühlen. Der Stiel ist beinahe rund, nackt, aufsteigend, zwei Zoll lang.

(Zwei Blattansätze [stipulae], worin die jungen Blätter gewickelt waren, sind lanzetförmig, zugespitzt, hohl, mit glattem Rande, inwendig nackt, auswendig haarig, abfallend, drei Zoll lang. Th. und die Houtuynische Figur.)

Die Blumenstiele kommen an der Spitze des Zweiges und an den Achseln des obersten Blatts einzeln hervor, sind rund, mit Härchen dünn besetzt, aufrecht und zwei bis drei Zoll lang.

Männliche Blüthe an den obersten Blättern.

Kelch. Die Blumenscheide fehlt. Die Kolbe ist einfach, etwas keulenförmig, oder gegen oben dicker, aufrecht, spannenlang, daumensdick, fleischig, mit ansitzenden ganz kleinen Blüthen dicht bedeckt und früh hinfällig. Die eigne Blumendecke ist äußerst klein und zweiblätterig; die Blättchen sind gleichgroß, stumpf, stohl, hängen fest zusammen, öffnen sich bei dieser Spielart nie und sind gelbbrauner Farbe. (Was hier Blumendecke heißt, nennt Thunberg Krone).

Krone fehlt.

Staubgefäß. Ein sehr kurzer Faden in der Mitte jeder Blumendecke. Der Beutel steht aufrecht, ist länglich, einfach und nicht länger als der Faden.

Weibliche Blüthe an der Spitze des Zweiges.

Kelch. Eine zweiblättrige, hinfällige Blumenscheide, deren Blätter eilanzetförmig, zusammengedrückt, zugespitzt, aufrecht, an der Spitze umgebogen, weich, beinah spannenlang und Anfangs geschlossen sind, steht zu oberst an dem Blumenstiel. Die Kolbe ist kugelförmig, mit vielen verwachsenen Fruchtknoten bedeckt. Die kleinste, die ich zergliedert habe, war wie ein Taubenei; zwischen dieser und der reifen Frucht habe ich sie von allen Größen untersucht. Die eigne Blumendecke fehlt.

Krone fehlt.

Stempel. Der Fruchtknoten (jeder einzeln betrachtet) ist eine umgekehrte Pyramide, die mit der Spitze im Fruchtboden steckt, mit den Seiten an die andern Fruchtknoten festgewachsen, an der Oberfläche etwas weniges gewölbt und fünf-, sechs-, sieben- auch achteckig ist. Ein Griffel ist bei dieser Spielart nicht vorhanden; andere haben ihn einfach, aufrecht und bleibend. Die Narbe ist bei dieser Spielart weiter nichts als ein erhabenes Pünktchen in der Mitte eines jeden Fruchtknotens, das bald verwelkt. (Bei andern Sorten finden sich eine oder zwei Narben an der Spitze des Griffels. Th.)

Saamengehäuse. Eine kugelrunde Beere, die auf der Oberfläche ziemlich glatt, und blos in kleine Sechsecke abgetheilt ist. (Die größte Frucht wird 10 Zoll im Durchmesser.) Die Rinde ist ziemlich hart, blaßgrün, mit dem Fleisch verwachsen, welches eine weiße, mehlige, etwas faserige Substanz ist, die den in der

Mitte keulenförmig und ungefähr fingerslang aufsteigenden dicken, fleischigen Fruchtboden umgibt. Wenn die Beere reif ist, wird sie gelb, süß, weich und süßlichriechend, worauf sie abfällt und schnell verdirbt.

Saamen. Kleine, verschrumpfte, längliche, ungefähr eine Linie lange, unfruchtbare Spuren, von bräunlicher Farbe, die sich an der Spitze mit einem langen Haar endigen, findet man im Fleische nistelnd.

Spielarten des Brotbaums.

Zur Ergänzung der vorigen Beschreibung und zur Uebersicht der ganzen Gattung des Brotbaums, scheint es mir nicht unzweckmäßig, hier die vorzüglichsten Spielarten, soviel mir solche bekannt sind, mit ihren Kennzeichen aufzuzählen:

A. Zahmer, saamenloser Brotbaum.

a) Wegen ihrer Vortrefflichkeit, sowol was Geschmack als Größe der Frucht betrifft, mache ich den Anfang mit derjenigen Abart des Brotbaums, welche von der natürlichen wilden Stammmutter vermittelst der Kultur am weitesten abgewichen und folglich eigentlich die letzte ist. Es ist dies die in O-Taheiti gewöhnlichste vorhin ausführlich beschriebene Sorte, mit beinah vollkommen runder, glatter Frucht, ohne alle Stacheln. (Taheitisch Uru).

b) Mit sehr tief eingeschnittenen, in lange sehr schmale Lappen geschlitzten Blättern und länglich runder, übrigens auch glatter Frucht, ebendaher, heißt auf Taheitisch Maira.

c) Mit länglicher Frucht, die an der Oberfläche sehr rauh, gleichsam schuppig anzufühlen ist; ebenfalls aus Taheiti, wo man sie Patea nennt.

d) Mit länglich runder Frucht, runden warzenähnlichen Erhabenheiten der Fruchtknoten und kurzen stachligen Griffeln; in O-Taheiti Tatarra genannt. (Diese vier Nüancen sind wenig verschieden).

e) Flockiger Brotbaum oder Baumwollen-Sockum. Rumph tab. 32. Mit stachliger, inwendig wolliger Frucht. Eine grobe Sorte, welche in Sumatra, Java, Baly und überhaupt den westlich gelegenen Inseln ziemlich häufig, hingegen in den Gewürzinseln und den Molucken seltener ist. Der Stamm ist nicht größer als ein Muskatnußbaum, d. i. kaum 30 Schuh hoch. Die langen Aeste tragen wenig Laub, dergestalt, daß man über-

all durchsehen kann. Die Blätter sind zwei Spannen lang, tief eingeschnitten, unbehaart und pergamentartig. Die Frucht ist klein, sieht wie ein großes Herz aus und ist gleichsam mit spitzigen Wärzchen auf der Oberfläche besetzt. Das Fleisch besteht aus lauter Zasern und hat daher mit flockiger Schaafwolle einige Aehnlichkeit. In der Mitte ist das Gewebe locker und bildet sogar eine kleine Höhlung, wo weder Fruchtboden noch Saamenkerne befindlich sind. R. (Von dieser Art scheint die Frucht und der Zweig zu sein, die Houttuyn hat abbilden lassen.) Bisweilen gibt es doch eine Zwischenart, die einige wenige Kerne enthält und den Uebergang zur folgenden Spielart ausmacht.

B. Zahmer, saamenbringender Brotbaum.

a) Mit unvollkommenem Saamen. Diejenige Spielart, welche Thunberg in Java fand und in seiner ersten Beschreibung (Act. Hom. Vol. XXVI. p. 251.) mit β.) bezeichnete, gehört hieher. In der Folge scheint er sie wegen ihrer Unfruchtbarkeit für zu geringfügig gehalten zu haben, um sie von der saamenlosen abzusondern; ja es scheint sogar aus der zweiten Beschreibung zu erhellen, daß er dem Brotbaum überhaupt keine fruchtbare Spielart zugestehen mag. Die Kerne dieser Sorte werden nur zweimal so groß als Erbsen, und taugen zur Aussaat nicht. (Th.)

b) Mit vollkommenem Saamen. Sonnerat zeichnet die Kerne der philippinischen Sorte länglichrund, kantig, ungefähr anderthalb Zoll lang und an beiden Enden mit einem kleinen stumpfen Ansatz versehen; er setzt hinzu, daß sie auf dem Fruchtboden sitzen, und von mehren Häuten umgeben sind. S. Ersteres ist nicht ganz richtig; letzteres aber bestätigt auch Thunberg. (Es liegen nämlich, sagt er, zwischen jedem Saamen viele dünne, weiße, fleischige Häutchen; hierauf hat jeder Saamen noch einen eigenen weißen, gestreiften fleischigen Beutel, worin er liegt, und sodann seine eignen Bedeckungen, wovon die äußere weiße in der Folge abtrocknet und die innere braune den Kern beschließt.) Jene dünnen Häutchen rühren unstreitig daher, weil viele Fächer der Frucht allemal unfruchtbar bleiben; folglich von dem reifenden Saamen verdrängt und zu bloßen Häuten zusammengepreßt werden. Diese Spielart ist es, welche Camelli beim Ray und hernach einer von den Geschichtschreibern der Ansonschen Reise, den Ellis anführt, unter dem Namen Dugdug oder Dukdu erwähnen. Der letztere Verfasser setzt ausdrücklich hinzu, daß jede Frucht, die fast so groß als die saamenlose wird, bis 15 Kerne

von der Größe einer Kastanie enthält, und etwas längere nicht völlig so tief eingeschnittene Blätter hat. Diese saamenbringenden Bäume sind jetzt, dem Capitain Crozet zufolge, auch in Guam, der vornehmsten Marianeninsel, selten geworden. (Voy. à la mer du Sud).

Eben diese Spielart ist es wahrscheinlich, die auch in den Gewürzinseln, den Molucken, und an der östlichen Küste von Celebes häufig gepflanzt wird, theils wegen der nahrhaften Kerne, theils weil sie ungewöhnlich schnell wächst und sehr schattenreich ist. Die Wurzel hat eine rothe Rinde. Der Stamm ist nahe an der Erde in mehre Auswüchse getheilt, und wird so dick, daß ihn zwei Mann nicht umspannen können, und zuweilen so hoch, daß er alle andere Obstbäume der dortigen Gegend übertrifft. Alle Theile strotzen von Milchsaft. Das Laub ist groß und zerschnitten, rauh, unten wollig. Die Stiele und die Spitzen der Zweige sind ebenfalls ganz haarig. Die männlichen Blüthenkolben sind einen Schuh lang, weich, gelblich, fallen bald ab. Die Frucht ist groß und beinah herzförmig, mit Spitzen oder hakenförmigen Dornen besäet, die aber keine wahre Stacheln, sondern Griffel des Stempels sind. Die Kerne sind groß, Kastanien ähnlich und durch etwas Weniges von fleischiger Substanz von einander gesondert. Jeder Kern hat eine hellgraue, dünne härtliche Schale. R. Soccus granosus, tab. XXXIII. p. 112. Einige geringere Abweichungen mit glattem Laube, oder mit kleinern harten Kernen übergehe ich.

C. Wilder saamenbringender Brotbaum. R. p. 114. t. XXXIV. Dies ist vermuthlich der Stammvater aller kultivirten Sorten, wächst wild in den Waldungen der Gewürzinseln, wahrscheinlich auch auf den benachbarten großen Inseln, hat eine dunkelrothe Rinde an den Wurzeln, einen kleinen eckigen, gleichsam geflügelten Stamm, eine unansehnliche Krone, kleines, wenig eingeschnittenes Laub, welches so rauchhaarig und stechend ist, daß man es kaum angreifen kann, einen schnell trocknenden, weniger klebrigen Milchsaft, höckerige, haarige, stachlige, oben eingedrückte Früchte und kleine, zahlreiche, eckige, erdfarbene, sehr bittere, im schleimigen Fleisch nistelnde Saamen. R. Daß auf den haarigen Ueberzug und die Größe der einzelnen Theile bei der Bestimmung der Pflanzengattungen wenig Rücksicht genommen werden dürfe, da diese Dinge so sehr von Witterung, Klima, Lage, Boden, Ausdünstung und andern Nebenumständen ab-

hängen, wird auch hier wieder durch ein Beispiel bestätigt, indem Rumph auch wilde Brotbäume mit großen, weniger behaarten Blättern angetroffen hat. Hieher rechne ich auch den auf der Insel Damme wildwachsenden kleinen Sokkunbaum, der zwar einen hohen Stamm, aber kleine, runde, auswendig braun und gelb gefleckte Früchte und viele Kerne zwischen eßbarem gelbem Fleische haben soll. Hierin zeigt der wilde Brotbaum eine nähere Verwandtschaft mit der zweiten Species, nämlich dem Jakka= oder Nankabaum, und dieses um soviel mehr, da das schleimige Fleisch, auf eben die Art wie jenes der Nanka, roh gegessen wird.

Verschiedene Benennungen des Brotbaums.

1. Botanische: Artocarpus (Linn.), Rademachia (Thunberg), Sitodium (Banks et Solander), Soccus (Rumph).

2. In europäischen Sprachen: Breadfruit (Engl.), Broodboom (Holl.), Fruit à pain (Französ.), Syrsack, Schoorsack (Holl. in Indien).

3. Einheimische Benennungen nach den Spielarten:

A. a. Baràbe, (Mallikollo.) Ghurru, (Tanna.) Rima, (Guam.) Riamell, (Pelew.) Uru, (Taheit.) b. Maira, (Taheit.) c. Patea, (Taheit.) d. Tattarra, (Taheit.) e. Bakar, (Makassar.) Gomo, (Ternat.) Soccun, (Java und Baly.) Soccun-Capas, (Malayisch.) Soccun. Radja, (Banda.) Soun oder Soun Habatu, (Amboin.)

B. b. Amakir, (Amboin.) Dugdug, Dukdu, (Guam.) Gomo, (Ternat.) Gomassi, (Makassar.) Kullur, (Javan.) Soccun-Bidji, (Malayisch.) Timbul, (Baly.) Umara, (Amboin.) Soccun-Utan, (Banda.)

C. Kahali, (Hitu.) Sero Wakki, Soccun Maos, Soccun-Pisang, (Banda.) Soccun Telloor, (Damme.) Soccun-Utang, (Malayisch.) Usal, (Hitu.) Utar, (Leytimor.)

Anmerkung. Der Name Artocarpus, den ich diesem Baume gab, ist aus *αρτος* und *καρπος* entstanden, und bedeutet also buchstäblich Brotfrucht. Der Name Rademachia ist ihm von Thunberg, zu Ehren eines Raths von Indien und Beförderers der Naturgeschichte zu Batavia, des Herrn Radermacher, ertheilt worden. In der Folge hat Thunberg aber den vom verstorbenen Dr. Solander und dem Ritter Banks aus *σιτος* Speise, und *διος* vortrefflich, gebildeten Namen Sitodium (Götterspeise)

adoptirt. Soccus ist Rumph's aus dem Malayischen Sockung entnommene Benennung. Linné hat die unsrige gewählt. Es verdient hier noch wol eine Bemerkung, daß es dem Naturkundiger, der fremde Länder mühsam durchsucht, nicht immer zu verdenken ist, wenn er von seinen botanischen Expeditionen ermattet zurückkehrt, und dann gerade nicht allemal jede Pflanze mit dem wohlklingendsten Namen tauft. Um der Ordnung willen muß gleichwol der Name sogleich gegeben werden, und wie schwer ist dieses nicht bei der großen Menge von Pflanzen, die structuram naturalissimam (Phil. Bot. 93.) haben? Als ich mit Herrn Ritter Banks meine Kräutersammlungen aus den Inseln des Südmeers mit den seinigen verglich, fanden wir theils Pflanzen, wo wir genau auf einerlei Namen verfallen waren, theils solche, wo bald seine Benennung, bald die unsrige schicklicher war.

Des eigentlichen Brotbaums erwähnen folgende Schriftsteller unter den vorangesetzten Benennungen:

Rima. P. Georg. Camelli e S. J. fasc. fruticum et arborum in Luzone insula nascentium ap. J. Raii hist. plantar. Tom. III. c. IX. p. 52. n. 7. London. fol. 1704. — Voyages of Capitain William Dampier, Lond. 8. Vol. I. chap. X. — Lord Anson's Voyage round the World, by Walter, Lond. 4. 1748. (Die Abbildung in der Landschaft von Timian ist nichts werth.) — Sonnerat, Voyage à la nouvelle Guinée, Paris, 4. 1776. pag. 90. tabb. 57—60. stellen einen Zweig der zahmen, saamenbringenden Sorte, nebst der ganzen und durchschnittenen Frucht, den Kernen und der männlichen Blüthenkolbe vor. — de Pagès, Voy. au tour du monde, Paris 8. 1782. Tom. I. p. 136. — Crozet, nouveau voy. à la mer du Sud, Paris, 8. 1783. pag. 187.

Soccun. Franc. Valentyn; oud eu nieuw Ostindien, Amst. en Dordr. fol. 1724. Tom. V. pag. 161. G. E. Rumph. Herba Amboinens. Tom. I. cap. 17—20. pag. 110—114. tab. XXXII — XXXIV.

Breadfruit. (Brotfrucht). Commodore Byron, Capitain Wallis, Capitain Cook in Hawkesworth's Gesch. der neuesten Reisen um die Welt, Berlin. 8. 1775. 1. B. S. 158 und 298. 2. B. S. 336. nebst einer leidlichen Abbildung eines Zweiges; 3. B. S. 498. und gegenüber, S. 550. eine mittelmäßige Abbildung des ganzen Baumes auf der Landschaft. —

John Ellis, Description of the Mangostan and Breadfruittree, Lond. 4. 1775. (der vorige Zweig etwas verändert.) — G. Forster's Reise um die Welt, 1. u. 2. Band, 4. Berlin, bei Haude und Spener, 1778. — J. R. Forster's Bemerkungen xc. 8. Berl. 1783. — Des Herrn Justizraths Hirschfeld Gartenkalender für 1784. 12. Kiel, S. 188. tab. 12. die Fig. aus Hawkesworth. — Forrest's Voyage to New Guinea, 4. Lond. 1779. — Cook's Voyage to the Pacifick Ocean, Lond. 4. 1784. Eine gute Abbildung des ganzen Baums auf einer Landschaft, in der 26. Kupfertafel.

Sitodium altile. Parkinson's Journal of a voyage in the Endeavour, Lond. 4. 1774. p. 17. 45. — Naturforscher, 4. Stück, Halle, 8. 1774. S. 220. Aus dem vorigen, die Fig. aus dem Hawkesworth.

Sitodium incisum. Thunberg in Philos. Transact. Vol. LXIX. part. 2. p. 465.

Rademachia incisa. Thunberg in act. Holm. Vol. XXXVI. 1776. p. 260.

Artocarpus communis (incisus) J. R. et G. Forster, Characteres gen. plant. Lond. 4. 1765. p. 102. tab. 51 et 51 a. Befruchtungstheile und die Frucht der gewöhnlichsten taheitischen Spielart, natürlicher Größe, aber keine von den größten. — Linn. suppl. Plant. Brunsvig. 8. 1781. p. 411. — D. Houttuyn, naturl. hist. volgens Linnaeus, IIde Deels XI. St. 8. pag. 433. mit einer guten Abbildung der Spielart A. e. (aus Batavia) nebst den aus unsern Charact. gen. plant. copirten Befruchtungstheilen. — D. Panzer's Beitrag zur Geschichte des ostindischen Brotbaums, Nürnberg, 8. 1783. nebst Houttuyns Figur.

Artocarpus incisa. Murray ed. XIV. Syst. Vegetab. Linnaei, p. 838.

Die zweite Gattung in demjenigen botanischen Geschlecht worin der Brotbaum den ersten Platz erhält, ist der vorhin genannte und hauptsächlich in dem westlichen Indien, an den Küsten Malabar und Koromandel, wie auch auf der Insel Ceylon gewöhnliche Jakkabaum, dessen eßbare Beere so ungeheuer groß ist, daß sie ein Mensch zuweilen nicht fortbringen kann. Diese Gattung beschreibt Dr. Thunberg in dem LXIX. Bande de

Philos. Transact. so ausführlich, daß ich darauf verweise, da eine weitläuftigere Erwähnung dieses Baums nicht hieher gehört.

Zwischen beiden Gattungen aber scheint mir ein Baum seinen Platz zu behaupten, den künftige Kräuterforscher in Indien dereinst hoffentlich näher kennen lernen und uns bekannt machen werden. Wegen seiner nahen Verwandtschaft mit unserm Brotbaum, glaube ich einigermaßen berechtigt zu sein, das Wenige, was wir von ihm wissen, noch herzusetzen, damit ich den Anschein, etwas vergessen zu haben, vermeide.

Linschoten in seiner hist. Ind. orient. part. IV. c. 14. VII. c. 27. und Christoph Acosta hist. medicam. c. 33. desgleichen Caspar Bauhin im Pinax l. XI. p. 449. erwähnen dieses Baums nur obenhin unter der Benennung Angelina, welche deutlich aus dem malabarischen Namen Angeli (Andscheli) entstanden ist, den der verdienstvolle Rheede auf Drakenstein in seinem horto malabarico, part. III. p. 25. tab. 32. diesem Baume beilegt. Dieser große Beförderer der Kräuterkunde, der zweite in dem Triumvirate von Schriftstellern, auf dessen Beschreibungen sich Linné verließ *), gibt sowol durch seine schöne Abbildung des Angeli, als auch durch dasjenige, was er von ihm sagt, ganz augenscheinlich zu erkennen, wie nahe derselbe mit dem Brotbaum verwandt ist. In allen Theilen von Malabar, doch vorzüglich in den Wäldern von Kalikolan trifft man ihn häufig wild wachsend an. Er wird so ungeheuer groß, daß Kähne aus einem Stamm gehöhlt werden, die 80 Schuh lang und 9 Schuh breit sind; auch trägt er 100 Jahre lang Früchte. Die Wurzel hat eine röthliche, schuppige Oberhaut. Das Holz ist sehr fest, eisenhart und schwer; dennoch schmeckt es den Bohrwürmern im Meere so gut, daß Kähne, die daraus gemacht worden, in kurzer Zeit ganz zerfressen sind. Die Rinde ist grau und zersprungen; die zahlreichen Aeste sind bräunlich. Die Blätter des jungen Baums sind vorn in drei Theile eingeschnitten; die des alten aber länglichrund, spannenlang, unzertheilt, unten sehr haarig und rauh. Auch sind Blattansätze, mit weichem gelblichem Haar besetzt, wie bei den Linden, vorhanden. Die männ-

---

*) Auctoribus nullis fidem adhibui praeter Dillenio in horto Elthamensi, Rheede in horto Malabarico, quos accuratos esse observavi: et Plumierio in Americanis, ubi nulli alii erant auctores. Praef. in Gen. Plantar.

lichen Kolben kommen, wie bei dem Brotbaum, zu oberst an den Aesten hervor, sind eine Spanne lang und fingersdick. Wenn sie trocken sind, spielen die Kinder damit und zünden sie wie Lichter an. Die Früchte kommen ebenfalls, wie beim Brotbaum, ganz an der Spitze des Zweiges hervor, sind länglich rund, stachlig, faustgroß, und stehen auf einem dicken, behaarten Stiel; sie enthalten eine Menge länglich runder, gerippter Kerne. Im December reift die Frucht, welche die Braminen Pata=Ponossu nennen.

Höchst wahrscheinlich gibt es auch eine amerikanische Gattung, welche in das Geschlecht des Brotbaums gehört. Herr Aublet beschreibt nämlich in seiner Histoire des plantes de la Guiane Françoise (im 2. Bande, und zwar S. 15 des Anhangs) einen sehr großen Baum, der in Guiana wild wächst, und bei einer von den dort einheimischen Völkerschaften, den Galibis unter dem Namen Bagassa bekannt ist. Schon Barrère (descr. de la France Equinoxiale p. 20) erwähnt dieses Baums, bei demselben Namen. Die Amerikaner pflegen aus dem Stamm ihre Kähne zu verfertigen, wozu er wegen seiner Höhe von 80, und seinem Durchmesser von vier bis fünf Fuß, besonders geschickt zu sein scheint. Mit den ostindischen Arten hat er das gemein, daß er einen Milchsaft gibt, wenn er verletzet wird, daß die Blätter drei große Einschnitte haben, und sich rauh anfühlen, auch bisweilen zwölf Zoll lang und neun Zoll breit werden; endlich daß die Früchte, die so groß sind, wie eine mittelmäßige Apfelsine, aus einer harten Verlängerung des Stiels, und um dieselbe, aus einem weichen, saftigen, wohlschmeckenden Fleisch bestehen, in welchem die braunen mit Schleim überzogene Saamenkerne stecken. Dagegen scheint es dieser Gattung eigenthümlich, daß die Blätter einander gegenüber, und nicht abwechselnd stehen. Auf der 376. Kupfertafel liefert Aublet eine Abbildung eines Zweiges. Seine Beschreibung ist aber in sofern unvollständig, weil er die Blüthe nicht gesehen hat.

Der Name Brotbaum wird außerdem noch einigen andern Gewächsen beigelegt, wiewol nicht ohne einen bestimmenden Zusatz. So pflegt man die Cycas caffra Linn. zuweilen das Kaffernbrot, die Adansonia Bahobab Linn. das Affenbrot, die Iatropha Manihot Linn. das Sclavenbrot, u. s. f. zu nennen.

Ueber die Pygmäen.

Aus den hessischen Beiträgen zu Gelehrsamkeit und Kunst. 1784.

Camper's vortreffliche Abhandlung vom Orangutang *) bewog mich, seinen Vorgänger Tyson **) nachzulesen; und in den Muthmaßungen dieses Letztern fand ich wiederum Veranlassung, dasjenige, was bisher über die Pygmäen gesagt worden, zu vergleichen, die hervorstechendsten Resultate zusammenzustellen, und hier und dort einen Einfall, den ich dabei hatte, aufzuzeichnen. So entstand der gegenwärtige kleine Aufsatz, dessen ersten Entwurf ich einer erhabenen gelehrten Gesellschaft vorzulegen die Ehre hatte. Jetzt liefere ich ihn weiter bearbeitet zum Druck, ohne bei einem Gegenstande, von dem sich schwerlich viel Neues mehr sagen läßt, auf mehr als Behutsamkeit in Beurtheilung der alten Zeugnisse Anspruch zu machen. Ehe ich mich auf diese Arbeit einließ, glaubte ich, daß sie im eigentlichsten Verstande im Bezirke des Naturforschers läge; folglich wird man mir wenigstens Unbefangenheit zutrauen, wenn ich nach geendigter Untersuchung das Gegentheil bekenne.

Die erste Erwähnung der Pygmäen fällt in das früheste

*) Natuurkundige Verhandlingen van Petrus Camper over den Orangoutang, enz. te Amsterdam 1782 gr. Quart, mit Kupfern.

**) The Anatomy of a Pigmy, etc. with an essay concerning the Pygmies of the antients, by Edw. Tyson, M. D. F. R. S. London. 1751 gr. Quart, mit Kupfern.

Zeitalter der griechischen Literatur. Die ältesten Dichter und Schriftsteller Griechenlands, der Sänger der Iliade *), und sein Vorgänger oder Zeitgenosse Hesiodus **) kannten bereits die Pygmäen, und erwähnten ihrer in Ausdrücken, welche vermuthen lassen, daß diese kleinen Geschöpfe längst zuvor unter den Griechen bekannt gewesen sein mögen. Homer läßt in der angeführten Stelle die Troer wie Zugvögel mit lautem Feldgeschrei zum Kampfe ziehen, und was folgt, soll diesem Gleichnisse zur Erläuterung dienen: so schnattern die Kraniche, sagt er, wenn sie dem Wintersturm und Regen entgehend, sich mit Lärmen und Geschrei an die Ströme des Oceans begeben, und den Pygmäenmännerchen den Tod bringen.

Nonnus, Oppian, Ovid, Juvenal, Statius und Claudian ***), eine ansehnliche griechische und lateinische Dichterschaar, unterließen nicht, ein so schönes Gemälde in ihren Gedichten wieder anzubringen, und sich dabei der erlaubten Freiheit zu bedienen, dasselbe nach ihren jedesmaligen Zwecken umzuschmelzen, und bald den Kranichen, bald aber auch den Pygmäen den Ruhm des Sieges zu lassen. Doch nicht etwa nur Dichter al-

---

*) Homeri Iliad. lib. III. 2.

Τρωες μεν κλαγγη τ' ενοπε τ' ισαν, ὑρνιθες ὡς.
Ἡυτε περ κλαγγη γερανων πελει οὐρανοθι προ,
Αἴ τ' επει οὐν χειμωνα φυγον και ἀθεσφατον ὀμβρον
Κλαγγη ταιγε πετονται ἐπ ὠκεανοιο ῥοαων,
Ἀνδρασι πυγμαιοισι φονον και κηρα φερουσαι.

**) Das Gedicht Hesiod's, worin die Pygmäen vorkommen sollen, hat sich nicht bis auf unsere Zeiten erhalten; nur Strabo führt es an, und bemerkt, daß die Stelle mit der im Homer viel Uebereinstimmuug habe Geogr. lib. VII.

***) Nonni Panop. Dionysiac. I. XIV. Oppian. Halieut. l. I. Ovid. Met. VI, 4. — Juvenal. Satyr. XIII, 167. Papin. Statii l. I. Sylv. 6. — Claud. Carm. XL, 13. 14. XV. v. 474 seq. Unter diesen Dichtern scheint der erstere den Homer bis auf einzelne Worte und Ausdrücke nachzuahmen. Juvenal übertreibt es, da er einen Kranich mit einem Pygmäen in den Klauen davon fliegen läßt; freilich sind seine Pygmäen auch nur einen Schuh hoch. Statius scheint auf den Homer keine Rücksicht zu nehmen, denn er ertheilt den Pygmäen den Sieg. Oppian scheint für die Kraniche zu entscheiden, und legt die Scene an den schneebedeckten Atlas. Claudian spricht von den Kranichen, die an den Ufern des Nils in Aegypten Getreide fressen, nachdem sie aus dem Pygmäen-Kriege zurückgekommen sind.

lein, sondern auch Reisebeschreiber, Geographen, Historiker und Philosophen, achten es nicht unter ihrer Würde, von den Pygmäen zu schreiben, und uns oft ganz widersinnige Nachrichten von ihrem Aufenthalt und ihren Schicksalen mitzutheilen. Bald müssen wir das Vaterland dieser kleinen Kriegsmänner mit dem Homer in Aethiopien suchen, bald auch in Indien, in Carien, in Thracien, man möchte fast sagen, überall in der Welt, so weit sie den Alten bekannt war. Die sogenannten indischen Geschichtschreiber, denen selbst das Alterthum, wo nicht erfinderische Einbildungskraft, doch einen ziemlichen Grad von Leichtgläubigkeit beizumessen pflegte, erwähnen durchgehends der Pygmäen; jedoch schweigen sie entweder gänzlich von ihrem Zwiste mit dem Kranichen, wie Ktesias *) oder sie fügen solche Nebenumstände hinzu, welche die ganze Erzählung wesentlich verändern, wie Megasthenes, Onesikrit, Nearch, Basilis und Menekles **). Eine andere Klasse von Schriftstellern weiß die Pygmäen in die fabelhafte Götterlehre zu verflechten, und nennt eine Pygmäen-Königin Gerane oder Oenoe, welche das Unglück hatte, schön und eitel zugleich zu sein, und dafür von einer Juno oder Diana (denn auch hierin ist man nicht einig) mit der Verwandlung in einen Kranich bestraft zu werden. Dieses Mährchen mit einigen Zusätzen und Veränderungen erzählen Antonius Liberalis, Aelian und Ovid ***). Der Ort, wo sich die Göttinnen an der armen Sterblichen rächten, liegt in Thracien, im Lande derjenigen Scy-

*) Photii Bibliotheca, Cod. 72. p. m. 145. — Ktesias scheint hier in der That nicht sowol Menschen als eine Gattung von Affen zu beschreiben, denen er aber, vielleicht aus Mißverstand, Sprache und Sittlichkeit andichtet, so wie er offenbar in einer andern Stelle bei den Pavianen (κυνοκέφαλοι) einen ähnlichen Fehler begeht.

**) Plin. hist. nat. l. VII. c. 2. Strab. geogr. lib. XV. Aul. Gell. noct. att. lib. IX. c. 4. Athenaei Deipnosoph. lib. IX. p. 390. Sowol Onesikrit beim Strabo, als Menekles hier beim Athenäus bezeugen, daß die Pygmäen es nicht nur mit den Kranichen, sondern auch mit gewissen Repphühnern, so groß als Gänse, zu thun haben, deren Eier sie fressen. Onesikrit beschreibt aber seine Pygmäen genau wie Affen, ohne Nasen (ἄμυκτηρες). Basilis wirft alles durch einander, und läßt sie auf den großen Rebhühnern reiten. Megasthenes beim Plinius, hatte sie auf Widder und Ziegenböcke gesetzt.

***) Ant. Liberalis Metamorphos. c. XVI. Athenaei Deipn. l. IX. aus der Ornithogonia Boei. — Aelian. hist. anim. l. XV. c. 29. — Ovid. Met. l. VI, 4.

then, die vom Feldbau lebten, woselbst die alten Erdbeschreiber eine Pygmäenstadt, Kattizon oder Kattuza, und eine Kranichstadt, Geranea, die auch Rhakole heißt, angeben *).

Ehe man auf diese witzige Wendung verfiel, zu einer Zeit, wo man in Griechenland eben anfing Indien genauer kennen zu lernen, und von thracischen Pygmäen noch nicht geträumt hatte, glaubte ein Mann von tiefer Einsicht und ausgebreiteter Kenntniß, der Weise von Stagira selbst, ein wirkliches Pygmäenvolk im innern Afrika annehmen zu müssen. „Im Herbst, sagt er **), wenn Tag und Nacht gleich sind, verlassen die Vögel Pontus und andre kalte Gegenden, um dem Winter auszuweichen; im Frühlinge hingegen ziehen sie wiederum der großen Hitze wegen aus den warmen Ländern in kalte. Einige reisen in einem kleinen Bezirk, andere aber kommen von den entferntesten Gegenden, z. B. die Kraniche, die von den scythischen Ebenen bis an die Seen oberhalb Aegypten ziehen, woselbst der Nil entspringt. Dort herum wohnen die Pygmäen, und zwar ist dieses keine Fabel, sondern die reine Wahrheit. Menschen und Pferde, wie die Erzählung lautet, sind von kleiner Art, und wohnen in Höhlen." Wenn ich bei dieser Stelle annehme, was auch einige neuere Reisebeschreiber gewissermaßen zu bestätigen scheinen, nämlich, daß die Gegenden zwischen dem rothen Meere und dem obern Theile des Nils von einer etwas kleinen Race von Menschen bewohnt werden, von deren Dasein Aristoteles entweder durch glaubwürdige Reisende, oder auch nur durch die Stelle des ehrlichen Herodot, (wo er von den kleinen Leuten erzählt, welche die Nasamonen auf einem Zuge in Lybien gefunden haben wollten) ***) vergewissert sein mochte; so ist es mir begreiflich genug, wie er ein solches Volk für die Homerischen Pygmäen halten konnte, welche in Aethiopien am Ocean ihren Sitz haben sollten. Diodor und Strabo bezeugen, daß es in jener Gegend Höhlenbewohner oder Troglodyten gegeben, und selbst

*) Plin. hist. nat. l. IV. c. XI (XVIII). — Solin. Polyhist. c. XIV, — Steph. Byzant. de urbib. voc. *Καττιζα*.

**) Aristotelis hist, anim. l. VIII. c. 2. Ganz unbefugtermaßen spricht Theodor Gazo in der lateinischen Uebersetzung dieser Stelle vom Gefechte der Kraniche mit den Pygmäen, dessen Aristoteles mit keinem Wort erwähnt.

***) Herodot lib. II. p. 102.

arabische Sagen bekräftigen ihr ehemaliges Dasein. Ein Erdbeben, sagt der Koran, bewirkte ihren gänzlichen Untergang *). Diese Katastrophe ist wenigstens wahrscheinlicher, als die Vertilgung des ganzen Pygmäengeschlechts durch die Kraniche, wovon uns Mela der Erdbeschreiber überreden will **). Der Ausspruch unsers großen Weltweisen, dem man Untersuchungsgeist und Scharfsinn im höchsten Grade zutrauen konnte, scheint in der That manche sowol alte als neuere Schriftsteller über das Dasein der Pygmäen beruhigt zu haben. Philostrat scheint überzeugt zu sein, daß die Troglodyten Pygmäen sind ***); Hesychius sagt mit dürren Worten, die Nubier sind die Pygmäen ****); Spondanus und Madame Dacier †) beten dem Aristoteles nach; der Abt Banier glaubt in den Pechiniern des Ptolemäus die alten Pygmäen wieder zu finden ††), und der gelehrte Bougainville sucht jenseits des Aequators, an der Küste Loango, die Matimbas des Abentheurers Battel auf, um ihnen die Fabeln der Alten anzupassen †††).

Wenn Pater Charlevoix die Neger von Kongo die kleinsten unter allen nennt, die nach Westindien verkauft werden ††††),

---

*) Diod. Sic. lib. III. c. 44. Strab. geogr. l. XVI. Korani Sur. VII, 76. XI, 64—71. XXIV, 141, J. D. Michaelis de Troglodytis, Seiritis et Themudaeis, in Syntagm. Commentation. p. priore. p. 205. 208.

**) Pompon. Melae de situ orbis, l. III. c. 8.

***) Vita Apollon. l. III. c. 45. 47.

****) Νωβαι Πυγμαιοι. Hesych.

†) Comm. in Homeri Il. f. 49. — L'Iliade d'Homère traduite en françois. Paris, 1711.

††) Mém. de l'Academie des Inscript. et belles Lettres, Tome V. p. 101. (ed. in 4to) Ptolem. Geogr. l. I. IV. c. 8.

†††) Mém. de l'Acad. des Inscr. et belles Lettres. (4to.) T. XXVIII. p. 306. 307. — Purchas his Pilgrimes, second part. London 1625. fol. p. 983. Battel will die Matimbas nicht selbst gesehen, sondern nur gehört haben, daß sie nicht größer als 12jährige Knaben sind. Gesetzt aber, sagt Herr v. Bougainville, es wären jetzt keine Masimbas (Matimbas) mehr vorhanden, so darf man nicht schließen, es habe nie keine gegeben, sondern man muß vielmehr glauben, daß die durch ganz Afrika streifende Nation der Jagas, die aus Menschenfressern besteht, sie aufgezehrt haben müsse. Wer wollte nicht diesen starken Glauben bewundern!

††††) Histoire de St. Domingue, par le P. Charlevoix. Paris 1730.

so will er damit sicherlich nicht sagen, daß sie Zwerge sind; denn mit Zwergen wäre den Zuckerpflanzern nicht gedient. Eben so wenig denkt Thevenot nebst andern Reisenden daran, aus den Nubiern und Aethiopiern Pygmäen zu machen, wenn er gleich zugibt, daß unter ihnen viele Leute von unansehnlicher Statur befindlich sind *). Ein Volk von Zwergen gab es nie; denn dergleichen verkümmerte Menschen hat man durchgehends zur Fortpflanzung ihres Geschlechts untüchtig und unfruchtbar befunden. Der Ausdruck: kleine Leute, dessen sich jene Schriftsteller bedienen, kann demnach nur eine solche Länge andeuten, die eher unter als über der bekannten mittleren Größe des Menschen ist. Fast wird es mir jetzt unbegreiflich, wie man ein Volk von diesen Dimensionen mit den Homerischen Pygmäen hat verwechseln können, die nach der Ableitung ihres Namens noch keine Elle hoch gewesen sein müßten. Wollte man aber einwenden, dieses kleine Maß sei bloße poetische Uebertreibung, so möchte ich wissen, wie man Homer's Gleichniß zu retten gedächte. Ein Männchen, ellenhoch, könnte leicht im Gefecht mit einem zweimal so großen Vogel den Kürzern ziehen; ist aber das Verhältniß umgekehrt, so wäre es unvernünftig gewesen, den Vögeln einen Sieg zuzuschreiben, den sie unmöglich erringen konnten.

Diese Schwierigkeit scheint gewisse Commentatoren verleitet zu haben, theils die Pygmäen selbst wegzuläugnen, theils ihren Streit mit den Kranichen für eine Ungereimtheit zu halten. Zu den erstern gehört Strabo, und hernach Aldrovandi, Casaubon, Scaliger, Spigel und Harduin **); zu den letztern Bochard und Isaak Voß ***). Mit welchen vorgefaßten Begriffen einige von diesen Gelehrten an ihre Untersuchung gegangen sind, kann man sich ungefähr vorstellen, wenn man den sonst so leichtgläubigen Aldrovandi hier ausrufen hört: er wolle nichts von den Händeln der Pygmäen und Kraniche glauben, wenn schon Jemand eidlich bekräftigte, daß er den Kampf mit angesehen. Dies war gleichwol der Mann, der es gegen Augenzeugen behaupten wollte, daß

*) Thevenot voyage du Levant, l. II. c. 68.

**) Strab. geogr. l. I. et II. — Ulyss. Aldrovandi Ornitholog. l. XX. — Is. Casaubon. in Strab. l. I. — Jo. Scaligeri Comm. in Aristot. hist. anim. l. VIII. — Adr. Spigel de corp. hum. fabrica. l. I. c. 7. — Harduin, in Plin. hist. nat, l. VI. c. 22.

***) Geogr. sacr. p. I. l. 2. c. 23. Hierozoic. p. 2. l. I. c. 11.

die Paradiesvögel keine Füße hätten, und den Pigafetta einen Fabelhans schalt, weil er diesen groben Irrthum widerlegte Vossens Uebereilung ist noch lächerlicher; denn in der Hitze des Arguments behauptet er, es sei im ganzen Afrika kein Kranich zu sehen, wogegen er doch bei Alten und Neuern eine Menge von Zeugnissen hätte nachlesen können, die es allerdings bestätigen, daß sich während unsers Winters die Kraniche in Aegypten und Lybien einfinden, und mit eintretendem Frühling wieder die Nordländer suchen *).

Allein was nöthigt uns überhaupt, unter den Pygmäen wirkliche Menschen zu verstehen, da der Sprachgebrauch den Homerischen Beinamen: Männer, *ἀνδρες*, bis zu menschenähnlichen Wesen ausdehnt, und Herodot gewisse Geschöpfe, die er selbst unter die wilden Thiere zählt, *ἀνδρες ἀγριοι*, wilde Männer nennt **)? So heißen auch bei uns einige Affen Waldmenschen, bei den Engländern der Pavian Mantyger, und bei den Malayern der Elephant sogar ein Mensch (Orang), wegen seines an Vernunft grenzenden Instinkts. In diesem mehrfassenden Sinn also, nahm Albert der Große jenen Ausdruck, und wagte es zuerst, die Pygmäen für eine Gattung von Affen zu halten ***). Der gelehrte englische Arzt und Zergliederer Tyson gab dieser Meinung Beifall, und schmückte sie mit vieler Gelehrsamkeit aus ****). Ihm scheint auch der vortreffliche Graf von Büffon beizupflichten, wiewol er seiner nicht erwähnt †).

Der Krieg mit den Kranichen steht aber auch dieser Auslegung im Wege; denn der gewöhnliche Aufenthalt dieser Vögel ist von dem der Affen so verschieden, daß sie blos ein sonderbarer Zufall an einen und denselben Ort hätte bringen können. Die Affen scheuen das Wasser, und halten sich beständig im

*) Aristot. l. c. — Euripid. in Helena. — Aristophan. in Nubibus. — Maximus Tyrius. — Nouv. Mémoires des Missions du Levant. (Lettre du P. Sicard) Tome VI. p. 238. 249. Tom. VII. p, 105. — Voyage en Egypte, par Granger. p. 238. — Shaws Travels et Obs. on Barbary and the Levant, Oxf. 1738. fol. p. 433. — Wansleb. Relation d'un voy. fait en Egypte. p. 103.

**) Herodot. l. IV.

***) Alb. Magni de anim. l. I.

****) l. c.

†) Histoire naturelle des Oiseaux, Tome XIII. (ed. in 12) p. 424.

Trocknen, in Wäldern, auf dickbelaubten Bäumen, und in Gebirgsgegenden auf. Die Kraniche hingegen mit ihren langen stelzenähnlichen Beinen, hat die Natur zu Sumpfbewohnern bestimmt, die ihre Nahrung in Aegypten an den schlammigen Ufern des Nils, in Gesellschaft der Ibis und Reiherarten, suchen sollen *). Der gänzliche Mangel an Wäldern in Aegypten ist die Ursache, weswegen daselbst keine einzige Affenart einheimisch ist. In Aethiopien oder Habessinien gibt es beides, Waldungen und Affen; vielleicht geht auch der Zug der Kraniche bis dahin. Gesetzt aber, es wäre nun auch möglich, daß einige dieser Vögel zu gleicher Zeit mit einer Affenfamilie das nämliche Reis- oder Hirsenfeld plünderten, so scheint doch nichts weniger als Uneinigkeit zwischen ihnen, zumal zum Nachtheil der Affen, zu befürchten. Woher nähmen die furchtsamen Kraniche, die auf einem Beine stehend schlafen, und vom leisesten Geräusch erwachen, ja bei der kleinsten Gefahr von ihrem Anführer das Signal zur Flucht erhalten, woher, sage ich, nähmen sie den Muth, einen Kampf mit den Affen zu wagen, oder wol gar diese Thiere anzugreifen, die ungeachtet ihrer geringeren Höhe fürchterliche und grausame Feinde sein würden?

Diejenigen, welche die Pygmäen für Affen halten, scheinen diesen Einwurf geahnet zu haben, indem sie ihm dadurch auszuweichen suchen, daß sie die wichtigste und älteste Stelle der Alten über die Pygmäen, ich meine die im Homer, bei Seite setzen, und gleichsam stillschweigend vorüber gehen, um die Bestätigung ihrer Hypothese beim Megasthenes und Onesikrit hervorzusuchen. Hier heißt es: die Pygmäen zögen an den Ocean, um sich die Kranichs- und Repphühnereier gut schmecken zu lassen; sie müßten aber mit dieser Expedition eilen, damit ihnen die Vögel nicht zu mächtig würden. Hier glaubten sie also die rechten Gewährsmänner aufgestellt zu haben, die ihre Sache in das vortheilhafteste Licht setzen sollten. Affen schlürfen gern Eier; mithin sind sie es, die unter der jungen Brut der Kraniche jene Verheerung anrichten, und diese setzen sich natürlicher Weise zur Wehr, um ihr Theuerstes in der Welt, ihre Nachkommenschaft, zu beschützen. Zwar versetzen die ebengenannten Schriftsteller die Scenen des Krieges in den Norden von Indien, jenseits der Quellen des Ganges, und über die Leute ohne Mund (*ἀστωμοι*)

*) P. Sicard. l. c.

hinaus *); doch was thut man nicht aus Liebe zur Hypothese? Unsere Ausleger tragen kein Bedenken, ähnliche Auftritte in Afrika für möglich zu halten, und es bliebe uns nichts übrig, als ihnen in allen Stücken beizutreten, stände nicht unserer Vereinigung die unüberwindliche Schwierigkeit im Wege, daß die Kraniche nur in Norden brüten, und folglich in Aethiopien keine Kranichseier zu holen sind. So fällt also auch diese Veranlassung zum Streite daselbst weg, und das Gleichniß des alten Mäoniden bleibt annoch ein Räthsel.

Paul Jovius, Olaus Magnus, Olaus Rudbeck und noch einige Schweden **) ließen ebenfalls den Homer in guter Ruhe, und hielten ihre Lappländer, Samojeden und Grönländer für die Pygmäen des Megasthenes, deren Widder und Ziegenböcke dann nichts anders als Rennthiere sei konnten. In der That hat auch Eustachius die Pygmäen im Norden, Thule gegenüber, gesucht ***). Die Geschichtchen, welche Megasthenes nebst andern griechischen Reisenden von den Pygmäen in Indien, oder vielmehr über Indien hinaus, in der jetzigen Tartarei, erzählen, sind vielleicht so gänzlich nicht aus der Luft gegriffen, daß nicht eins und das andere Factum die nordischen Völker betreffend, dabei zum Grunde liegen könnte †). Es wäre nicht unmöglich, daß sie von einem Volke im Norden, kleiner Statur, das von der Jagd lebte, und Rennthiere zum Fuhrwerk brauchte, einige Nachricht erschnappt haben könnten, die ihrer Einbildungskraft hinreichenden Stoff verlieh, von einem so beliebten Gegenstande der griechischen Neugier, wie die Pygmäen gewesen sein müssen, ausführlichen Bericht zu ersinnen. Alles scheint den Griechen willkommen gewesen zu sein, was ihnen über eine so wichtige Stelle ihres vaterländischen Dichters Aufschlüsse zu geben ver-

*) Plin. hist. nat. l. VII. c. 2.

**) Paul. Jov. Moscov. legat. p. 123. Ol. Magn. gent. septentr. Epitom. l. IV. c. 11. — Rudbeck Atlant. III. c. 6. & 10. — Esberg Diss. de Pygmaeis, resp. Dan. Hodell, (Upsal. 1703. 12.)

***) Eustath. in Homer. l. γ'. T. II. p. 809. (Florent. 1732 fol.)

†) Perrault und Herr von Büffon bemerken unter andern, daß die oben angeführten Repphühner des Onesikrit, die so groß als Gänse gewesen sein sollen, wahrscheinlich Trappen gewesen sind. Mém. pour servir à l'hist. des animaux, Tom. II. p. 102. Hist. nat. des Oiseaux, Tom. III. p. 26. (in 12mo.)

sprach. Oft konnte auch der Mangel einer gründlichen Kenntniß der ausländischen Sprachen Schuld an Mißverständnissen sein, wodurch Dinge, die an sich nichts weniger als ungegründet waren, ein fabelhaftes Ansehen erhielten. Wer einen Pavian gesehen hat, wird sich leicht in des Ktesias Beschreibung der bellenden Menschen mit dem Hundsgesichte zu finden wissen, zumal wenn er dasjenige gehörig absondert, was die Bernsteinhändler (vermuthlich eine nomadische Tatarnhorde) zu betreffen scheint. So kann man auch leicht begreifen, was Eudoxus mit seinen Struthopoden *) sagen will, wenn man damit die Nachrichten der Neuern von den kleinen verstümmelten Füßen des chinesischen Frauenzimmers vergleicht **). Mißverstand, oder eine entfernte Aehnlichkeit gewisser Völkernamen mit griechischen Wörtern, gab vielleicht auch die erste Veranlassung zu jener Fabel, welche die Pygmäen nach Thracien und an die Donau versetzte. Die Einwohner von Kattuza, sagt der Byzantiner ***), hatten ehemals in Carien gewohnt, und die Carier pflegten sie Tussylier (τουσσυλοι) zu nennen. Ein Grieche durfte sichs nur einfallen lassen, hier eine Aehnlichkeit mit dem alten Worte τυτϑος (klein) zu finden, so hatte sein Pygmäen-Mährchen einen etymologischen Grund. Was man bei den versengten Aethiopen lange umsonst gesucht hatte, fand man hernach gemeiniglich bei den Hyperboreern.

Aus dem, was ich bisher gesagt habe, läßt sich einigermaßen die Entstehung der spätern Nachrichten von den Pygmäen erklären; allein da man, wie es scheint, eben diese Nachrichten lediglich dem Wunsche der Alten, die dunkle Stelle Homer's erläutert zu sehen, zu verdanken hat, ohne daß sie diesen Zweck damit erreicht hätten, so bleibt jetzt nur noch zu untersuchen übrig, ob nicht Jemand unter den Neuern einen glücklichern Weg eingeschlagen haben möchte. Das Auszeichnende in

*) Plin. hist. nat. l. VII. c. 2.

**) Noch ganz neuerlich hat ein Reisender zu Malakka folgende Bemerkung gemacht: „Noch gibt es tiefer im Lande eine Art Menschen, deren Füße eine ganz entgegengesetzte Stellung mit den unsrigen haben sollen." Sonnerat's Reise nach Ostindien und China, 2. Theil S. 83. Wer denkt hier nicht an die homines aversis plantis des Megasthenes? Plin. l. c.

***) Steph. Byzant. l. c.

dem Gleichnisse, dessen sich Homer bedient, der Umstand, daß sein Werk das älteste Denkmal griechischer Dichtkunst, zugleich das allerwichtigste ist, in dem ein solcher Ausdruck vorkommen konnte, und die unausbleibliche Folgerung aus allem diesem, und aus der bekannten Genauigkeit und Beobachtung des Wahrscheinlichen und Naturgemäßen, die den Homerischen Charakter ausmachen, daß nämlich der Dichter nicht ohne hinreichende Veranlassung sich dieses so auffallenden und unerwarteten Bildes bedient haben könne: — dies sind entscheidende Bewegungsgründe, bei jenen unzuläßlichen, unvollkommenen und unnatürlichen Auslegungen nicht stehen zu bleiben. Vielleicht bin ich so glücklich, zum Beschluß meines Aufsatzes die Muthmaßung eines sehr gelehrten Mannes über diesen Gegenstand so zu beleuchten, daß sie sich allgemein den Beifall erwirbt, den sie mir abgewonnen hat.

Die Götterlehre und die gottesdienstlichen Uebungen der Aegyptier, bezogen sich genau auf die physische Beschaffenheit ihres Landes. Dies ist eine von den scharfsinnigsten Philosophen anerkannte Wahrheit. Die verschiedenen Erscheinungen am Sternhimmel, welche die Veränderung der Jahreszeiten mit sich brachte, die Veränderungen, die auf der Oberfläche der Erde, nach Maßgabe der Entfernung oder Nähe der Sonne, vorgingen, und die Naturgeschichte Aegyptens, in so fern sie auf physische und moralische Wohlfahrt der Einwohner Einfluß haben konnte: dies war der Inhalt jener geheim gehaltenen Lehren, welche ihre sonst so unsinnig scheinende Religion in ein zwar verwickeltes, aber dennoch für damalige Zeiten vernünftiges System auflösten, und vermittelst einer sinnreichen und vielfassenden Deutung, ein helles Licht über die Hieroglyphen verbreiteten. Unter andern war der Nil, von dessen Anwuchs und Abnahme die Erhaltung des Volkes beinahe lediglich abhing, ein Hauptgegenstand ihrer Beobachtungen, und der damit verknüpften religiösen Achtung. Man betete ihn als eine Gottheit an, man stellte ihn in Bildern symbolisch vor, und sogar seine Veränderungen wurden durch allegorische Gemälde bezeichnet. Sechzehn Ellen (cubitus) hoch, sagt Plinius *), mußte das Wasser in der Gegend von Memphis steigen, wenn der Strom die Felder mit seinem fruchtbaren Schlamme hinlänglich düngen sollte. Diese Zahl war so be-

*) Hist. nat. l. XXXVI. c. XI.

stimmt, und so allgemein als die fruchtbarste angenommen, daß sie auf einigen Münzen Hadrians vorkommt, die den Nil in einer niedrigen Stellung abbilden. Plinius sowol als Philostrat *) erwähnen auch einer alten Gruppe von Basalt, woselbst der Nil von 16 kleinen Knaben umgeben ist, die um ihn her spielen, und wodurch man ohne allen Zweifel eben so viele Ellen Wasser hat andeuten wollen. Beim Philostrat heißen diese Knaben, von ihrer Höhe: πηχεις, cubitales. In der Sammlung von antiken Marmorn im Vatikan befindet sich noch jetzt eine solche allegorische Gruppe, welche Montfaucon genau beschreibt **). Die ägyptischen Priester, die Alles personifizirten, bei denen die Sonne, der Mond, die Winde, ja die ganze Natur in menschlicher Gestalt verehrt wurden, hatten also auch den Nil und die 16 Ellen Wasser, mit denen er sich jährlich in das flache Land ergoß, auf eine ähnliche Art unter dem Bilde eines Menschen und 16 ihn umgebender Knaben vorgestellt. Den cubitus, die Elle, oder das Maß, dessen man sich beim Niloskop bediente, nannten sie in ihrer Sprache Pi-mahi. Dies Alles zusammen genommen, bewog den gelehrten Jablonski und den Canonikus Pauw ***), die so berühmt gewordenen Pygmäen für eben diese Pi-mahi, oder Ellen des anschwellenden Nils zu halten, welche die ägyptische Priesterschaft unter der Hieroglyphe von eben so vielen kleinen Knaben darzustellen pflegte. Nichts ist leichter, als nach dieser Voraussetzung den Krieg mit den Kranichen zu erklären, und auch zu begreifen, warum sie gegen ihre wehrlosen Feinde obsiegen müssen. Im Monat November hat das Wasser in Aegypten so weit abgenommen, daß man mit der Aussaat den Anfang machen kann; und zu eben dieser Jahreszeit treffen die Kraniche nebst andern Zugvögeln aus dem Norden daselbst ein, um ihre Nahrung im zurückgelassenen Schlamme des Flusses zu suchen. Den Pygmäen den Tod bringen, heißt also nichts anders als in eben dem Maße, wie das Wasser sich zurückzieht, dasselbe gleichsam verfolgen, und dem Bette des Flusses immer näher treten. Aethiopien ist das Vaterland der Pygmäen; denn dorther strömen alle die Gewässer, welche den

---

*) Plin. l. c.

**) Journal d'Italie chap. XX. p. 278.

***) Pantheon Aegyptior. — Récherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois.

Nil so majestätisch über das ganze Aegypten ausbreiten: vielleicht schrieb man sogar in den ältesten Zeiten diese jährliche Ueberschwemmung dem Austreten des Oceans zu, welchen man sich gegen Süden viel näher dachte, als er wirklich liegt. Ob Homer selbst in Aegypten gewesen, ob er diesen Schlüssel der allegorischen Pygmäenfabel gekannt, oder ob er blos die Fabel, wie sie zu seiner Zeit bereits in Griechenland ohne Auslegung von Mund zu Mund fliegen mochte, als ein passendes Bild seinem unsterblichen Werke einverleibt habe, kann uns nunmehr völlig gleich gelten. Außer dem Vortheile, der bei dieser Erläuterung statt findet, daß sich dadurch alles natürlich, ohne dem kleinsten Nebenumstande Gewalt anzuthun, entwickeln und auflösen läßt, hat sie vor allen andern noch den Vorzug voraus, daß sie ein Mährchen im Philostrat erklärt, welches man ihm sonst als eine Ungereimtheit vorzurücken pflegte *). Herkules, sagt er, hatte sich, nachdem er den Antäus überwunden, in Lybien schlafen gelegt, als ihn ein ganzes Heer von Pygmäen überfiel, und förmlich anzugreifen wagte. Ein Phalanx besetzt die linke, und zwei die rechte Hand; die Schützen und Schleuderer belagern die Füße, und der König mit dem Kern der Truppen läuft Sturm gegen den Kopf. Sie verbrennen seine Haare, wollen ihm die Augen auskratzen, und Nase und Mund mit Klappen verschließen; aber alle ihre Angriffe sind fruchtlos, und endigen sich damit, daß er erwacht, ihrer spottet, sie in die nemäische Löwenhaut einpackt, und dem Euristhenes bringt. Ich weiß nicht, ob Swift zufälliger Weise die erste Idee zu seinem schönen Mährchen von Gulliver und Lilliput etwa aus dieser Fabel geschöpft haben könnte; allein so viel ist ausgemacht, daß man bis jetzt nicht hat begreifen können, wie die Pygmäen in die Händel des Herkules und Antäus verflochten worden sind. Die ägyptische Mythologie gibt auch hier die einzige erträgliche Auskunft. Jablonski hat gezeigt, daß der Erdensohn Antäus dieselbe Gottheit, die bei den Aegyptiern auch Mendes hieß: und in der Gestalt eines Ziegenbocks verehrt wurde, ungefähr wie der griechische Pan, die lebendige hervorbringende Kraft der Natur bedeutete. Herkules hingegen bedeutete die Sonne, wie dieses aus der Uebereinstimmung der zwölf Arbeiten mit den Zeichen des Thierkreises erhellt. Die Fabel, welche Philostrat uns aufbewahrt hat, scheint dem-

*) Philostr. Icon. lib. II.

nach einen Theil des (scheinbaren) jährlichen Umlaufs der Sonne durch den Thierkreis allegorisch darzustellen. Herkules kämpft mit dem Antäus und erlegt ihn; oder, mit andern Worten, die Sonne wird immer wirksamer, indem sie sich dem Sommer-Solstitio nähert: die Früchte reifen, die Halme verdorren, die vegetirende Kraft der Natur stirbt gleichsam ab. Jetzt schläft Herkules ein, die Pygmäen greifen ihn an, und gedenken ihn umzubringen; er aber steht unverletzt wieder auf, und führt sie in der Löwenhaut gefangen. Sobald nämlich die Ernte vorbei ist, und die Sonnenwende des Sommers eintreten will, so fängt auch schon das Wasser an zu steigen; die Sonne geht in die südliche Halbkugel hinab, verliert ihre Wirksamkeit, schläft so zu sagen ein, indeß die Höhe des Nils sich von einer Elle zur andern vermehrt. Zuletzt ist ganz Aegypten unter Wasser, und die Sonne, welche sich bis an den entgegengesetzten Wendekreis entfernt hat, scheint nicht mehr zurückkehren zu können. Gleichwol erwacht sie nun wieder mit ihrer ganzen Stärke, und nimmt die Pygmäen, d. i. die ausgetretenen Wasser, mit sich hinweg. Nimmt man auch mit Dupuis *) an, daß die Zeichen des Thierkreises, welche in Aegypten erfunden worden sind, ehedem in einer der unsrigen entgegengesetzten Ordnung gestellt zu werden pflegten, dergestalt, daß der Steinbock die Sonnenwende des Sommers bezeichnete, so ist der Eintritt der Sonne in dieses Zeichen, wodurch es unsichtbar wird, ebenfalls der Tod des unter einem Bock verehrten Antäus; worauf sich die Sonne wieder nach dem Aequator wendet und unwirksamer wird, je kürzer die Tage werden. Vielleicht beziehen sich sogar die verschiedenen Angriffe der Pygmäen auf die nach einander folgende Erscheinung verschiedener Sternbilder am Himmel, da sich die sinnreiche Hypothese, daß die Erfinder der Sphäre die jährlichen physischen Ereignisse ihres Vaterlandes durch diese Hieroglyphen des Firmaments ausgedrückt haben, immer mehr zu bestätigen scheint.

*) Mémoire sur l'origine des Constellations, extrait de l'Astronomie de M. de la Lande, Tome IV. (Paris 1781. 4to.)

Beschreibung des rothen Baumläufers von der Insel O=Waihi.

Aus dem Göttingischen Magazin I, 6.

In meinen Händen befindet sich anjetzt ein Exemplar eines carmosinrothen Baumläufers (Certhia coccinea), welcher auf der neuentdeckten Insel O=Waihi überaus häufig sein soll. Obgleich die Zunge, in vier Exemplaren, die mir bisher zu Gesicht gekommen, gänzlich fehlt, so trage ich doch kein Bedenken, dieser neuen Gattung von Vögeln einen Platz unter den Baumläufern anzuweisen, für den sie, dem Aeußern nach zu urtheilen, bestimmt ist. Nur in der Bildung des Schnabels zeigt sich einige Verwandtschaft mit den Paradiesvögeln, indem er zwar säbelförmig gekrümmt ist, aber nicht wie bei den übrigen Baumläufern einen scharfen, sondern einen konvexen Rücken hat. Daß es übrigens im Geschlechte der Paradiesvögel, sowol krumm= als geradschnäblige Gattungen gibt, habe ich in der Naturaliensammlung Sr. Hochfürstl. Durchlaucht des regierenden Landgrafen zu Hessen, ꝛc. zu lernen Gelegenheit gehabt. Von sieben bis acht verschiedenen Gattungen dieses noch wenig bekannten Geschlechts, sind allda eine hinlängliche Anzahl Exemplare vorhanden, woran sich zum Theil eine Beobachtung bestätigt, die ich schon in fremden Ländern öfter gemacht habe; daß nämlich die Länge und Krümmung des Schnabels, sogar an verschiedenen einzelnen Vögeln von einer und derselben Gattung, beträchtlich variiren kann. Dies sind kleine Schwierigkeiten, welche sich gegen alle Systeme

empören, und uns freilich unwidersprechlich darthun, daß die Natur nicht immer nach menschlichen Begriffen von Ordnung, Harmonie und Einförmigkeit zu arbeiten scheint; mithin, daß unsre Methoden nur allenfalls Leitfaden in ihrem unermeßlichen Labyrinthe sind.

Unser neuer Baumläufer hat einen dünnen ziemlich stark gekrümmten und beinahe zolllangen Schnabel. Er läuft spitz zu, die obere Kinnlade ist etwas breiter, aber nicht länger als die untere; beide sind ganz, und ohne allen Einschnitt oder Zahn. Die Farbe des Schnabels ist eine ins gelbliche fallende Fleischfarbe. Die Nasenlöcher liegen dicht am Kopfe, sind ziemlich groß und eirund, oben und nach vorne zu mit einem erhabenen Rändchen versehen, welches vielleicht das Ueberbleibsel eines Blättchens sein kann, womit diese Oeffnungen bei verschiedenen Landvögeln der Südseeinseln halb verdeckt sind.

Die Füße sind fleischfarben, oder von der Farbe des Schnabels. Für die Größe des Vogels sind sie ziemlich lang und stark; folglich ist er in diesem Betrachte von denjenigen Baumläuferarten verschieden, welche mit den Honigsaugern eine nähere Verwandtschaft haben. Auf der Reise um die Welt habe ich indessen bereits ähnliche Abweichungen an andern Gattungen bemerkt, jedoch ohne mich dadurch für berechtigt zu halten, die Zahl der Geschlechter zu vermehren. Ein Baumläufer aus Tongatabu, mit fleischigen Bärten oder Lappen, wie der Haushahn deren hat, und zwei Gattungen aus Neuseeland, welche dort die besten Sangvögel sind, zeichnen sich eben so, wie die vor mir liegende, durch stärkere und längere Füße aus. Die Zehen an dieser Art sind dünn, drei vorwärts und einer nach hinten zu gekehrt. Die Krallen sind klein, ausgenommen die am Hinterzehen, welche etwas stärker und gekrümmter ist. Die Farbe der Federn ist am ganzen Leibe eine brennend rothe, zwischen Zinnober und Scharlach, überaus glänzend und schön. An einem einzigen Exemplare, welches entweder ein Weibchen, oder ein junger Vogel sein mag, sind die Federn am Kopf und Halse mit etwas Gelb vermischt. Nur die Flügel, welche im ruhenden Zustande bis an die Mitte des Schwanzes reichen, und die zwölf Schwanzfedern sind glänzend schwarz. Die Deckfedern der obersten Reihen sind gleichwol von eben der rothen Farbe wie der übrige Leib, desgleichen der Afterflügel (alula) und die Ränder der untersten Reihe von Deckfedern. Von den Schwungfedern

sind doch ein Paar der hintersten, die eine ganz, die andre nur auf einer Seite, schmutzigweiß; die Deckfedern unter den Flügeln sind von eben dieser Farbe. Der Vogel ist mit dem Buchfinken, oder höchstens dem Dompfaffen, von einer Größe; seine Länge von der Schnabelspitze bis an das äußerste Ende des Schwanzes beträgt 5½ Zoll (engl.); die Breite von einer Flügelspitze zur andern 7²/₁₀ Zoll. Seine Speise ist, nach Anleitung der Gestalt des Schnabels, wahrscheinlich wie bei andern ausländischen Baumläufern, der Honig, der sich in den Blumen erzeugt. Schwerlich kann ich glauben, daß er auch Insekten frißt, wie die beiden europäischen Gattungen, die Baumklette und der Mauerspecht, welche auch wirklich in mehrerm Betracht von den übrigen Baumläufern abweichen, und allenfalls abgesondert werden könnten, wenn man ja Aenderungen in der Eintheilung vornehmen wollte.

Die Heimath dieses kleinen Geschöpfes ist die Insel Waihi, wo einer der berühmtesten Männer unseres Zeitalters, der Seefahrer Cook, sein ruhmvolles Leben auf die unglücklichste Art beschloß. Die Einwohner dieser und der benachbarten Inseln verfertigen ihren Putz und verschiedene Kleidungsstücke von den Federn dieses Vogels, welcher daselbst außerordentlich häufig sein muß, weil diese Arbeiten gar nicht selten sind. Hauptsächlich werden Mäntel damit über und über besetzt; das Frauenzimmer aber trägt auch Halsschnüre von eines Daumes Dicke, welche gänzlich aus solchen Federn bestehen. Eben solcher Schnüre werden bei ihren feierlichen Tänzen bis auf sieben um den Kopf gewunden.

Ein Deutscher, Barthold Lohmann, der der letzten Reise beigewohnt hat, brachte mir diese Seltenheit mit. Er hat auch eine solche Halsschnur an das hiesige Hochfürstl. Cabinet geschenkt.

Cassel, den 16. Dec. 1780.

Ein Versuch mit dephlogistisirter Luft.

— — Crescentem face Noctilucam — —
Hor.

Die neuesten Erfahrungen, die man in Wien mit dephlogistisirter Luft angestellt, und in Göttingen neulich mit dem glücklichsten Erfolge wiederholt hat, werden unfehlbar zu großen Entdeckungen in der Physik Veranlassung geben; denn die unglaubliche Kraft, welche diese reinste Luft bei der Entzündung der Körper äußert, die vortreffliche Eigenschaft derselben, die Respiration zu erleichtern, und ihre merkwürdige Entwickelung aus den Pflanzenblättern im Sonnenlichte, sind lauter Dinge, die auf den Zusammenhang des Ganzen, wenigstens des Planeten den wir bewohnen, einen beträchtlichen Einfluß zu haben scheinen, und in der Wissenschaft Epoche zu machen versprechen.

Unter der Menge auffallender, und allgemeine Bewunderung erregender Experimente, müssen indessen auch einige weniger wichtige zum Vorschein kommen, die zwar keine neue Eigenschaft der dephlogistisirten Luft erweisen, allein zur Bestätigung der bereits anerkannten dienen können. Hierher gehört nun folgender Versuch, den ich am 30. Juni 1782 anzustellen Gelegenheit fand.

Ich hatte in der vorigen Nacht acht Stück Johanniswürmer oder Leuchtkäfer, von der Gattung, die Linné Lampyris splendidula nennt, und die bei uns die häufigste ist, erhalten. Es waren lauter vollendete Insekten mit Flügeln und Flüge'

decken; folglich lauter Männchen. Am Abend verfiel ich beim Anblick ihres schönen grünlich phosphorescirenden Lichtes auf den Gedanken, daß vielleicht die dephlogistisirte Luft einige Wirkung auf ihr Leuchten äußern würde. Herr Prof. Sömmering war zum Glücke noch mit einem Vorrath von dieser Luft, von vorzüglicher Güte, versehen.

Um den Unterschied des Leuchtens, falls sich einer zeigte, desto deutlicher wahrnehmen zu können, behielten wir vier Johanniswürmer zurück mit gemeiner Luft, und thaten die vier andern in ein verschlossenes Glas voll dephlogistisirter. Fast in demselben Augenblick bemerkten wir auch in der That eine sehr beträchtliche Verschiedenheit. In freier Luft ist bekanntlich das Leuchten der kleinen Thierchen sehr abwechselnd, bald hell, bald nur ein fast unmerklicher Schimmer, bald gänzlich verschwunden. In der dephlogistisirten Luft hingegen war das Licht beständig ohne Abwechselung, und zwar viel heller, als der höchste Grad, den man in gemeiner Luft bemerkte. Die kleinen Thierchen schienen sich auch in ihrem neuen Elemente wohl zu befinden, und liefen ziemlich lebhaft im Glase herum. In einem Zimmer, dessen Temperatur sehr warm war, zeigte sich kein andrer Unterschied, als daß die Insekten in dem Glase mit dephlogistisirter Luft noch lebhafter wurden, und mit großer Hurtigkeit darin auf und ab liefen.

Um sicher zu sein, daß wir unter den acht Johanniswürmern nicht eben gerade die regesten und lebhaftesten gewählt hätten, thaten wir die übrigen vier noch zu den vorigen in die dephlogistisirte Luft. Allein wir wurden sogleich gewahr, daß wirklich diese Luft zur Verstärkung ihres Leuchtens diente, indem die zuletzt hineingethanen so hellglänzend als die andern schimmerten.

Wir versuchten es, die Göttingischen gelehrten Anzeigen bei diesem Lichte zu lesen, und fanden ein einziges Insekt hierzu hinreichend; da hingegen bei denen in gemeiner Luft das Lesen nicht gut von statten gehen wollte, wenn sie auch alle vier ihr Licht auf das Papier warfen. Vielleicht lag dieser Unterschied auch an der mehrern Stetigkeit des Lichts von den erstern.

Nachdem wir die Insekten wieder aus der reinen Luft herausgenommen hatten, behielten sie ihren hellen Glanz noch ein Paar Minuten lang unverändert, und erst nach dieser Zeit verdunkelte er sich, bis zum gewöhnlichen abwechselnden Schimmer. Die Luft selbst schien von den Insekten noch wenig phlogistisirt

worden zu sein; wenigstens brannten Hölzer darin mit der größten Heftigkeit.

An unsren Johanniswürmern leuchten nur zwei Abschnitte des Unterleibes, nämlich der vorletzte, und der zunächst über diesem. Daß die Respiration zur Hervorbringung dieses Lichtscheines beiträgt, war mir schon daraus wahrscheinlich, weil bei Insekten in jedem Abschnitte des Unterleibes zwei Luftlöcher (Spiracula) vorhanden sind, welche zu den in ihrem innern Baue verbreiteten zahlreichen Luftkanälen führen, und in dem gegenwärtigen Falle gar wol zur Entwickelung des Lichts in dem Unterleibe des Johanniswurms hinreichend sein können. Denn, ist die Materie, die in den beiden letzten Abschnitten des Unterteibes abgesondert wird, ein wahrer flüssiger Phosphorus, dessen Brennbares in irgend einer thierischen Feuchtigkeit aufgelöset ist, so kann nach Crawford's Theorie durch den Beitritt der Luft ein Tausch der reinen Feuerluft gegen jenes Brennbare entstehen, und folglich das Licht erzeugt werden. (S. Götting. Magazin, 1. Jahrg. 5. St. S. 293.) Da Auflösung des Brandschen Phosphors in Nelkenöl an der freien Luft zwar leuchtet, aber nicht brennt, so gewinnt die Hypothese, daß die leuchtende Materie im Johanniswurme ein flüssiger, in irgend einer ihm angemessenen thierischen Feuchtigkeit aufgelöseter Phosphor sei, auch von dieser Seite neue Wahrscheinlichkeit. Auch wenn man das Insekt zerdrückt, leuchtet die an den Fingern klebende Materie noch eine Zeit lang; welches abermals ihre Aehnlichkeit mit Phosphorus verräth.

Dieser Voraussetzung vollkommen gemäß, muß das Phänomen des phosphorischen Leuchtens der Johanniswürmer in dem Maße heller und lebhafter sein, in dem die Luft, welche sie athmen, reiner und von allem Brennbaren entledigt ist; mit andern Worten, es muß gerade so ausfallen, wie die Erfahrung mit der dephlogistisirten Luft wirklich ausgefallen ist.

Der bisher allgemein für erwiesen angenommene Satz, daß das Leuchten dieser Insekten von ihrer Willkür abhange, leidet meines Erachtens große Einschränkung. Man bemerkt allerdings, daß sie nur von Zeit zu Zeit plötzlich einen hellen Schimmer von sich geben, in den Zwischenräumen aber mit einem dunklern und allmälig abnehmenden Lichte glänzen. Ich finde keinen Anstand zu glauben, daß die plötzliche Erscheinung dieses helleren Schimmers, mit dem Augenblicke der Einathmung übereintrifft, und

daß er sodann in eben dem Maße abnimmt, in welchem die eingeathmete Luft sich in den Luftröhren mehr und mehr mit Phlogiston sättigt, und endlich eine neue Einathmung nothwendig macht. Da aber eben diese Röhren mit dephlogistisirter Luft gefüllt, ungleich feuerreicher werden, so kann das Leuchten des Phosphors auch von einer Einathmung zur andern mit gleicher Stärke fortdauern, wie solches bei unsern wiederholten Versuchen der Fall gewesen ist.

In gemeiner Luft erlischt der Schein der Johanniswürmer zuweilen ganz und gar; und dieses Erlöschen kann entweder davon herkommen, daß die Einathmungen bei diesen kleinen Thierchen sehr langsam auf einander folgen, und gegen das Ende derselben, zwar noch Luft genug zum Lebensunterhalte, nicht aber zur Erweckung des phosphorischen Glanzes im Körper vorhanden bleibt; oder, daß sie in der That nach Willkür die Kanäle schließen können, welche der phosphorischen Sekretion die Luft zuführen. Allein in dephlogistisirter Luft habe ich diesen Schimmer durchaus nicht erlöschen sehen; also siegt dieses reinere Element über die eigenmächtige Bewegung des Thieres, wenn eine solche wirklich statt finden sollte, und zwingt es, im eigentlichen Verstande, zu leuchten.

Was die Absonderung einer phosphorischen Materie überhaupt betrifft, so ist sie zwar an und für sich noch unerklärbar, jedoch nicht wunderbarer, als so viele andere Sekretionen in besondern Theilen des thierischen Körpers, wie z. B. der elektrischen Materie in den dazu eigentlich gebildeten Theilen des Zitterrochens u. s. f.

Ganz anders scheint es sich mit dem leuchtenden faulen Eichenholze zu verhalten. Ein Stück dieses Holzes, welches überaus schön zu leuchten schien, ward von der dephlogistisirten Luft nicht verändert; angenehm war es aber zu sehen, wie der leuchtende Schein des Holzes schnell zu verschwinden schien, sobald mau einen einzigen Johanniswurm mit seinem viel lebhafteren Lichte dazu that.

Mit den großen Laternträgern aus Surinam ließen sich an ihrem Wohnorte vielleicht allerlei wichtige Versuche anstellen, die bei unsern kleinen Insekten unmöglich sind.

Limites Historiae naturalis.

Oratio qua lectiones suas in Academia Vilnensi auspicatus est Georgius Forster, die 2. Febr. MDCCLXXXV.

Si de iis rebus, quae viro bono expetendae sunt, paullo rectius judicaverim, idem, quo me summa benevolentia illustrium institutioni publicae praefectorum condecoravit, munus, id exoptatissimum quidem simul ac honorificentissimum, vel omnium consensu mihi praedicandum est. Nam cum profecto nulla, nec tuta magis nec jucundiore, hac, quae per officia in universum genus hominum patet, via, tranquillitatem, felicitatemque animi attingere valeamus: illum sane magnam et invidendam fortunam sortitum esse arbitremur, cui utilissimae Scientiae doctrinas se traditurum, eoque beneficio probe de civibus meriturum, dulcissimo praesagio conscire sibi contigerit. Augeri autem praestantiam suauitatemque huius conscientiae, si adventiciis quibusdam conditionibus, quae sunt quasi ministrae comitesque felicitatis, magis excitetur, omnino non praetermittendum est. Ut enim ad me ipse redeam, jure quidem et merito inter gratulationis meae caussas, easdemque non minimas, quis non retulerit hanc secundissimam mihi sortem cecidisse, post viginti annorum spatium, ingenti circa orbem terrarum periplo ceterisque itineribus absolutis, revisendi patrios lares, ut tandem n hac alma nostra academia genuinus naturae mysta, eius

numinis sacra facerem, quibus peragendis totum me a teneris inde dicaveram?

Sunt et plura huius generis incitamenta, sed iam omnia breviter dicenti omittenda, ut oculos in eum conferam, quem habeo uberrimum gaudii fontem, hunc vestrum, inquam, auditores, ornatissimum, lectissimumque consessum. Nam etsi bene informati homines incredibili ardore honestatis atque ingenii laudem adsequi solent, plurimum tamen refert, quonam potissimum judice ista virtutis praemia retulerint. Vos autem, ut estis natu, dignitate, ordine, nobilitate, tum sapientia et magnitudine animi praecellentissimi, ita et vestra sententia decretam laudem omnibus anteponendam, et felicissimum quemque, cui gratiam a vobis inivisse evenit, cum honoris, tum et gravitatis vestri judicii caussa censendum esse, nemo inficiabitur.

At haec quidem verba recte declarant id, quod hodie sentire deberem, non idem quod reverá sentio. Quo minus enim, licet rem omnem rite perspectam habeam, abjecta haesitatione mihi gratulari possim, unum est quod deficit: felix illa temeritas anticipandi ea, quae non nisi diuturno labore et adsidua diligentia mihi videntur esse consequenda. Quare etiam, si istarum rerum, in quibus hucusque versatus eram, fortasse aliquam felicius gesserim, quae mihi favorem vestrum, auditores, benignitatemque conciliasset, ne haec ipsa in hoc tempore plurimum contra me faciat, id non mediocriter pertimesco. Nempe, quem in remotissimis orbis regionibus excolendae historiae naturali operam navasse vobis compertum est, verbosissimum laudatorem huius scientiae coram amplissimo vestro judicio se praestiturum esse, ex consuetudine expectare videmini. Quod quam sit a meis moribus alienum, tum vitae genus, studiis magis et contemplationi deditum, quam rhetoricis artibus exercitatum, tum moderatio, qua semper usus sum in pertractandis, quae mihi ipsi insumseram, negotiis, luculente satis demonstrant. Quoniam igitur negavit mihi musa, ore rotundo loqui, ne adsensum recusetis rudi et incomtae oratiunculae, est quod vos enixe deprecor, auditores ornatissimi. Quodsi a vestra humanitate impetravero ut eam aequo animo accipiatis, tenuem ornatuque eloquentiae prorsus exutam, forte ipsa naturae contemplatio, prout ingenio liberali maxime consentanea est,

et veluti cognata, ita vos amoenitate sua alliciet, audientesque summa voluptate capiet, ut nostrae dicendi inopiae vix animum intenderitis. Itaque ne superfluo quidem amabilissimae scientiae praeconio vobis taedium parasse, et tempus inaniter trivisse videar, statim ad determinandos limites historiae naturalis mihi transeundum est.

Verum enim vero, summus rerum arbiter ita nos a natura conformatos voluit, ut neque nosmet ipsos esse sciremus, neque de re quapiam, quod sit, notitiam haberemus, antequam diversae rerum qualitates, impetu facto in sensuum organa, in iisdem motum quendam concitarent, quo ad sedem animi usque delato, ibi nova commutatio fieri, atque istius rei, quae priorem motum adtulerat, quasi imago, quam ideam vocant, exsurgere potuisset. Hinc solam et certissimam sensibus adeptam experientiam ducem atque magistram sequimur, eiusque praesidio freti, ad vitam beate transigendam omnes sarcinas colligimus. Equidem scientiarum et artium, quotquot sunt, hoc idem initium fuisse arbitror, ut homines vitae necessitatibus ducti, naturae divitias attentius lustrarent, easque experiundo in proprios usus converterent; consummatio autem, ut propter innumeram multitudinem rerum observatarum, earundem recensio quaedam et apta coordinatio fieret, ad capessendam animo cognitionis omnigenae inexhaustam copiam. Quare apud priscas gentes, cum primum silvestris vitae immanitati renuntiassent, ac suasu sapientiorum hominum mites et mansuefacti certis legibus uterentur, officiorum tamen vix ullum discrimen erat, ita ut ab aratro arcesserentur, qui duces rei publicae fierent. Cum enim a majoribus praeter victus ferini rationem adhuc paucissimas observationes accepissent, idearum omnis generis, quas sibi pedetentim progrediente experientia comparaverant, tenuis apparatus facillime vel unius hominis mente tenebatur, qui saepe conjunctim cum regia potestate medicas artes exercebat, deorum cultui invigilabat, tempora iuxta decursum astrorum metiebatur, rem agrariam et pecuariam colebat, proprio artificio domum, vestitum, supellectilemque omnem sibi parabat, denique ingenuarum quas vocant artium, poëseos et musices rudimentis ponendis quod reliquum erat temporis insumebat. Quippe enim totius generis humani a pristina feritate ad morum elegantiam et

mansuetudinem sensim progredientis, cum stadiis humanae vitae simillima est ratio; nec inepte, propter inopiam experientiae, societatis primordia infantilis aetatis imbecillitati conferuntur.

Verum a quo tempore assueverunt homines quidquid observaverant vel excogitaverant in scriptis posteritati relinquere, indies varii generis notitiarum numerus accrescere coepit. Itaque, quae ab inventione litterarum saecula circiter quadraginta elapsa sunt, tot tantisque observationibus et inventis encycliae disciplinae supellectilem accumularunt, et universae eruditionis vincula laxaverunt, ut quae olim unius hominis esset scientia in plurimas vastissimasque partes diffinderetur. Circumscripti cuilibet parti limites, datique doctores, qui relictis aliis, in hac una, quam sibi elegerant, toti quanti versarentur. Quo factum est, ut nostris quidem temporibus ingenii vires praeclare floreant, acerrime exercitentur et ad summum acumen evectae sint: una tamen simplicitas et quasi sororia consociatio litterarum amissa propemodum esset. Diceres, scientiam, mutilato corpore, pulchriorem animam efflasse, quamquam in resectis membris tanta residebat, tamque vegeta vis, ut nova monstra inde orirentur. Inter viros doctos enim, quid hodiedum solennius, quam disiunctae cuipiam particulae scientiae se addixisse, hanc omnibus praetulisse, reliquas, quas vel a limine non salutaverant, cum fastidio despexisse? At hoc quidem nimio in partes studio, doctrinae utilioris et ab erroribus intaminatae incremento, quam pessime consultum est. Quodsi nova eaque vera et utilia cognoscendi et publico omnium commodo in medium proferendi cupidine ingenuos animos flagare decet; si temerarias opiniones, et inveteratos, quos sola vetustas sanxit, errores scientiae sacrario prohibere, experientiae autem spectataeque veritati fores aperire dignum est, quod philosophis cedat officium; si denique omnibus sapientibus, generisque humani amantissimis id imprimis cordi esse debet, ut vitae jugiter beatae prosperitatem universae cognitionis finem esse, non solum praeceptis sed potius invicto exempli robore unanimiter demonstrent: quid, per deos immortales! felicitati hominum contrarius, et ad rem publicam litterariam penitus evertendam exquisitius contingere poterat, hac ipsa inter scientiae diversas particulas oborta dissensione et invi-

dia? Quod utinam Elicius Jupiter nos edoceat, quo carmine istas lites componere queamus! Egomet autem mihi fortiter persuasum habeo, sterilem fore quamlibet disciplinam dum caelebs remanserit: omnes autem tunc demum uberrimos fructus in medium prolaturas, cum mutuis amplexibus se invicem deosculaverint et veluti connubio recoaluerint.

Sed etiam naturae cognitio in plures sejunctissimasque partes dividebatur. Vix enim credibile et posteris forte ridiculum videbitur, quod observatio et enumeratio rerum naturalium, a quibus, tamquam carceribus, universae scientiae cursus antiquitus progressus erat, in scholis ante aliquot annorum decades propriam cathedram nusquam invenirent. Latebant enim varia huius scientiae membra sub apparatu ceterarum abscondita. Nam quae in genere de vastissimo naturae imperio, de telluris cum reliquis sphaeris ratione, de geographia naturali et subterranea praecipienda sunt, ea in hunc diem usque apud physicos nonnisi in transitu paucisque verbis absolvebantur. Specialioris historiae naturalis capita similem fortunam experta sunt. Mineralogiam chemia absorpsit. Botanice, quae scientiae formam vix induerat, in ditionem medicorum cessit. Postremo Zoologia, cuius propter hominis cum ceteris animantibus affinitatem in aprico est utilitas, locum ubi consisteret, reperire non potuit. Novam igitur, auditores ornatissimi, seu potius Libitinae vix ereptam, et denuo instauratam scientiam, cuius legitima methodo strata nuperrime fundamenta agebantur, vobis fovendam tradimus.

Est autem historia naturalis enumeratio et descriptio rerum omnium sua sponte existentium, quae sensibus cernuntur, vel nudis, vel instrumentorum adminiculo fretis. Qua definitione optime intelligitur, hanc nimirum scientiam pro inconcussa basi haberi posse, qua totius institutionis moles innitatur. Quodsi mens hominis ratioque ab ideis per sensuum organa susceptis originem trahunt, quantum intersit nostra, ut rerum imagines vero consentaneas, quales sola contemplatione naturae comparantur, memoriae mandemus, id neminem aequiorem fugere potest. Invenimus ergo illud a superis efflagitatum, quod omnes scientiae partes amplectitur, vinculum. Invenimus hunc quasi fontem divite vena

scaturientem, quo concurrunt cultores disciplinarum omnium, quarum sucjecta ex natura rerum deprompta sunt, ut ex eo perpetuo hauriant materiam sibi idoneam, sive gaudeant solibus coruscis per aethera cursum volventibus animum intendere, sive minima, quae sensus nostri aciem effugiunt, scrutari malint elementa corporum, sive mirentur simplicissimum hunc ordinem, quo cuncta reguntur, eiusque ad mechanicas artes adplicationem, sive hominum doctrinas, moresque diversissimos ac vitae rationes, et quidquid ingenium hominum utilitatis an detrimenti rebus humanis intulerit, ad easdem sanctissimas naturae leges revocare, atque hac, tamquam norma, adhibita, de animi simul et corporis valetudine tuenda consilium inire cupiant.

Jam ex dictis patet, scientiam nostram in duas praecipuas partes apte dilabi, quarum prior ad notitiam rerum adipiscendam valet, altera usum spectat. In ea parte, quae notitiam sistit, priore loco de observandi ratione dicendum est. Omnis enim de intuenda natura triplex est quaestio. Unum genus est, qualem esse oporteat observatorem; alterum positum est in adminiculis, quibus stipatus ad obtutum rerum naturalium se accingere debet; tertium versatur circa methodum observata ordinandi. In observatore praeclare agitur, si sunt integrae corporis vires cum sanae mentis dotibus conjunctae. Ut enim in primis hominis est propria veri inquisitio, illum robusto magnaeque constantiae animo, ingenio praecellenti, omnique sensuum acie instructum esse oportet, qui, quid sit verum, ex observatione naturae elicere sibi proposuit. Et quidem prima habenda est corporis ratio. Cum enim de rerum extra nosmet ipsos positarum qualitatibus aliquid percipere nisi per sensuum organa non possumus, videndum est, quae horum subsidio percepta ad animi sedem deferuntur, in ipso transitu ne quid immutationis vel etiam detrimenti accipiant, quod organorum statu defectivo, aut morbido, vel quocunque modo praeternaturali tribuendum sit: quippe imperfectas et a vero prorsus alienas rerum imagines inde proficisci evidentissimum est. Nec praeterea observatorem statis diei temporibus, neque in uno tantum loco officio suo fungi posse, rerum per orbem longe lateque disseminatarum varietas, mobilitasque demonstrant. Itaque corpus nimia intentione, indefesso labore, vigiliis, itineribus,

aëris injuria, noxiis exhalationibus, animalium morsura, plantarum veneno, innumerisque aliis incommodis fractum vires deficerent, nisi proprio ingenitoque robore ad omnis generis molestias perferendas valeret. Huic porro corporis firmitati, licet illa gravissimi momenti sit, etiamnum agilitatem conferamus: in colligendis enim examinandisque rebus naturalibus, doctis manibus et exercitatissimis oculis opus est.

Quae autem ad animi facultates adtinent, eorum duplex est locus, vel ad ingenium, vel ad eum, qui hominibus ingeneratus est, recti bonique sensum spectantium. Ex integritate observatoris enim plurimum pendet, ut veri cognitionem adipiscamur. Quare praeceptorum et doctrinae haec in primis ratio servanda erit, ut in gratiam adscitae aut temere receptae opinionis numquam dissimuletur propria indoles rerum, falsaque pro veris venditentur. Eadem lege porro fabellae aniles, portenta, ethnicae superstitiones fictaeque de industria notiones rerum observatoris indignationem ita moveant, ut haec omnia acerrime insectetur, atque adeo circumforaneos, praestigiatores, sagas, et reliquos immundissimos impostores, qui plebeculam suis commentis decipiunt, conficiunt, exsugunt, e republica profligare studeat. Namque insatiabili veritatis amore incensus animus, si novi aliquid didicerit, id omnibus profuturum festinat in medium proferre; reticere autem, ut sibi soli lucro sit, fraudem existimat.

Inter ingenii dotes, quae in observatore requiruntur, hae praecipuae sunt: intelligentiae acumen, quo studii methodus instituatur; praeclarum judicium ad dignoscendas naturae multiformis divitias; sagacitas et artificium in excogitandis experimentis, in iisdem vero perficiendis summa diligentia et circumspectio; memoriae felicitas ad retinendas rerum diversissimas notas et nomina; invicta denique in observando perseverantia et curiositas. Quibus praesidiis munitus legitimus observator, naturam et experientiam duces sequi, alienae auctoritati non nimiam fidem adhibere, nil prorsus admirari, sed ea, quae sapientem decet, animi tranquillitate cuncta intueri pro lege sibi praescribat. Equidem haec omnia, quae hucusque praecepimus eo graviora et notatu digniora habenda sunt, quo luculentius re ipsa compertum est, in scientia naturali nullum genuinum doctorem esse, nisi et observatorem se praestiterit.

Perreximus ad secundam quaestionem de adminiculis, quorum primum genus sunt instrumenta, sex diversis speciebus distincta, scilicet: mathematica, quibus dimensiones corporum metiuntur; mechanica, legibus motus adaptata; optica, quae visui ministrant; anatomica, quibus partes corporum separantur; chemica, divellendis principiis corporum idonea; postremo physica, ad elementorum qualitates exquirendas constructa. Cum autem iis, qui studio naturae se dicarunt, extra limites natalis regionis vagari plerumque non liceat, de nexu tamen inter rerum diversas species, earumque utilitate judicium ferri, nisi cunctae lustrarentur, omnino non possit; altero genere adminiculorum indigemus, quod cognitionem rerum alienigenarum nobis suppleret. Exstruuntur itaque Musea, exuviis animalium et varietate corporum fossilium referta; coluntur in hortis botanicis plantae exterarum regionum, tum sub dio virentes, tum artificiali calore fotae: quae autem ob oculos poni nequeunt, ex libris, quaeque nova perpetuo innotescunt, litterarum commercio conquiruntur.

Reliquum est, ut tertio loco dicam de methodo in recensendis naturae phaenomenis adhibenda. Atque jam iterum mihi repetendum est, res cunctas nobis apparere, aut per impetum, quem nullo interveniente, in omnes, vel saltim aliquot sensus nostros faciunt; aut immutatione ab iisdem in alia re effecta. Nam quaecunque in sensus non cadunt, neque ullam cum sensibus rationem habent, iis omnino non datur locus in historia naturali. Attamen, cum sempiterno naturae motu, multa indies mutentur, alterius destructione alterum vigeat, alia per compositionem ex aliis concrescant, in contactum veniant, quae pridem remotissima erant, solvanturque vicissim, quae olim arctissime cohaerebant: imperfecta evaderet cognitio rei cuiuslibet, nisi observationibus continuis eius metamorphoseôn historia, ceu vitae curriculum, in manifesto poneretur. Omnis igitur rerum naturalium recensio gemina est: prior descriptionem corporis cuiuslibet, altera illius cum ceteris corporibus rationes, seu historiam proprie dictam naturalem sistit. In concinnandis descriptionibus id praesertim desideratur, ut qualitates quibus ab invicem res naturales discrepant, certis ac probe definitis vocabulis insigniantur, diversaeque porro species apta

nomina nanciscantur. Consistit enim notitia rerum in vera idea objectorum ex notis propriis collecta, quibus similia a dissimilibus distinguuntur; hanc notitiam, ut cum aliis communicemus, nomina propria, quasi idearum signa, singulis imponenda sunt; ex immortalis enim Linnaei sententia, si nomina perierint, peribit et rerum cognitio.

Ab altera parte, in historia nobis respiciendum est ad totius mundi universitatem, caussarumque et effectuum irruptam seriem, rerumque maximarum cum minimis perpetuum nexum. Saepius etiam in consilium vocanda sunt ea, quae in cognatis disciplinis de corporum natura et affinitatibus per varii generis experimenta atque institutas cum illis tractationes innotuerunt, ut quam a conformatione et compositione deduximus distinctam rerum cognitionem, eam ulterius penetrando in specialissimas earum proprietates, phaenomena, mysteria, dotes, vires et usus, omnibus numeris absolvamus, eaque ad vitae necessitatem et delectamentum adhibita, fruamur.

Sed in ista rerum admirabili varietate unde incipiamus, quem tandem scrutandi finem faciamus? Quos enim cernimus naturae vastissimos thesauros, corporum omnis generis infinita propemodum serie refertos, disseminata per immensum spatium radiantia coelorum agmina, inorganicae materiae, pondere, mensura, numero fere infinitas conjunctiones et inde natas minerarum species, plantarum animaliumque myriades, formarum, organorum, artuum, principiorum, virium, pharmacorum varietates; hos, ut verbo eloquar, labyrinthos, quis umquam sine ariadnaeo filo intrare audeat? Etenim memoria hominis ad omnia sigillatim retinenda non valet, nisi succurrat ei in subsidium ordo, quem cum Linnaeo animam scientiae appellare malim, cuius nimirum ope diversae rerum species secundum affinitates, quibus inter se invicem conveniunt, vel etiam arbitrariis quibusdam notis distinctae, in classes, ordines, tribus, genera, speciesque rediguntur, ut exercitui in castrorum acies distributo similes, facilius a primo intuitu lustrari possint. Quam autem genuinus naturae observator cum magna solertia et improbo labore, a contemplatione individuorum assurgens ad universalia, exstruxit methodum, hanc ut discentes melius adjuvare possit, docendo invertimus, et incipientes a divisionibus su-

perioribus seu generalioribus, quae numero infrequentes, mente facilius tenentur, ad singula specialissima gradatim descendimus. Atque hac potissimum via procedentes, non solum omnibus maeandris naturae nos feliciter expediemus, verum etiam in apparenti rerum confusione tandem in naturalem quendam et ab ipso mundi auctore stabilitum ordinem incidemus, quo cuncta cohaerent et se mutuo excipiunt.

Permulta sunt, auditores ornatissimi, quae de methodo studii adhuc praecipienda essent; sed ista forte in pertractandis singulis historiae naturalis sectionibus aptiorem locum reperient; neque enim arbitror in eo mihi operam collocandam esse, ut ordinis necessitatem, rem tam apertam et in tam clara luce positam, supervacanea demonstratione coram vobis evincam. Quare iam postremo me in gravissimum argumentum convertam, quod ad alteram partem scientiae nostrae adtinet. Nempe videntur mihi cuidam in faucibus haerere huiusmodi quaestiones: quorsum hi tanti apparatus methodici? Qui istarum nomenclationum, ubi minutissima quaeque naturae corpuscula sigillatim recensentur, finis aut modus? Quo pacto, cum earum, quae hominibus ad vitae usus ministrant, rerum naturalium numerus angusto limite circumscriptus sit, reliquarum formarum inutilium varietate discentium memoriam onerare, et physicis istarum indagatione omnem vitam consumere licet? Nonne consultius factum fuisset, in cognitione rerum duntaxat utilium restitisse?

Istaene postulationes aequae vobis, et cum veritatis studio conciliandae videntur, auditores ornatissimi? Ergo actum est, si Diis placet, de recens nata in Lithuania scientia nostra; tametsi vestrum hunc amplissimum consessum conspicienti de interitu historiae naturalis nihil est, quod mihi metum injiciat. Equidem probe scio, vos mecum persuasum iri, inter mentis attributa nullum esse humanius et a ceterorum animantium indole tam alienum, quam quod nobis insitum est veritatis desiderium. Quare, ut cum principe philosophorum loquar, praeclarum mihi quiddam videtur adeptus is, qui, qua re homines bestiis praestent, ea in re hominibus ipsis antecellat. Quantum autem ad hoc ipsum veritatis studium universae naturae contemplatio subsidii conferat, id iam extra omnem dubitationis aleam positum esse,

ex praecedentibus intelleximus. Quod si damnanda est curiositas, protinus ad agrestis vitae feritatem redeundum erit, ut bestiarum in modum viventibus, praeter cibi et potus quaestum nihil curarum nobis supersit.

Verum, quum id praesertim vulgarium et brutis similium animorum sit, quod utilitatem honestati anteferant, cunctaque aspernentur, ex quibus proximum emolumentum fructusque sibi parari non vident; ita hominibus bene institutis, qui dignitatem rebus omnibus anteponunt, atque in communi hominum utilitate tuenda augendaque versantur, id non raro evenit, ut in alteram partem discedant, et de hominis praecellentia nimis superbe sentientes, universum mundum cum infinita rerum varietate sui caussa creatum fuisse alucinentur. Quam quidem jactantiam nullum argumentum tam efficaciter reprimit, quam naturae penitior investigatio. Licet enim hominem in scala animantium, quae alma tellus alit, principem locum occupare concedamus; nihilominus, quum eum iisdem naturae legibus, quibus cetera animalia parent, subjectum esse, innumerasque per terrarum mariumque plagas dispersas species corporum illi hauddum innotuisse, plurima autem animalia vastissimas regiones adhuc liberrime pervagari, neque hominis umquam in se potestatem agnovisse, studio rerum naturalium compertum habeamus: illum profecto diceremus dementis speciem prae se ferre, qui his omnibus probe dispectis, naturam tamen, per tot annorum millia novitate formarum fluctuantem, sui tantum caussa extitisse sibi animo finxisset. Quod si a rerum necessitudine forte quis argutaretur, hominem ad mundi harmoniam necessarium, hoc ipso argumento pro fine creationis haberi posse: ego quidem libenter concedam, hominem ad perfectionem universi necessarium fuisse, eadem lege, qua et muscas, et pulices, et minutissima animalcula infusoria non fortuito sata, sed necessitate naturae existentia, certisque legibus cum ceteris rebus conjuncta, nihil autem in rerum natura supervacaneum esse, inficias iri nequit. At vero, hinc si colligere velim, mundum pulicis caussa creatum fuisse, risum teneatis, auditores? Quid, si ad coelum vultum adtollamus, innumerosque miremur soles, immenso spatio inter se invicem remotos, ponderibus suis libratos, quorum plurimi non nisi armato oculo cernuntur, plures forte, propter di-

stantiae immensitatem nos adhuc latent? An omnes in hunc finem creatos esse affirmares, ut imaginarium hominis imperium locupletarent? Credo, quia elapsis tot saeculis casu tandem alicui nostrûm per telescopium illuxerunt! At hercules! si istarum remotissimarum stellarum forte aliqua, solem nostrum magnitudine aemulans, cum sua planetarum cohorte in abysso necdum emensi spatii periisset, priusquam instrumentorum ope ab hominibus detecta esset, an noctes nostras ista lucis deminutione obscuriores factas animadverteremus? Verum ut intra nostri solis terminos me rursus recipiam, nonne septimum eius planetam, ante biennium adhuc ignotum, gravissimum monitorem habemus, qui nostrae inanitatis nos commonefaceret?

Quum igitur arrogantis ingenii sit, cuncta in dominium hominis vindicare, agrestis autem, omnia fastidire quae non proxime ad quaestum faciunt: quid de utilitate historiae naturalis tandem statuemus, in bivio constituti? Hujus quaestionis, mea quidem sententia, facillimum erit discrimen, modo adtentius facultatum nostrarum rationem habeamus, et quousque harum ope res humanae perductae sint, observemus. Quod enim superius monui, ab infantili inscitia progressas gentes, nonnisi paullatim ulteriore notitia rerum imbutas fuisse, multaque antecedentibus saeculis ignota, recentiori aevo tandem innotuisse, ut quem lentum maturandi modum natura, propriis legibus constantissima, in omni suae ditionis parte stabilivit, eum in humanae mentis dotibus evolvendis et ad summum perfectionis fastigium perducendis itidem sequeretur: id mihi videtur non solum ordinem multo gravioris momenti, quam ut hominis utilitatem pro unico scopo haberet, in totius mundi regimine indicare, sed etiam luculentissimo exemplo sapientiam et bonitatem creatoris in eo potissimum comprobare, quod animo nostro vix limites constituisset, quin usque in novissima tempora gaudeat rerum innumerabili multitudine et varietate, in quarum contemplatione, prout agilis est et inertiae impatiens, vires suas perpetuo exerceat, et in lucem extrahat veritatem, interiore naturae sacrario clausam. Itaque haec ipsa ingenii perficiendi infinita potestas, cum perpetuo impellat homines ad inquisitionem suarum cum re qualibet rationum, plurimum ad vitae felicitatem augendam conferre, atque inexhausta no-

vitate rerum inquirendarum, animum cum maxima voluptate adimplere valet.

Sed etiam numero genus humanum indies nova incrementa capere certissima observatione constat. Quare, ut omnium necessitatibus satisfiat, nova praesidia in naturae imperio nobis sunt conquirenda: discamus famem sitimque novis alimentis sedare; morbis, majoribus nostris ignotis, remedia prius inaudita adhibere; ad commoda quoque et elegantiores vitae usus, naturae divitias mille modis convertere; natura magistrâ, in artibus utilitatem cum eximia formarum venustate conjungere, atque subtiliorem quendam pulchri consonique sensum, qui mores emolliat, nec sinat esse feros, in omnium animis exsuscitare, ut illa gaudeant et exhilarentur continuo, quae formis, coloribus, tonis, modis, motibus et denique verbis inest, convenientia et jucunditate. Et quoniam hac nostri sensus vivida mobilitate ad animi affectus gravissimos et excitandos, et demulcendos utimur, ita ulterius scrutando naturae leges rationesque quibus, quae specie videntur esse contraria, revera tamen conciliantur, et inter se firmissimo cohaerent ordine, incidemus in eam, naturae consentaneam, recti bonique normam, ad beate vivendum necessariam, quae, qua in re consistat officium, eo clarius nos perdocebit, quo curatius rerum omnem congeriem, nexumque minimorum cum maximis in examen revocaverimus. Neqne in hoc, quod ad societatis perfectionem adtinet, examine resistimus, sed universum mundum contemplantes, ad ultimum finem studii nostri pertingimus, atque in admirationem et adorationem divinae mentis, cuius nutu cuncta existunt, lubentes rapimur. Etenim (jam Ciceronis verbis concludam) quis est tam vecors, qui aut, cum suspexerit in coelum, deum esse non sentiat, et ea, quae tanta mente fiunt, ut vix quisquam arte ulla, ordinem rerum ac necessitudinem persequi possit, casu fieri putet; aut cum deum esse intellexerit, non intelligat eius numine hoc tantum imperium esse natum, et auctum, et retentum?

Sufficiant haec modo dicta ad laudandam magnanimitatem, et in scientias benevolentiam maximorum Europae principum, qui naturae indefessos observatores ad remotissimas insulas et regiones delegarunt, ut ibidem omnis generis rerum naturalium thesauros colligerent, describerent, et se-

cum reportarent; quorum usus, etiamsi ex parte aequalibus nostris contingat, posteris tamen cumulatius reservatur. Verum enim vero simili ac forte maiori encomio extollenda sunt clementissimi Regis nostri, Stanislai Augusti, in studium naturae merita, cum Ejus nimirum felicissimis auspiciis huic nostrae scientiae tandem novae cathedrae in patria dicarentur. Quo quidem beneficio Rex munificentissimus non solum quaecunque a cognitione naturae promanant commoda cum sua gente communicanda, sed et praeterea indigenorum corporum naturalium, quae hucusque despecta et inutilia jacebant, explorationem instituendam curavit.

Quae cum ita sint, mihi pro incolumitate et incremento historiae naturalis in nostris academiis ardentissima vota fundenti, hoc, quo nullum majus, officium reliquum est, quod *Te*, *Princeps Celcissime! Vilnensium Episcope* summe venerande! quem nostrae universitatis cancellarium et fautorem primarium devotissimis mentibus colimus, ut huic Scholae historiae naturalis, quae Tuis potissimum consiliis ab illustri collegio praefectorum publicae institutioni, quod Te praesidem suum patriae felicitatis studiosissimum veneratur, denuo instaurata est, tamquam proprio benefacto favere et propitius esse velis, summa animi reverentia obsecrem, rogemque. Est enim palam omnibus notissimum, quanto in scientias, quotquot sunt, amore feraris, quam humanissimum patronum viris eruditis, quamque strenuum illis intercessorem Te, Princeps celsissime! semper praestiteris, nec non qua munificentia ingenuas artes adeo in clientelam receperis, ut in ipso Tuo palatio familiariter versarentur. Harum itaque in hisce regionibus natu minimae, Naturae nimirum scientiae, ex incunabilis vix egressae, Tua autem benignitate fretae, se eodem, quo ceterae, patrocinio abs Te sublevatum iri, cum illa, quae infantilis aetatis est, integra fiducia, sperare liceat. Jam haec, Tua pupilla, tanti defensoris praesidio suffulta, publicae educationi praefectorum, et quod subjungere ausim, Regis nostri longe clementissimi liberalitati commendanda, ut horti botanici ėt musei rerum naturalium varietate referti pretiosa et eximia quidem, sed quibus vivat, exolescat, floreat, inque novo hospitio fructus proferat, summe necessaria munera accipiat, jam, inquam, Vilnensium Musarum choris se immisceat, suumque Musage-

tam dulcibus, quos in naturae materno gremio legerat flosculis, cum debito honore, ovans atque exultans apud gratam posteritatem coronet.

Quum autem principis optimi in nostram universitatem beneficiis exardescat animus, atque totus se in ejus admirationem effundat, non potest non simul maximo patriae juventutis instituendae studio, quo hunc amplissimum senatum academicum praeclare decorum cernit, bene quaesitam laudem denegare. Et quidem in primis Te, Vir amplissime et plurimum reverende, huius universitatis *Rector Magnifice!* quem in Regia Scientiarum Academia Londinensi Collegam mecum conjunctissimum veneror, utpote cuius in universam rem litterariam et praesertim in astronomiam sublimiorem notissima et per orbem celebratissima sunt merita; Te alterum nostrae academiae patrem et instauratorem omnes qui in hoc ornatissimo consessu frequentes adsunt, quorum cordibus Tuorum beneficiorum sensus infixus est, discentes, doctores, fautoresque nostrae universitatis, cum omni pietate verecunde compellari jubent. Nam etsi praetermitterem, quod valetudini corporis ne quidem pepercisti, ut incremento difficillimae scientiae prospiceres, atque observationum thesauros, quales orbi erudito antea nunquam innotuerunt, invicta perseverantia et continuis pervigiliis compararcs: id tamen in omnium ore est, Te, quod eodem encomio dignum et forte magis arduum erat, Tuo in rem publicam amore, Tuis indefessis laboribus, Tuaque sapientia et moderatione consecutum esse, ut hanc nostram universitatem incolumem, renatam, novisque praesidiis auctam videremus. Quapropter universae patriae talem Virum doctrina, integritate, consiliis et magnitudine animi clarum, qui promulgandae cognitionis utilioris fortissimum propugnatorem se praestitit, huic autem academiae, juventuti nostrae, nec non denique mihimet talem moderatorem aequum, pium, humanissimumque ex animo gratulor. Pari autem studio Te, Rector Magnifice! Vosque in senatu academico Collegae spectatissimi! ea qua par est observantia comprecor, siquidem consueta benignitate me in vestrum sodalitium recepistis, ut quemadmodum nostrae scientiae sororio vinculo junctae sint, ita et vestris consiliis me adiuvetis, coeptisque meis auxiliemini, meque vestri favoris studiosissimum, ea, cuius primitias iam expertus sum,

amicitia cumulare pergatis. Excepistis enim collegam, qui et vestro praesidio fretus, de muneris sui gerendi prospero eventu non dubitet, et quo se dignum vestro adsensu praestet, in tradendis cum omni diligentia doctrinis, incorruptum naturae verique amorem vobis coram hac amplissima concione spondeat. Dixi.

Praefatio in Dissertationem de Plantis esculentis insularum oceani Australis.

1786.

Asiam inter orientalem et Americam zephyrinam late extenditur Oceanus australis, omnium vastissimus, nullis extra zonam torridam, praeter unicam fere novam Zeelandiam, terris interceptus; intra tropicos autem plurimis insulis, veluti punctis conspersus, quarum aliae in congeries aliquot collectae, aliae majori spatio disjunctae jacent. Versus occidentem inde a decimo quem vocant latitudinis australis gradu usque ad quadragesimum quartum, idem oceanus novam Hollandiam, Europa maiorem, alluit.

Insolae harum terrarum alii candidiores sunt, alii nigricantes. Priores numero reliquis praestant, uno eodemque sermone utuntur, morumque similitudine, quantum pro climatum diversitate licuit, inter se conveniunt. Ex Indiae regionibus orientalibus per archipelagum moluccanum atque philippinas insulas in oceanum australem eosdem migrasse, propter analogiam linguae eorum vernaculae cum malaica, certissimum est. Oceani huius partem borealem, tropico tamen inclusam, tres insularum congeries occupant, Latronum quae et Marianae dicuntur, Carolinae, et novissimo Cookii itinere detectae Sandvigiae. In ea parte quae trans aequatorem ad austrum sita est, totidem archipelagis, Amicorum scilicet, Societatis et Marchionis Mendozae, sedem figerunt;

quibus adnumerari debent insulae illae, hinc atque illinc in oceano dispersae, cuius superficiem vix superant, stupendis lithophytorum habitaculis inaedificatae, nobis *demersae (Low Islands)* dicendae. Eiusdem stirpis porro ramentum extra tropicum australem, versus Americae littora in paschali insula reperitur *(Ostereiland)*, aliud deinceps ex opposito novae Hollandiae nova Zeelandia est, inde a tricesimo quinto ad quadragesimum septimum latitudinis gradum protensa.

Nigrae gentis longe alia est ratio; nam in Indiae archipelagis orientalibus, et praesertim in montuosis sylvaticisque insularum latibulis agrestium hominum familiae reperiuntur, quae forte cum hisce australioribus nigritis ex eadem stirpe prognatae sunt. Eiusdem gentis praecipua sedes est illa insularum congeries, quae aequatori et moluccanis insulis proxima, Papuae sive novae Guineae, Britanniae, Hiberniaeque nominibus in tabulis geographicis designari solet. Inde per insulas Charlottae, novasque Hebrides ad novam Caledoniam usque haecce Nigritarum proles videtur penetrasse, brevissimo certe, si cum eo conferatur, quo candidiores illi homines novam Zeelandiam et extremam paschatis insulam petierunt, itinere, et a primis sedibus minus remoto. Nigri huius populi forte soboles, etiam novam Hollandiam occupavit, licet hoc certo affirmare non ausim; quod si vastissimae istius regionis incolae re vera originem trahunt a Papuanis, dandum id quoque est, eos a climate et carnium esu aliquanto immutatos fuisse. Verum enim vero nigrorum hominum in hisce terris in primis ea est singularitas, ut fere in qualibet insula, licet proxima vicinitate cum reliquis coniuncta sit, proprio diversissimoque sermone utantur; totque paene sint idiomata, quot sunt insulae ab iisdem habitatae. Quo quidem argumento nullum exquisitius immanitatem maiorum, a quibus ortum trahunt, comprobare videtur; et enim quis est, qui indomitam feritatem simul et inscitiam climatis ubertate altam in eo potissimum non agnoscat, quod praeter victus parandi rationem, nihil a parentibus didicerint, desertisque laribus etiam patrii sermonis obliti sint?

Singularem hanc diversitatem inter Austrasiae vel Polynesiae populos, cum iam neque aëris, qui omnibus idem propemodum est, neque alimentorum, quibus omnes fere iisdem vescuntur, diversae qualitati tribuenda sit, originem du-

cere a primitiva autochthonum varietate, arbitror. Indelebilis enim et tanquam inusta species, diversis hominum familiis inhaeret, plurimis notis characteristicis insignis, quae et climati omnimodo resistit, et ciborum commutatione non frangitur, nec non perpetua successione, nisi contaminatae fuerint generationes aliqua mixtela, a parentibus ad ultimam prolem integra meracissimaque descendit. Cui assertioni ne testimonia desint ex aliis regionibus deprompta, verbo saltem tetigisse sufficiet Aethiopum sive Nigritarum e propriis sedibus africanis in peregrina climata translatorum generationes, atro colore, crispa in capite lana, porrectis maxillis, naso simo, labiis tumidis, ceterisque indiciis ab optimo Soemmerringio, summo incisore, mihi *) nuper enumeratis, atavis semper simillimas. Attamen de origine harum in genere humano varietatum aliquid certi vel ea ratione constitui nequit, quod in universum historica traditione antiquiores sint, et Iudaeorum oracula, quibus Europaei e consuetudine pie assentiuntur, de iisdem sileant. Cum autem Iudaeos semel in scenam evocaverim, eosdem non dimittendos judico, priusquam eorum exemplo varietatum humanarum persistentiam firmaverim. Plurima enim secula non suffecerunt ad abluendam istam notam vultui horum hominum adeo profunde insculptam, qua vel a primo intuitu asiaticam eorundem originem, meridie clarius perspectam habemus.

Quod ad climatis temperiem attinet, illud nimirum in novae Hollandiae desertis siticulosis, inter calidissima jure referri potest, neque huius parti boreali, aequatori vicinae, ipsam Africam aequinoctialem aestuosiorem existimarem. Insulas vero, per oceanum dispersas, ventorumque intra tropicos perennium halitu perflatas saluberrima et amoenissima coeli temperie gaudere, navigatores quotquot ad easdem appulerunt omnes uno ore pronunciant. Novae Zeelandiae, licet frequentibus procellis exagitetur alpesque suas perenni nive obrutas in altum adtollat, nihilo tamen secius leniores sunt brumae, cum in eius parte extrema ad quadragesimum quintum usque gradum latitudinis in austrum conversa, sub ipso fine autumni herbas et fructices florentes legissem.

*) Ueber die körperliche Verschiedenheit des Negers vom Europäer. Frankf. u. Mainz. 8. 1785.

Qui Carolinas, Marianas, Sandvigias, Mendocinas, Societatis et Amicorum insulas tenent, primae gentis hominis, elegantioris sunt formae, colorisque purissimi castanei absque ullo nigredinis inquinamento. Statura eorum mediocris est, ad proceritatem accedens; capilli longi, densi, cincinnati, nigri; barba maribus crebra, prolixa; oculi ampli, iride nigrofusca; nasus latiusculus, nec simus; labia crasciuscula, dentes pulcherrimi. Magnates colore saepius lucidiore dignoscuntur, corpore proceriore, robusto, obeso, abdomine amplissimo. Sed exceptionem habent insulae aquae penuria laborantes E-uwa, Tonga, Namoka, Paschatos, quarum incolae, etiam natu principes, plerique gracilioris sunt formae.

Ingenium horum hominum mite, morum comitate quadam et mansuetudine coniunctum, at in bellis in saevam ferocitatem degenerat. Respublica omnibus feudalis est, regis moderamini subiecta, cuius in Amicorum insulis nullo limite circumscriptam potestatem, in Societatis archipelago potentiores vasalli coërcent. Vulgus hominum clientibus constat, et mancipiis glebae adscriptis, regiturque polytheismi superstitione, quae in Sandvigiis praesertim insulis profundiores videtur radices egisse, verum etiam apud Taheitenses interdum humanas victimas erogat. Iis in universum monogamiae consuetudo, vix a nobilibus, militibusve spreta. Vestimentorum genus laxum, leve, climati accomodatum; balneum frigidum bis de die, matutinum et vespertinum; unguentorum usus inprimis inter magnates frequens; moderata in laboribus domesticis exercitatio; nocturni aëris intemperies sedulo evitatur; mollis denique libido, risus, joci, fabulae, cantilenae et saltationes ad tuendam sanitatem vitamque ad ultimum terminum protrahendam conferre videntur.

Victus ratio, apud hancce gentem quam sit congrua valetudini robustae et integrae, videndum est. Artocarpi fructus farinaceo-pulposi ab Otaheitensibus, insularumque Societatis, Mendocinarum, Sandvigiarum, Carolinarum et Latronum indigenis loco panis adhibentur, primis octo mensibus in anno maturescentes, sed tamen ante maturitatem perfectam in cibum cedunt. Hi decorticati, foliisque obvoluti, in fornace subterranea per horulam assati, comeduntur. Reliquis quatuor mensibus musae inprimis fructus, radicesque

ari, dioscoreae, dracontii, taccae, convolvuli hominibus cibum suppeditant; quem ter singulis diebus capiunt, plerumque refrigeratum, interdum tepidum, numquam vero ferventem. Artocarpi fructum, quem blando alimentorum vegetabilium generi adnumerari non dubitem, variis modis praeparatum, sive acidulatum fermentatione, sive cum oleo et nucleis cocos nuciferae commixtum frixumque magnates quidem in deliciis habent, sed eidem lautiores quoque epulas adjiciunt; pisces enim sapidissimos, pullos gallinaceos, porcinas, caninasque carnes in conviviis magna quantitate ingurgitant. Horaeis porro fructibus Spondiae, Musae, Eugeniae crudis subinde vescuntur.

Sale marino in littore radiorum solarium ope concreto in Sandvigiis insulis ad cibos saliendos utuntur. Societatis insulae sale concreto carent quidem, sed eius loco aqua oceanica pro embammate adhibetur; in paschatis demum insula, nimis arida et aqua pura omnino destituta, non raro salsam pro potu ordinario hauriunt. In Marchionis, Societatis, Sandvigiisque insulis scaturigines aquae frigidulae, purissimae, levissimae abundant, communique usui inserviunt. Qui delicatius vivunt, lympham nucibus cocos inclusam sorbillant. Sacerdotem autem turba et magnates extractum radicis piperis methystici potant, quod non solum toxicis viribus eosdem inebriat, somnoque gravi opprimit, sed etiam corpus lente emaciat, et leprae obnoxium reddit. Abominandum hocce temetum in Amicorum insulis praesertim usitatissimum est. Ibidem plurium causarum juncta operatione plane efficitur, ut homines, ex eadem stirpe cum Taheitensibus et Sandvigianis prognati in universum tamen minus robusti evadant, eorumque proceres non adeo pinguescant, sanguinis autem acrimonia maiore laborare videantur; unde vel elephantiasin, vel totius corporis squalidissimam purulentamque exulcerationem non raro generatam fuisse novimus. Quum enim huius archipelagi australiores insulae fontibus et rivulis aquae purioris penitus careant, incolis suis non solum potum salubrem, sed etiam balnea in climate aestuoso maxime salutaria denegant. Deinde, quod forte maximi momenti est, blandissimi artocarpi fructus ibidem rarius occurrunt, atque radices jam commemoratae ari, dioscoreae taccae, huius alimenti saluberrimi vices agunt, quae licet coctu-

vel tostione a volatili et fere deleteria causticitate liberentur, tamen adstringentium et acrium indolem non ita plane exuunt, ut suspicionem movere omnino non valerent, apud homines iisdem perpetuo altos tandem massam sanguinis et humorum exacerbari, nimiaque acredine accendi posse. E contra vero blandiori diaeta, horaeisque fructibus aquosis usi Taheitenses, aquae potatores, quorum corpora crebris ablutionibus humectantur et emolliuntur, non possunt non obesiores reddi, cum revera succi corporis humani tot diluentium juncta actione nimis debilitarentur, nisi transpiratio in regionibus calidioribus abundantior, phlegma superfluum tolleret.

Sunt qui climatis influxum in res humanas pertinaciter negant; iis Novam Zeelandiam vellem adeant, cuius regionis incolae cum Taheitensibus et indigenis archipelagi Amicorum sermone conveniunt, cum quibus etiam fabulae religiosae, et traditiones, nec non ipse vultus et color communem iisdem originem fuisse testantur. At profecto maximam inter hasce gentes ortam a climatis necessitate morum diversitatem mirarentur. Primi enim novae Zeelandiae coloni, qui ad huius regionis oras boreales appulerunt, saccharatum licet convolvulum chrysorrhizum, radicesque ari et dioscoreae secum attulissent, piscaturae tamen, quae facilem commodamque victus rationem iisdem pollicebatur, sese addixerunt; horticulturam, prout operosior erat, sensim versus australiorem extremitatem terrarum errabundi prorsus deseruerunt. Quare singulis familiis insulam pervagantibus et ab invicem segregatis, cum jam nullo societatis vinculo amplius compescerentur, ad libidinosam ferocitatem patebat reditus. Incertus enim piscaturae proventus eas frequenter loco migrare coëgit, ut victui prospicerent; hinc inter diversas familias, quotiescunque fame perductae in idem littus piscosum escendissent, de littorum dominio acerrime dimicatum est. Apud victos inde pariter ac victores irata fames aluit inimicitiam, animosque sibi invicem infensiores reddidit. Eo usque tandem vindictae cupiditas apud irritabile illud et iracundum genus hominum invaluit, ut etiam in occisos hostes dentibus saevire assueverint. Cum igitur bellicam virtutem et fortitudinem maximi faciant, neque cuiquam honorem habeant, nisi corporis viribus plurimum polleat, hinc iniquam et vere

tyrannicam in sexum sequiorem potestatem exercent; quin spretas ac despectas uxores non solum ad vilissima, eaque molestiora officia adigunt, sed et matrem septennes pueri impune conviciantur aut scelesta manu feriunt.

Corpus a frigoris iniuria pannis e phormio textis, plumisque avium aut pelle canina munitis tuentur. Sed igni circumiacentibus intra fumosa tuguria munditiae nulla cura est, cum ab omni lavatione squalidi atque pediculosi abhorreant, nec non pigmento rubro et oleo rancido vultum foedare consueverint, ut hostibus terrorem injiciant. Victus, quemadmodum superius monui, praecipuus pisculentus est; piscibus enim et recenter captis, et ad solem exsiccatis vescuntur. Docuit tamen etiam dira necessitas ad sylvas confugere, silicumque radices medulla farctas effodere, dum vexatum procellis

atrum
defendens pisces hiemat mare.

Harum silicum in borealiori insula, quae populosior est, cum ingentes acervos collectos vidisset Cl. Crozet, simulque comperisset radicum Convolvuli, ari et dioscoreae culturam ibidem non plane negligi, hominibus Novae Zeelandiae victum vegetabilem esse nimis festinanter inde collegit. Idem navarchus experientissimus apud incolas istius regionis frequentem gummi cuiusdam calefacientis comissationem observavit. Neque iam recuso, in calidiore Novae Zeelandiae parte, advenas e Zona torrida homines consuetudinem vegetabilis alimenti conservasse; quin potius libenter concedam, hoc stabili et minus erratico vitae genere effectum fuisse, ut numerus eorum magis accresceret, civitatisque et regiae potestatis primordia ibidem una progerminarent. Verum ex autoptarum consensu facile colligitur, barbaros in boreali Novae Zeelandiae parte horrido carnium humanarum adpetitu, ferocissimo in hostes animo, ad vindictam iramque proclivitate non solum australiores familias, mereque ichthyophagas aequare, sed et tanto iisdem praestare, quanto in universum viribus corporis membrorumque immanitate eas antecellant. Qui ciborum ad animi adfectus excitandos potentiam agnoscunt, huius tantae ferocitatis stimulos forte ab alkalescente piscium substantia petant, cum etiam in temperatiore insula, pisces saltim ex parte, hominum nutrimento inservire noverir

Similem huic differentiam, quae inter diversas nigrae gentis colonias intercedit, brevissimis verbis expediam. Ex his, qui Novae Caledoniae insulam aridam et montuosam incolunt homines reliquos mansuetudine pacisque studio superare videntur, statura iis aliquanto procerior, color fuscus quidem, sed ad castaneum vergens: capilli torti, nec tamen plane ut in Aethiope lanati. Eorum arva plantationi radicum ari et dioscoreae idonea, in regione littorali, aquis marinis stagnantibus subinundata et rhizophorae, ficuumque radicantium denso frutice intercepta, ligonibus sedulo confodiuntur. Soli sterilitas autem improbum incolarum laborem parce nimis remuneratur; quare et piscatu vitam sustentant, et ad sylvestria succedanea e regno vegetabili recurrunt, corticesque insipidos hibisci tiliacei exsugunt. Novarum Hebridum contra foecundissima tellus est, quas scilicet calor intestinus vulcani non solum refocillet, sed et late dispersus laetificet cinis. Ibidem hortuli, quos indegenarum industria plantavit, intra spissum undique nemus absconditi latent, Musae inprimis fructibus, citro, ficubus edulibus, nucum vario genere, tum etiam ari et dioscoreae radicibus divites. Ipsa hinc inde farinosis onusta fructibus artocarpus, licet minus frequens, conspicitur; domesticae porro volucres suumque greges circa domicilia vagantur. Succurreret cuiquam forte illam naturae altricis ubertatem intuenti, ut in hisce insulis hominum stirpem bene saginatam, corpulentam, segniorem, imbellem, pacisque et veneris, otio quae maxime aluntur, artibus deditam exspectaret. Enimvero miraretur quod citra spem illi obviam fierent (praeprimis in Malicollo insula) nigerrimi homunciones, naso simo, angulo Camperi acutiore *), capillitio crispo et lanato, exiles, macilenti, deformes, nudi, cingulo armillisque strictissimis coarctati, garruli, ingeniosi, astuti, histriones, agilissimi, irrequieti, suspiciosi, trepidi, sagittis clavisque perpetuo armati, mulierum osores, anthropophagi! Quod vero insulae Tannae indigenis contigerit, Mallicollensibus ingenio magis mitescere, eosque proceritate corporis artuumque masculo vigore superare, id procul omni dubitatione, familiari quam habent cum quadam albidae gentis

*) Ex occursu linearum, alterius ab osse frontali, alterius a meatu auditorio, ad dentes incisores superiores, ductarum.

colonia consuetudini tribuendum est. Nam praeter vernaculam suam, intelligebant etiam linguam Societatis et Amicorum insulis communem, eamque ultra proximam insulam Irronan, in alia, cui nomen Itonga, in usu esse nobis referebant.

Haec praemittenda mihi videbantur, cum adumbrationem plantarum molitus essem, quae ad rem cibariam in terris australibus pertinent; neque iniucundum hunc introitum, nec prorsus inutilem ratus, qui etsi nova et inaudita non proferat, certis tamen et fide dignis observationibus doctrinae utiliori ministret. Equidem mihi videor illorum opinionem recte amplexum esse, qui maximam inter hominum familias diversitatem organicam, ab ipso generationis typo derivandam, morumque notas characteristicas, et consuetudinum perpetuitatem imitatione maiorum oriundam existimant; climati tamen aliquid virium inesse ad inflectendos animos non omnino recusant. Sed etiam in cibi potusque diversis generibus, non solum corporis humani fabricam singulariter renovandi immutandique, verum ipsiusmet animi energiam excitandi aut demulcendi vim sane maximam delitescere, celeberrimi nominis viri strenuis argumentis demonstrare conati sunt. Famis enim sitisque dolore sollicitatos homines, ut detritas de corpore particulas novis supplementis restituant, diluantque sanguinem motu naturali spissatum, alkalescentem edulcorando restaurent, ex deglutitis et in ventriculo solutis corporibus organicis paratum succum tubulis villosae tunicae susceptum, et in glandularum plexibus demum assimilatum, venis haurire quidem, eoque machinam animalem perpetuo resarcire, sed pro diversa principiorum in alimentis miscela diversissimum profecto habitum nancisci asseruerunt, cuius etiam in sensus internos reactionem manifestam simili ratione contingere arbitrati sunt, qua mutato instrumentorum mechanismo, effectuum discrimina in operibus humano artificio elaboratis plane deprehenduntur. Adduxerunt in huius doctrinae defensionem exempla morborum varii generis, quorum fons et origo sublato elementorum nostri corporis aequilibrio debetur, sanandorum autem ratio in eodem mutata diaeta adhibitisque remediis efficacibus restituendo consistit. Tum in medium porro protulerunt animi affectus hoc vel illo cibo potuve interdum sopitos aut exsuscitatos; nec non denique inter tot gentium diversissima ingenia, mitissimum phytiphagis, atrox et belli-

cosum sola carne vescentibus tribuerunt. Cum autem singula, quibus haec opinio fulciri solet argumenta, post Hallerum denuo recensere *) supervacaneum et citra huius opellae propositum foret, id unum, missis coniecturis fallacibus adiiciam, ad immutandum typum varietatum humanarum, ex observationibus superius enumeratis, non adeo notabilem esse in terris australibus ciborum efficaciam.

Plantae in oceani australis insulis esculentae quinquaginta quatuor in universum mihi innotuerunt, quarum viginti sex ante nostrum iter botanicis incognitae erant. Harum universalissimae sunt (cum etiam extra tropicos reperiantur) Convolvulus chrysorrhizus, Dioscorea alata, Arum macrorhizon et esculentum; his proxime accedunt, tropico tamen inclusae: Musa paradisiaca, Cocos nucifera et Artocarpus, incisa, reliquae omnes in una alterave insularum congerie desiderantur, aut minus frequentes sunt. Numeravi porro in Societatis insulis species esculentas viginti sex; in Amicorum insulis totidem, sed nonnullas diversas; in novis Hebridibus circiter viginti; in nova Zeelandia sedecim, quibus comprehenduntur antiscorbuticae septem Europaeis quidem pretiosissimae, sed quarum apud incolas ad rem cibariam nullus est usus.

Erunt forte, qui in tenui laborem me collocasse existiment. Attamen non defuit, qui ex hac tenuitate oriundam gloriolam legitimis dominis praeriperet, et alienae messi immiteret falcem. Taceam rerum naturalium cognitionem, usu semper esse anteriorem; et earum quae nostro itinere innotuerunt ad hominum necessitates adplicationem, etiamsi parte saltem aequalibus nostris contingat, posteritati tamen clarissime perspiciendam demum reservari.

*) Physiolog. Tom. VI. Lib. IX. Sect. 3.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

